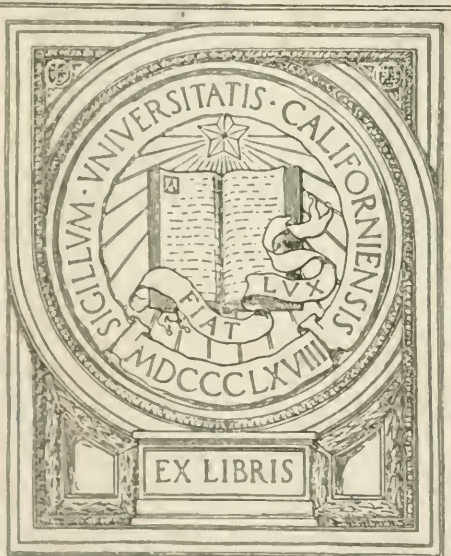


UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY



A
A
0
0
1
2
9
7
3
1
1
1

UNIVERSITY OF CALIFORNIA
AT LOS ANGELES



IN MEMORIAM
S. L. MILLARD ROSENBERG



Aus

Bewegtem Leben.

Erinnerungen

aus dreißig Kriegs- und Friedensjahren

von

Gans Wachenhusen.

II. Band.

Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt,
vorm. R. Schulz u. Co.

1890.

Alle Rechte vorbehalten.

Tous droits réservés.

All rights reserved.

AMERICAN PHOTO-ENGRAVING
COMPANY, NEW YORK

27
1888
MIAI
112

Inhalt des zweiten Bandes.

XX.

Pest 1861. — Das ungarische Parlament und die nationale Bewegung. — Die Magyaren rechnen wieder von 1848. — Die Niederwerfung des Germanenthums und die Eintreibung der Cylinderhüte. — Andrássy, Deák, Götvös, Madacs, und wie dieser die kulturellen Verdienste der Deutschen um Ungarn anerkannte. — Die Tricoloren und die Trauerfahnen. — Teletki's Selbstmord. — Ganasz, Arpad und Attila. — Die schönen Ungarinnen. — Czardaß und Kacoczly. — Meine Todesnachricht.

XXI.

Reise in den Wolken. — Der Luftschiffer Regenti und seine beabsichtigte Forschungsreise. — Auffahrt vom Königsplatz in Berlin. — Drohende Gewitter. — Die Wunder der Luft. — Fata Morgana im Aether. — Das Gespenster-Luftschiff. — Der letzte Ballast. — Landung im Sturm. — Eine halbe Stunde Schleiung. — Konflikt der Luftschiffahrt mit der Eisenbahn. — Der Ballon verloren. — Auch mit dem neuen kein Glück. — Die Ballon-Kanonen. — Die nutzlosen Probleme der Lenk- und Fliegemaschinen.

XXII.

Polens Freiheitstraum von 1863. — Die Aufhebung der Frondienste. — Graf Wielopolski und seine Reformen. — Großfürst Constantin als Statthalter. — Zu den Waffen! — Die Branta und ihre Schrecken. — Die Flucht in die Wälder. — Die ersten Kämpfe. — Die fanatische Geistlichkeit. — Das Standrecht. — Die provisorische Regierung. — Marian Langiewicz. — Die Aufstellung der Insurgenten. — Kratan. — Die Seelenmessen in der Marienkirche. — Das Revolutions-Comité. — Das Hauptquartier des Diktators und das Lager der Insurgenten. — Mieroslawski, Chapsti, Waligorski und Rochebrune. — Fräulein Fustowoitow, die AdjutantIn. — Finis Poloniae.

XXIII.

Das Galati an der Eider. — Christian IX. und der Herzog von Augustenburg. — Die Bundes-Exekution gegen Dänemark. — Einmarsch der Sachsen und Hannoveraner in Holstein. — Die Preußen und Oesterreicher gehen als Reserven vor. — Das Danewirke. — Friedrich Karl vor Düppel-Flensburg. — Die schöne Frau Rasch. — Im tiefsten Schnee. — Eine blutige Theater-Vorstellung. — Unsere Soldaten im Felde. — Die Schajpelze der Posten. — Die weißen Feldbinden. — Der Kaffee in der Armee. — Die erste Etappe von Bismarck's Siegespolitik. — Die Rekognoscirung gegen die Hüffelkoppel. — Der erste Danebrog. — Die Antonnements. — Die „Hundsjötter“ von Diplomaten. — Die Knicks. — Der Krug von Freydenal. — Friedrich Karls taktische Prinzipien. — Major von Jena. — Auf Feldwache unter den Schanzen. — Der Berliner Wit. — Eine verhängnißvolle Partie Sechszundsechzig. — Die Eröffnung der Parallelen. — Der Kronprinz während des Ausfalls und wie er mit uns Grog trank. — Seine Vermittlungsaufgabe. — Die beiden Prinzen in Gravenstein. — Der Sturm auf die Duppeler Schanzen.

XXIV.

Saison-Leben in den rheinischen Bädern. — Fritz Debrient. — Ida Pellet. — Emil Debrient. — Die Spielbanken. — Winter in Berlin. — Wie ich mit Seabell das Aquarium gründete. — Brehm. — Die Gründung der Passage. — Herr von Hülsen, das Publikum und Pauline Lucca. — Paul Taglioni's „Sardanapal“. — Die tugendhafte schöne Helena geht durch. — Eine Gesellschaft von Selbstmördern. — Die ehemalige Spielbank in Röhren. — Arthur Müller. — Mein Hochverrath und die deutschen Hoheitsrechte. — Meine Maskerade in Wiesbaden. — Verfolgungs-Wahn. — Am Starenberger See. — Wie ich dem König Ludwig II. auf der Rojeninsel vorgestellt werden sollte. — Richard Wagner und der junge Monarch. — Die beiden Rachel. — Villa von Bulhowsky und Fauny Janauschel. — Die erste Aufführung von „Tristan und Isolde“. — König Ludwig's Schwärmerci. — Meyerbeer's „Afrikanerin“ in Berlin. — Marie Taglioni's Abschied von der Bühne.

XXV.

Wie der Deutsche Bund aus dem Leim ging. — Das Urtheil der Kronjuristen. — Die Gasteiner Konvention. — General Cavone. — Preußen

und Oesterreich rüsten zum Bruderkrieg. — Das Attentat auf Bismarck unter den Linden. — Die Hauptquartiere in Schlesien. — Fritz Schulz, der Schlachtenmaler. — Die preußischen Truppen überschreiten die Grenze. — In Dresden. — „Ach, wenn du wärst mein eigen!“ — Herwarth von Bittenfeld und die Elb-Armee in Stolpen. — Einmarsch in Oesterreich. — Die böhmischen Pässe. — Wo ist Benedek? — General von Schöller und seine „Lehm-upp“-Brigade. — Benedek's Generalstab. — Wieder Glatz-Gallaß. — Die ersten Gefechte. — Wallenstein's Schloß. — Champagner und Kartoffeln. — Münchengrätz, Nachod, Trautenau, Stalitz, Gitschin und die österreichische Kavallerie. — Kuranda und die affenartige Geschwindigkeit. — Die Ueberlegenheit der Zündnadel.

XXVI.

Der König und der Bürgermeister von Gitschin. — Die konzentrischen Märsche vor der Schlacht. — Der Kampf mit den Elementen und der Noth. — Das Schloß des Grafen Schlick. — Heute giebt's die Schlacht! — Der graue Morgen und der erste Kanonenschuß. — Der blutige Tag von Königgrätz. — „Hier sterben wir!“ — Der Kronprinz erscheint auf der Höhe von Lipa. — Kolben und Bajonett. — General Herwarth entscheidet die Schlacht. — Die Flucht in die Festung und der Rückzug auf Pardubitz. — Der Kommandant von Königgrätz. — Eine stille Nacht auf dem Todtenfeld.

XXVII.

Ein Ritt über Tod und Verwüstung. — General von Gablenz erscheint auf dem Schlachtfeld als Parlamentär. — Der König hält ihn für einen Verwundeten; er weist ihn ab. — Die Todesernte und die Leichenräuber. — König Wilhelm in der Schlacht von österreichischen Kürassieren bedroht. — Der Kommandant von Königgrätz hat keine Ordre. — Die Flucht. — Der Kronprinz vor dem zerstörten Wirthshause.

XXVIII.

Napoleon wird unruhig und schiebt den Benedetti. — Freundschaft in Feindschaft. — Benedek's Depesche. — Die Avantgarde und ihr Führer. — Gistra und seine Anebe. — Die Diplomaten in Thätigkeit. — Sir Motley und sein Briefwechsel. — In Mähren. — Der Stab Herwarth's von Bittenfeld. — In Znaim am schönen Sonntag. — Das Seegefecht zu

Pferde — Die Cholera. — Eine gastliche Stadt. — Vater Klintowström und die preussischen Teufel. — Ueber die Thaha. — Schlechter Empfang. — Graf Colatto und die schwarz-weißen Farben. — Vor den Florisdorfer Schanzen. — Die Friedens-Fialer. — Unsere Bade-Saison in Pyrawarth. — Das Friedensgeläute. — Der Anblick von Wien. — Zum letzten Male: Vehm-APP! — Blindenspiel mit den diplomatischen Vermittlern. — Ladendorj. — Meine Verabschiedung von Herwarth. — Nikolsburg. — Der Herzog von Coburg. — Der italienische Bevollmächtigte. — Die schöne Adèle. — Alles in höchster Spannung. — Louis Schneider weiß auch nichts. — Der Kronprinz in Eisgrub. — Die Kuriere jagen hin und her. — Die Friedenspräliminarien sind unterschrieben. — Alles zieht heimwärts. — Schließlich ergreift auch das Prager Vallet noch die Flucht.

XXIX.

Wieder zwei dentwürdige Jahre in Paris. — Die Hof- und Theater-Blague. — Die beiden Impresarien. — Marquis de Gau und Papa Patti. — Adeline heirathet und Carlotta lernt gehen. — Ihr Auftreten in der Salle Herz. — Utmann, der Vater der Reklame. — Wie Stratosch eine neue Sängerin „lancirt“. — Seine trügerischen „Sterne“: Minnie Hand, Stella Faustina, Thursby, Nilita u. A. — Ole Bull. — Dr. König-Tollert. — Christina Rielsjon. — Ambroise Thomas und sein „Hamlet“. — Morny. — Die Encanaillisirung des Hof-Cercle. — Die femme honnête. — Graf Maubrenil. — Fehdeau und seine Comtesse Chalis. — Feuillet's „Monsieur de Gamors“. — Die Verkommenheit der Gesellschaft. — Ponson du Terrail. — Willemejjant und sein „Figaro“. — Henri Rochefort. — Verdi's „Don Carlos“ und Gounod's „Romeo und Julie“. — Ludwig I. von Bayern. — Michael Klapp. — Arthur Levyjohn. — Der Krieg droht wegen Luxemburg. — Die mexikanische Armee. — Maximilian's durchschossene Kleidungsstücke. — Colonel du Pin. — Revanche für Sadowa. — Napoleon und seine Weiber.

XXX.

Die ganze Welt in Egypten. — Feierlicher Empfang in Alexandria. — Der Ahehive, das neue Mairo und seine illustren Gäste. — Nubar-Pacha. — Des Vicetönigs Kolonisationspläne. — Die Kaiserin Eugenie auf dem Ziel. — Der Reichskanzler Graf Venst im Harem. — Die Festlichkeiten beginnen. — Graf Andraßy. — Die französischen Actricen in der Kaserne. — Der Ritt über die Menschenteiber. — Die Schubra-Mlee.

XXXI.

Die Eröffnungs-Ceremonie. — Die europäischen Handels-Deputationen. — Monsieur de Lesseps, le grand Français. — Durch das Land Gosen nach Suez. — Wie man durchs rothe Meer geht. — Der testamentarische Humbug. — Die Probejahrt in dem Suez-Kanal. — Empfang in Ismailia. — Feste über Feste. — Port-Said. — Die esprits éclairés. — Die Braut des Isthmus. — Der Kronprinz und der Khedive auf der Hertha und der Maruja. — Großer Seeball. — Kaiser Franz Joseph und die Kaiserin von Frankreich. — Die Einsegnung des Kanals. — Ein deutscher Baron als Kanal-Arbeiter. — Die griechischen Spielhalter. — Die große Festjahrt durch den Kanal. — Die Lager der Wüstenjöhne um Ismailia. — Feust und Andraffy bei den Schlangensressern. — Der große Ball. — Reue der Kameel-Reiterei. — Schlußfeierlichkeiten in Kairo. — Où est la femme?

XXXII.

Meine Nil-Expedition. — Abd-ul-Wachab-Bey und Signor Marchetti. — Die Poesie der Nil-Ufer. — Das Delta. — Die Reise des Nil. — Ein Tag aus dem Fellschen-Leben. — Der Bey als Märchen-Erzähler. — Die Ufer-Schlösser und ihre schönen Geheimnisse. — Ismael-Pascha als Weltmann und Moslem. — Balide und das Frauen-Depot. — Der Ober-Gunuche im Palast Abbin. — Die Mejjatina Egyptens. — Im Harem. — Die flüchtige Sklavin. — Der Bey und sein Pambus. — Eureka! — Das Kolonisationsland. — Der alte Fellsch mit Kind und Kindeskind. — Inssuff-Bey. — Der Schech von Abu-Mandur. — Die Schwarzen und die Weißen. — Die Rechtlosigkeit der Ehe. — Tantah, Said-et-Redui und seine Orgien. — Die Vermessung des Kolonisations-Landes. — Der Sultan macht einen Strich durch die ganze Kolonisation. — Ismaels Entthronung und seine Gläubiger.

XXXIII.

Spanien sucht einen Thron-Kandidaten, Frankreich einen Kriegsvorwand. — Napoleon, der Klügste, giebt nach. — Herzog von Grammont in der Kammer, Benedetti in Ems. — Die Kaiserin ist glücklich. — Die Kriegserklärung an den Matern von Berlin. — Ein verhängnißdünster Abend. — Wieder in den Krieg. — Die Aufgabe eines Feldkorrespondenten. — Die Flucht aus den rheinischen Wäldern. — In Coblenz bei Goeben. — Der König rief und Alle, Alle kamen. — In Saarbrücken. — Der Gyer-

zierplatz und die feindlichen Feldwachen. — Nach Trier. — Das Bataillon der Vierziger und die 7. Ulanen. — Hüßler Antschke, der unsindbare Sänger. — Capitän Seaton. — Die pälzische Grenze. — Die Erbarbeiten des Feindes. — Wie ihm neue Truppengattungen vorgestellt wurden. — Das Vorpiel geht zu Ende. — Angriff in Brigaden. — Die erste Mitraillireusen-Musik. — Napoleon und Lulu bei der Batterie. — Kampf und Rückzug. — Aufmarsch unserer Truppen. — Gefangener Kriegs корреспондент. — Die Schlacht auf dem Berge von Spichern. — Der König. — Einmarsch in Frankreich.

XXXIV.

Die erste Nacht in Frankreich. — König Wilhelm in St. Avold. — Graf von Palisao. — In Courcelles-Chauffy. — Die Damen des französischen Hauptquartiers. — Feldwache vor Metz. — Generalmarsch. — Schlacht bei Noisseville. — General von Bentheim. — Die Feier des Napoleonstages. — Ueber die Mosel. — Die Kämpfe von Dionville und Mars-la-Tour. — Traurige Nacht in Gorze. — Der König kommt durch Gorze; es giebt wieder eine Schlacht. — Die Blutigste von allen. — Der Tag von Gravelotte. — Sinnlose Flucht. — Auf St. Hubert. — «L'Armée du Rhin.» — Die Vorposten nehmen ihre Stellungen. — Metz wird cernirt.

XXXV.

Wieder ein Schlachtfeld. — Die französischen Ambulancen. — Classe Roth in Gravelotte. — Ein Diner bei Goeben. — Die Landwehr trifft vor Metz ein. — Das Rendez-vous zwischen Bazaine und Mac-Mahon. — Commercy und Bar-le-Duc, Clermont und Barennes. — Die Nationalverfassung. — Die Franzosen bei ihren Gamellen. — Heiße Gefechte bei Beaumont, Mouzon und Remilly. — Der König und der Generalstab auf der Höhe von Sommauthe. — In Beaumont. — Sedan umschlossen. — Der Kampf von Douzy bis Bazailles. — Die Veranlassung des Brandes von Bazailles. — Kampf der Baiern um Valan. — Die weiße Fahne erscheint über dem Valan-Thor von Sedan. — Zwecklojes Parlamentiren. — General Heille kommt mit dem Briefe Napoleons, der den Heldentod nicht finden kann. — Die Waffen ruhen. — Nacht in Valan. — General von Hartmann und die bairische Feldpost. — Die Uebergabe von Sedan. — Die Ersten in der Festung. — Der Kommandant General Peurmann. — Die Fanatiker. — Bismarck's Unterhaltung mit Napoleon. — König Wilhelm und Napoleon in dem Glaspavillon von Bellevue. — Die Abreise des entkrönten Gefangenen nach Caïel.

XXXVI.

In Reims. — Der Vormarsch auf Paris. — Frankreichs Verödung. — Meaug. — Der Maskenzug. — Victor Hugo umarmt die deutschen Freunde. — Im Weichbild von Paris. — Jules Favre kommt. — Hungersnoth bei James Rothschild in Ferrières. — Die Einschließung. — Die Schloßherren vor Paris. — In Versailles. — St. Cloud und Sevres. — Jules Favre bestreut uns aus dem Luftballon. — Meudon und der Kronprinz. — Wie man sein Glück verschmährt. — Adalbert von Vandijin als Armee-Lieferant. — Bei der Uebergabe von Metz. — Bazaine erscheint vor dem Prinzen Friedrich Karl. — Traître Bazaine! — Abzug der gefangenen Armee. — Wieder vor Paris. — Beim Großherzog von Mecklenburg. — Rouher's Landstich und sein Archiv. — Was ich darin vorfand.

XXXVII.

Von der Tann in Orleans. — Thiers und Dupanloup. — Die Requisitionen. — Im Zirkus. — Chartres. — Mein Franc-tireur. — Aurelles de Paladine. — Die blutigen Tage von Orleans. — Pertuiset's Erfindung. — Beim Bischof. — Die Langweiligkeit der Belagerung von Paris. — Das Tagebuch des Belagerten. — Das Hotel du Reservoir und die Reservoiristen. — St. Germain. — Bei den Schanzen. — Die Kaiserkrönung. — Der Ausfall vom 19. Februar und die Versailler Schlafmühen. — Unser Perpendikel Jules Favre. — C'est plus chic, une convention. — Die Parlamentär-Brücke und die Pariser. — Messier. — Heimlich in Paris. — Die Société internationale. — Ein einziges großes Hospital. — Die beiden Mohlots. — Ein theures Diner. — Wie Paris die 200 Millionen bestattete. — Friede! — Einzug in Paris und was dabei vorging. — Abschied vom Leser.



Aus bewegtem Leben.

XX.

Pest 1861. — Das ungarische Parlament und die nationale Bewegung.
— Die Magyaren rechnen wieder von 1848. — Die Niederwerfung des Germanenthums und die Eintreibung der Cylinderhüte. — Andrássy, Deák, Cötvös, Madacs, und wie dieser die kulturellen Verdienste der Deutschen um Ungarn anerkannte.
— Die Tricoloren und die Trauerfahnen. — Teleki's Selbstmord. — Ganasz, Arpad und Attila. — Die schönen Ungarinnen. — Czardas und Racoczy. — Kleine Todesnachricht.

Es war im Jahre 1861, als der Kampf des ungarischen Parlamentes mit der österreichischen Regierung um die von ihm begehrten Grundgesetze von 1848 mich von Wien nach Pest lockte.

Nachdem Haynau blutigen Ungedenkens durch Kugel und Strang jedem ungarischen Selbständigkeitsgedanken für lange Zeit ein Ende gemacht und Ungarn in ein Kronland verwandelt worden, hatte ungeschicktes und rücksichtsloses deutsches und slavisches Beamtenthum doch das feinerige gethan, denselben in starrem passivem Widerstande der Nation erstarken zu lassen, und mit ihm wuchs auch der Haß gegen das Germanenthum. Allerdings wurden nach dem Besuche des Kaisers 1857 den durch die Kriegsgerichte Verurtheilten die konfiszirten Güter zurück gegeben, aber von KonzeSSIONen war keine Rede gewesen. Die Protestanten lehnten sich sogar gegen das Patent von 1859 auf, weil die Magyaren grundsätzlich von der österreichischen Regierung nichts geschenkt haben wollten, und die religiöse Bewegung zeitigte auch wieder die politische.

Diese ersah ihre Zeit, als der Krieg in der Somellina für Oesterreich so unglücklich geendet; die Regierung fühlte ihre Schwäche und gab Schritt für Schritt den ungarischen Forde-

rungen nach. Benedek, ein Ungar, ward Generalgouverneur an Stelle des Erzherzogs Albrecht, die ungarische Hofkanzlei ward wieder eingesetzt, die ungarische Sprache ward wieder Amtssprache, die Komitatsverwaltung und Justiz wurden wieder eingeführt, die deutschen Beamten durch ungarische ersetzt. Aber all das genügte der Nation nicht, sie verlangte die vollständige Wiederherstellung ihres alten Rechtszustandes mit Einschluß der Gesetze von 1848. Und abermals gab die Regierung nach; sie berief den ungarischen Landtag nach dem Wahlgesetz von 1848. Dieser tagte in Ofen, verlegte sich aber alsbald nach Pest.

Diese ganze Reichs- oder, wie sie offiziell genannt wurde, Landtags-Epoche trug nun das frische und freundige Gepräge einer nationalen Wiedergeburt Ungarns und zugleich das einer Erlösung von dem verhaßten Germanenthum. Im Unterhause bildeten sich sofort zwei Parteien: die Adresspartei, an ihrer Spitze der besonnene Deák, die in einer Adresse an den Kaiser die Stellung Ungarns zur Gesamtverfassung präzisiren und damit die Verhandlungen beginnen wollte, und die Beschlußpartei, die ganz einfach die Anerkennung der Rechtsgültigkeit der Gesetze von 1848 verlangte. Von Anerkennung Franz Josephs als König von Ungarn war bei Beiden vorläufig noch nicht die Rede.

Man einigte sich erst nach Monate langen heftigen Debatten, denn der Ungar ist Sanguiniker und Gefühlspolitiker; der Kaiser aber lehnte die ungarischen Forderungen in der Hauptsache ab und verlangte, ehe er in eine Verhandlung über das Krönungsdiplom eintrete, eine Revision der Gesetze von 1848.

Es ging, wie gesagt, sehr heiß her; Andrássy, Deák, Götvös und die übrigen Deputirten, die im Hôtel de l'Europe speisten, kamen oft todmüde von der Sitzung, und selbst an der Tafel wurden die Debatten oft noch weiter geführt. Deák, diese ruhige, bedachte Natur, ein Mann von kurzer, corpulenter Gestalt, eher einem Kolonisten im Banat als einem Tribunen ähnlich, hatte seine Noth in seinen Ausgleichsbemühungen;

Graf Andrassy, der nach Niederwerfung der ungarischen Revolution 1850 zum Tode durch den Strang Verurtheilte, Begnadigte und jetzt in den Reichstag Gewählte, eine echt ritterliche, schlanke Magyaren-Gestalt, ein Mann, dem Oesterreich noch so dankbar werden sollte für die Bahnen, in die er es geleitet. Andrassy, dessen kürzlich erfolgter Tod dem Kaiser Joseph, wie dieser selbst klagte, den „besten Freund“ entriß, stand dem redlichen Deák treu zur Seite. Ihm verdankte ich damals hochinteressante Aufschlüsse über die inneren Zustände des Landes. Auch Cötvös, ehemaliger Kultusminister während der Revolutions-Epoche, heißblütiger als Poet, unterstützte Deák in seinen Ausgleichsbestrebungen.

Mehrere der Abgeordneten waren liebenswürdig bereit, mir bei Tische die Verhandlungen der Tagesitzung zu dolmetschen, denn der Pesther „Lloyd“, der diese in ungarischer und deutscher Sprache brachte, erschien erst am Abend.

Stunden lang saß ich nämlich oft in der Parlamentsloge, hörte, ohne zu verstehen, und laß nur auf den erhitzten Gesichtern der Redner (jeder echte Ungar ist ja ein solcher), um was es sich handelte, denn ihre so scharf accentuirte Sprache klang mir immer wie ein knarrendes Räderwerk. Uebrigens kamen wir Deutschen in den Debatten immer schlecht weg, denn es handelte sich ja in der Hauptsache stets um die germanische Bedrückung. Ich saß auch bei Tische oder Abends in dem großen Binnenhof des Hotels, in welchem Patikaros mit seiner Zigeunerbande zu spielen pflegte, zwischen den Deputirten immer wie die Gule unter den Krähen und so konnte es denn zuweilen an kleinen Mißverständnissen nicht fehlen.

Einer der bedeutendsten Redner, Madács, hatte mir eines Abends gesagt, man erkenne in Ungarn gern an, was man den Deutschen in wissenschaftlicher und kultureller Hinsicht verdanke; morgen werde er in seiner Rede diesem Gefühl vollkommen Ausdruck geben, ich möge nur in der Loge sein.

Daß er von Deutschland sprach, entnahm ich denn auch am nächsten Tage in der Sitzung aus so manchen deutschen Worten und Namen, die von seiner beredten Zunge flossen; als er aber plötzlich radebrechend in deutscher Sprache unter lautem Gelächter begann:

„Was ist des Deutschen Vaterland?
Wo's Pulver Einer einst erfand
Und Jeder heut' noch denkt dabei,
Daß er der Miterfinder sei,“

da packte ich meinen leichten Rohrstuhl, warf ihn hinter mir geräuschvoll zurück und verließ die Loge. Deák begegnete mir noch vor Ende der Sitzung am Donau-Quai. „Um Gotteswillen,“ rief er, mich beim Arm nehmend, als ich ihm meine Meinung gesagt, „Sie, der Sie unserer Sprache unkundig, haben vielleicht mißverstanden. . .“ — „Ja wohl, unkundig!“ unterbrach ich ihn entriistet, ohne verlegen zu wollen. „Ihr Magyaren seid ein Volk, das keinen Vater und keine Mutter kennt, also fremder Erzieher bedurfte, die freilich nicht immer die richtigen sind. Und wenn ich also Eure Sprache erlernte, mit wem sollt' ich sie außerhalb Ungarns denn sprechen!“

Deák beruhigte mich mit dem unsterblichen Gleichmaß seines Wesens. Er versicherte, der Redner habe ja Deutschlands Verdienste um Ungarns Kultur vollkommen anerkannt; ich werde das im „Lloyd“ finden. — Aber ich fand am Abend nur ein paar mitleidige Worte für uns, sonst Hohn und Spott. Es war ja eben die alte Geschichte, die mich nicht überraschen konnte: den größten Theil der Abneigung in den Völkerschaften der unteren Donau und Italiens hatten wir Deutsche der früheren österreichischen Beamten-Mißwirthschaft zu danken, einem unerträglich pedantischen, schwerfälligen Schematismus und einer absoluten Nichtachtung der Nothwendigkeit, den Eigenthümlichkeiten der fremden Stämme einigermaßen gerecht zu werden. Die Paß-Scherereien sind an der russischen Grenze nicht so arg, wie sie

an der österreichischen waren. Nachts wenn man im Schlafe lag, ward Einem bei Oderberg auf die Schulter geklopft und ins Gesicht gerufen: „Se, Ihren Paß!“ Und in Wien durfte man ihn vielleicht erst auf der Polizei sich abholen. Meinen Revolver, den ich mit paßpolizeilicher Erlaubniß im Koffer mitführte, mußte ich mehrmals als altes Eisen verzollen.

Schlimmer erging's mir noch, als ich von Semlin über die Donau nach Belgrad wollte. Drei Tage mußte ich dort zubringen, um meine Reisebücher zurück zu erhalten, die man mit Beschlag belegt; am vierten erst als ich die Geduld verloren, führte man mich in einen Kasematten-Raum — da lagen meine paar Bücher verlassen und vergessen in einer Ecke. Man gab sie mir nur auf Ordre des Bataillons-Kommandeurs zurück; aber die Ullmannsche Uebersetzung des Koran war konfisziert als censurwidrig und ich habe sie nie wieder erhalten, denn war er nicht als unsittlich verboten, so hatte man doch sicher Bedenken gegen ihn.

Einen ganz charakteristischen Ausdruck fand die nationale Bewegung in den Straßen, in dem ganzen Aspekt der Stadt. Umhüllt von schwarzem Flor erhob sich eine riesige Tricolore über dem National-Museum, damals dem Sitz des Parlamentes, vor welchem zwei Constabel mit Türkenjäbeln die Wache hielten; an den Häusern hingen Trauerfahnen als ein «Emlek Teleki», zum Andenken an den populärsten Magyaren, Vladislaw Teleki, der, für seine Betheiligung an Ungarns Kämpfen gegen Oesterreich zum Tode verurtheilt, begnadigt worden, jetzt im Parlament gegen sein gegebenes Versprechen wieder den Kampf aufgenommen, so in Zwiespalt mit sich selbst den Tod gesucht und sich eine Kugel durch die Brust gejagt.

Die deutsche Kleidung war verpönt, Alles ging in reich beschnürter Attila, Mente, Ganajsch oder Arpad und dem Maigras auf demselben, mit dem Folojch, dem Stock mit dem Streithammer in der Hand, die Sporen an den hohen Stiefeln, den Schnurrbart aufgewickelt; die Frauen trugen das mit Spangen

und Knospen besetzte Nieder, die Reiherfeder am Hut, die ebenso kostbar beschnürte Mente auf den runden ippigen Schultern. So sah man sie, doppelt verführerisch in ihrer nationalen Schönheit, im Stadtwäldchen, in welchem die braunen, schnauzbärtigen Stadt-Trabanten die Ordnung aufrecht erhielten, auf der Pfauen-Insel, im Kaiserbad, ihrem Lieblings-Kendevouz.

Für die Aufrechterhaltung der Ordnung hatte man der Kaiserlichen Polizei jede Mühewaltung abgenommen; junge Männer aus allen Ständen, namentlich der Studentenschaft übten dieselbe in ihrem fettesten National-Kostüm. Alles war getragen von dem Gefühl des Magnaren-Stolzes. Mit buntgeschirrten Rossen jagte der Magnat, umgeben von seinen Töchtern, über die Promenaden, in den seltsam geformten offenen Omnibussen zogen ganze Gesellschaften durch die Stadt, um sich draußen auf den Rasen zu lagern; der Czardas, der Kacoczj-Marsch wurden überall gespielt, «Eljen! Eljen!» klang es bis in die Nacht hinein und die Zigeuner-Musikanten machten glänzende Geschäfte.

Der am meisten gehaßte Gegenstand war nun in dieser Kleiderrevolution der schwarze Cylinder-Hut. Fremde, die ohne Ahnung hiervon in Pest eintrafen, waren Insulten ausgesetzt. Zu meinem Erstaunen sah ich denn also auch einen Freund von mir mit einem solchen umhersteigen, unbelümmert um die Entrüstung einiger Pöbelgruppen. Er gehörte einer Nation an, der man noch heute Villagos nicht vergeben, er war Russe und trug dazu einen Cylinder! Freilich war der letztere auf seinem Haupt, über seinen breiten Riesenschultern weniger gefährdet, denn mein Freund stand fast seine sieben Fuß über der Meeresfläche und ward seit Wochen hier als Nabob und Riese angestaunt — er, dem es, beiläufig erwähnt, gelang, bis an die Knie im Champagner durchs Leben wachend, bald darauf im kräftigsten Mannesalter ein Vermögen von vierzehn Millionen Rubeln verbracht zu haben, ohne je eine Spielkarte anzurühren.

Eines Morgens standen wir Beide vor einem alten Wirths-

haus mit niedrigem Parterre in der Weiznergasse, unschlüssig, ob wir eintreten sollten. Ich warnte ihn abermals, man werde ihm den Hut antreiben. „D, so hoch reichen sie nicht!“ lachte er. Aber kaum hatt' er's gesagt, da trieb ihm Einer aus der oberen Etage mit dem Stock den Hut bis über die Ohren.

Die Gefühlszerhebung des ungarischen Volkes war übrigens zu groß und schön, als daß sie unter damaligen Umständen von Dauer hätte sein können. Der Bogen ward bei den Verhandlungen allzu straff gespannt; Schmerling erklärte eines Tages „Oesterreich kann warten“. Der Landtag ward aufgelöst und man regierte von Wien aus ins alte Geleise zurück. . .

An eine Benutzung des Sommerquartiers, das ich mir im Wiener Walde gemiethet hatte, um in Ruhe einen Roman zu beenden, war nicht mehr zu denken, als ich nach dem Abschied von Pest noch eine Reise durch die Karpathen gemacht. Ein ernstliches Uebel zwang mich nach Berlin zurück, und kaum vierzehn Tage dort, mußte ich mich einer inneren Operation auf Leben und Tod unterwerfen, auf welche die bewährten Aerzte, die Geheimräthe Wilms und Böhm drangen. Sie war die elende Folge eines unterwegs verschluckten Pflaumensteins. Nach derselben lag ich ganz in Eis eingepackt; die Fenster meines Schlafzimmers in der Friedrichstraße standen geöffnet — Grund genug für die Nachbarschaft zu vermuthen, ich sei gestorben, und so stand es schon an demselben Abend in einigen Zeitungen, veranlaßt durch ein feltjames Zusammentreffen. Ein mir fernstehender Verwandter, der sich mit der Journalistik beschäftigte und dem geheimen Orden angehörte, dem auch Hendrichs, Küstner und andere bekannte Persönlichkeiten angehörten, er war an dem Abend im Elisabethen-Spital gestorben; man opferte also irrthümlich mich, der ich allerdings auch vor der Pforte des Himmelreichs lag.

Tiefe Stille herrschte am Abend in meinem Schlafgemach; die Mutter, die mich pflegte, saß in banger Stimmung an meinem Bett, mein Bursche war im Vorzimmer vermuthlich

eingeschlafen, während er schon an einen andern Dienst gedacht, als ich plötzlich aus meinem Halbleben durch eine leise ängstliche, mir bekannte Stimme geweckt wurde. „Um Gotteswillen, ist es wahr, ist er todt?“ hörte ich fragen. Es war die Gustav Rasch's. Meine Mutter führte beruhigend ihn ins andere Zimmer; da vernahm ich wieder eine Stimme, die meines Freundes Georg Horn, die ganz dieselbe Frage that. „Kinder,“ rief ich, „so laßt mir doch das bißchen Leben noch!“ Und es dauerte nicht lange, da kam auch Moriz Gumbinner, der über meine letzten Stunden von meiner Mutter Mittheilung erbat, um meinen Nekrolog zu schreiben. Ich hatte noch die Kraft, diesen und andern Freunden für ihre Theilnahme zu danken, dann schloß ich die Augen zu einem Schlaf, von dem ich selbst meinte, es sei wohl der ewige.

Zwei Tage darauf fand mich Geheimrath Böhm mit Papier und Bleistift halb aufgerichtet im Bette. „Was machen Sie denn?“ fragte er unmutig erstaunt. „Die Setzer verlangen Manuscript, und da ich noch lebe, muß ich arbeiten!“ versetzte ich, denn in meinem Journal ward bereits der Roman gedruckt, den ich im Wiener Walde fortzusetzen beabsichtigt hatte. Mit der Phantasie war's allerdings schlecht bestellt, aber der Roman „Nur ein Weib“ erlebte dennoch fünf Auflagen.

So ist's mir übrigens öfter ergangen, wenn ich, vertrauend darauf, daß Napoleon keinen schwarzen Punkt am Himmel der Politik gesehen, mich meinem Verleger zu einem größeren Manuscript verpflichtet. Die Ereignisse riefen mich unerwartet ab, während dasselbe schon im Druck, und mehrmals schlug ich mir inmitten des ärgsten Kriegsgetümmels vor die Stirn und rief: „Herrgott, wo bist du nur stehen geblieben und wie sollst du's hier fertig schaffen!“ — Vielleicht dient mir dies zur Entschuldigung für Manches, was ich bei ruhigerem Leben hätte besser machen können.

XXI.

Reise in den Wolken. — Der Luftschiffer Regenti und seine beabsichtigte Forschungsreise. — Auffahrt vom Königsplatz in Berlin. — Drohende Gewitter. — Die Wunder der Luft. — Fata Morgana im Aether. — Das Gespenster-Luftschiff. — Der letzte Ballast. — Landung im Sturm. — Eine halbe Stunde Schleifung. — Konflikt der Luftschiffahrt mit der Eisenbahn. — Der Ballon verloren. — Auch mit dem neuen kein Glück. — Die Ballon-Kanonen. — Die nutzlosen Probleme der Lenk- und Fliegemaschinen.

Wenn ich der Reisen in die Länge ohne irgend ein wichtiges Zeitereigniß nicht erwähne, so sei mir dagegen gestattet, von einer solchen in die Höhe zu sprechen, um darzuthun, wie eine Eisenbahn mit einem Luftballon in Konflikt gerathen kann, die doch beide so verschiedene Ziele und Elemente haben.

Ueber das rothe Meer und Egypten aus Wien zurückgekehrt, hielt ich eben Rast in Wien, als der bekannte Luftschiffer Regenti in großen Anschlagzetteln eine Auffahrt mit seinem Riesenballon „Adler“ ankündigte, mit der er der letzten des englischen Aeronauten Glaisher, der, wenn ich nicht irre, einige zwanzigtausend Fuß erreichte, Konkurrenz zu machen beabsichtigte.

Regenti war sehr erfreut, als ich ihm erklärte, mich ihm anschließen zu wollen, aber — aus der Auffahrt ward nichts, denn acht Tage lang herrschte ununterbrochen ein Sturm, in den sich kein Ballon wagen durfte, und inzwischen nahte der Tag, an welchem Regenti in Berlin auffahren sollte.

Also am kommenden Sonntag in Berlin, so ward verabredet, und dort fand ich ihn denn am Nachmittage auf dem bereits von Tausenden gefüllten Königsplatz vor Kross's Etablisse-

ment mit der Füllung des Ballons beschäftigt. Aber auch diesmal schienen die Umstände keine günstige zu sein. Regenti warf, während wir uns begrüßten, unruhige Blicke gen Himmel, schaute dann auf seine Uhr und schüttelte den Kopf. „Wir werden auch hier wieder Sturm bekommen“, jagte er verdrossen. „Ich wollte, wir wären schon oben, denn dort wird uns nichts passieren; was aber beim Herabkommen geschieht, das ist unberechenbar.“

Inzwischen begann der Riesenballon schon über dem Gasrohr sich gewaltsam in seiner birnenförmigen oberen Rundung zu wiegen, das Netz straffte sich bereits über derselben. Fünfundzwanzig Hände bemächtigten sich der Enden der Stricke desselben, als die Füllung beendet. Regenti hatte Eile. Der Ballon wurde vom Gasrohr gelöst, der Korb, ein Weidengeflecht von etwa 1 Meter Höhe und Umfang, darinnen Anker, Beil, Ballastfächer und Anemometer, mit unserem persönlichen Gewicht etwa 450 Pfund schwer, ward an die vom Ringe herabhängenden Stricke gebunden, die an demselben befestigte Strickleiter ward herabgelassen, und so war denn Alles fertig. Ich gestehe, mir gefiel dieser Korb nicht, den eine aufmerksame Hand mit schwarzweißem Zeug dekorirt hatte, als sei er für zwei Leichen bestimmt, die in demselben recht gut zum Kirchhof gebracht werden könnten; noch weniger gefielen mir die Wolken, die zuweilen mit ihren Schatten so unheimlich über denselben dahinjagten, und die erdrückende Gewitterschwüle, die sich über den weiten Platz legte. Indes, die Auffahrt mußte geschehen, denn der Ballon strotzte in seiner Füllung; es galt, dem Niederzucken des ersten Blickes zuvorzukommen; über dem Gewitter waren wir sicher, wir konnten es austoben lassen. Es sollte keine Auffahrt sein, wie sie heute zur Belustigung der Biergärten Mode sind, Auffahrten, die, wenn der Lustschiffer von der Strömung dem Auge der Zuschauer entzogen, schnell wieder zur Erde streben. Regenti plante eine demnächstige nächtliche Auffahrt; er hatte auch be-

reitz seinen Ballon einer Forscher-Gesellschaft zu einem wissenschaftlichen Zweck zur Verfügung gestellt und sollte heute die ganze Tragfähigkeit desselben, namentlich bei der Füllung von über 60 000 Kubikfuß Inhalt mit Wasserstoffgas beweisen, und das gelang ihm, so weit es in seiner Macht; eine andere Macht hatte allerdings Anderes beschlossen.

Und jetzt, als eben die Sonne das Gewölk zertheilte, hieß es denn: aufwärts! Ein Sprung in den Korb, ein Kommando: „Los!“ Alle die Hände ließen von den Stricken des Netzes und pfeilschnell hob sich der „Adler“ mit uns in die Lüfte.

Aber nicht eine Bewegung des Aufsteigens empfand ich, vielmehr die, als versinke die ganze Erde unter mir. Ich sah die Thürme, die hohen Giebel der Häuser über einander stürzen, als thue sich der Boden unter der ganzen Stadt auf; dieselbe verschwamm in ihren Konturen vor meinen Augen, das ganze Meer von Häusern schlug förmliche Wellen, und erst nach Sekunden dieses betäubenden, verwirrenden Anblicks gewann das Riesens-Tableau unten und weit umher an Festigkeit. Die Thürme standen wieder aufrecht, auf ihren Galerien, auf den Dächern der Häuser standen die Neugierigen in ganzen Klumpen, und je höher der Ballon stieg, desto mehr ward vor meinen Augen diese große Welt zu einem Reich von Myrmidonen. Häuser, Plätze, Paläste, Gärten und Wälder, Alles nahm einen Maßstab an, als sei die ganze Residenz Berlin nur ein Baukasten mit Häusern und Landschaften; ich hätte das königliche Schloß mit dem ganzen Museum, dem Lustgarten, dem Zeug- und Opernhause und Alles was darum, bequem in eine Spielzeugschachtel legen können. Straßen und Kanäle durchzogen alsbald die Stadt wie Fäden und die Plätze — auf denen standen sie zu Tausenden von Zwergen; der Exercierplatz, den wir eben verlassen, war schwarz bedeckt wie von Ameisen, die Wälder, die Acker lagen wie kleine Schachbretter da, und wir, wir hingen wie an einem unsichtbaren Tau am Himmel. Keine Bewegung

war zu spüren, denn wir hatten bereits die untere Luftschicht mit ihren Sturmwolken unter uns. Kein Lüftchen regte sich, frischer, kühler und leichter ward der Aether, die Zunge sog ihn mit Begierde ein.

„Schon eine halbe Stunde unterwegs!“ rief ich, als ich mich satt gesehen, die Uhr ziehend, und — „9500 Fuß!“ hieß es — „9 Grad Réaumur!“ — Auf der Erde war's eine Gewitterschwüle von etwa dreißig gewesen. Mir war wie Einem, der aus der Kellerluft ans Sonnenlicht gestiegen; ich empfand ein Wonnegefühl, als ich, auf dem Rande des Korbes sitzend, das Hinauswerfen von Papierschnitzeln übernommen, aus deren Steigen oder Fallen zu entnehmen, ob wir stiegen oder sanken. — Zehntausend Fuß waren erreicht, als wir über Potsdam schwebten. Ein helles Klappern, von unten herauf dringend, störte jetzt die heilige Stille. Es war der Eisenbahnzug, der winzig klein und wie eine Schnecke sich auf einem weißen Faden dahinbewegte. Die Segel der Schiffe auf der Havel leuchteten wie weiße Pünktchen auf dunklen Nußschalen, die Inseln lagen wie Blumensträuße umher gestreut.

„Ballast hinaus!“ hieß es jetzt zum zweiten Male und der Sand aus den kleinen Säcken umflog uns wie ein Goldregen. — Wieder stiegen wir rapide. Wir waren über zehntausend Fuß hinaus. Ich nahm also den kleinen Holztafelig, zog unsere Brieftaube aus demselben und setzte sie auf den Rand des Korbes. Das arme Thier klammerte sich ängstlich an denselben. Ich löste es gewalttham; die Taube schlug mit den Flügeln noch außen an den Korb, da die Lustregion ihr keine Tragkraft bot; dann fiel sie wohl eine Sekunde lang kerzengerade hinab wie ein Ball und erst in den unteren Regionen beschrieb sie schnelle Windungen wie die eines Kortsiehers und entschwand unseren Augen in einer Waldung.

Ein leichter, nur halb durchsichtiger Hauch legte sich alsbald über das ungeheure Panorama; unter uns begrenzte sich der

Gesichtskreis enger, undeutlicher wurden die Konturen, desto wunderbarer, buchstäblich himmlischer ward das Prachtgemälde der Wolken um uns her. Aber empfindlich kälter ward's; mich fröstelte selbst im Paletot; wir hatten bei elftausend Fuß Höhe 3—4 Grad, steckten aber noch in der zweiten Wolken-schicht. — Uebermals ward Ballast ausgeworfen, der Ballon stieg von Neuem, die Wolken zerstoben um uns her. Eine neue Region that sich auf, so unermesslich schön in ihrer Größe, ihrer Endlosigkeit!

Im Westen zu unsrer Seite stand die Sonne, die schöne, leuchtende Sonne, umhüllt wie eine Fee von der glühenden und flimmernden Gaze, unter ihr lagerte ein dicker gelbgrauer Nebel in tiefer Ferne, gleich polirten Goldstücken glänzte aus diesem Nebelwulst ein halbes Duzend Seen hervor, einer über dem andern und doch vielleicht zehn bis zwölf Meilen entfernt. Ein gelblich-grüner Wolkenwald, eine Wolken-Haide, wie ich sie nicht anders nennen kann, erhob sich über die Wolken-schicht; die Sonne warf ihren Schein auf die Gipfel der Wolken, die sich gleich tropischem Buschwerk thürmten, der ganze Wald strahlte im saftigsten Grün, überhaucht von gelben Tinten. — Und dort wieder, etwas nordwärts erhob sich ein anderer Wolkenwald, röthlich überhaucht, und ihm zur Seite noch ein dritter mit bläulicher Färbung, ein Luftgebilde wunderbarer als das andre, eine Fata morgana im hohen reinen Himmels-äther! — Unendlich, unermesslich Alles, was uns umgab!

„Den Blick gen Osten!“ ruft jetzt Regenti. Dort thut sich ein Wolkenthor vor uns auf, eine riesige gewölbte Wolkenbrücke; der reinste blaue Aether strahlt uns unter der Wölbung entgegen, unter diesem Wunderwerk des erhabenen allmächtigen Baumeisters. Neben der Brücke bildet sich ein Wolken-Cumulus, ein enormes Chaos, das sich über einander drängt, sich zu den seltsamsten Tinten ballt, in alle Töne verschwimmt, sich in allen Tönen wieder zusammendrängt und uns ungeahnte Farben

zaubert. — Und noch immer sind die Wundergemälde nicht erschöpft, denn dort erscheint ein ungeheurer blauer See, scharf begrenzt sind seine Ufer, ein riesiger Fisch schwimmt in diesem Wolken-Ocean, der seine lichten Wellen zu schlagen scheint, und drüber hinweg thürmt sich ein neuer Horizont mit neuen Ueber-
raschungen, die keine Feder zu beschreiben im Stande.

Zwölftausend Fuß. Die Temperatur zwei Grad. Das Blut drang mir zur Stirn; wir sahen unsern Hauch nicht mehr, die dünne Luft that der Lunge weh, legte sich schneidend auf das Gesicht. — Wieder Ballast hinaus und wieder einige tausend Fuß des Steigens, denn unter uns zuckten wiederum die Blicke, wir vernahmen ein dumpfes Rollen. Die Gewitterwolken, die von der Erde aus gesehen wie eine schwarze Decke erscheinen mochten, bildeten unter uns nur einen leichten grauen Dunst, in welchem die Blicke wie Irrlichter glänzten. Wir trieben seitwärts, merkbar dadurch, daß der graue Boden unter uns verschwand.

Da plötzlich erschien ein anderer Ballon zu unserer Seite, größer, riesenhafter noch als der unsrige, grau, gespenstisch, ein Geisterschiff der Luft, und in ihm standen zwei graue Gespenster. Ich erschrak; auch unser Ballon machte wie erschreckend vor dieser unheimlichen Erscheinung eine Drehung, wahrscheinlich von einem vertikalen Windstoß erfaßt, während es mir war, als sei das Aethermeer in Bewegung gerathen durch denselben. Ich blickte fragend zu Regenti hinauf, der den Ring erklettert hatte und unruhig auslugte. Da aber erkannte ich unsere Nachbarn. Ich zog grüßend den Hut, der eine von ihnen dankte mit gleicher Höflichkeit. . . Es war der Schatten unseres Ballons, den die untergehende Sonne neben uns gezaubert.

Wir befanden uns jetzt über einer Stadt, die wir später als Nauen erkannten. Die verschiedenen Windströmungen hatten uns also im Zickzack geführt. Nur das Verschieben uns sichtbarer Gegenstände unter uns verrieth uns ja eine neue Richtung. Uns durch Sprechen zu verständigen ward schwieriger; es gab kaum

noch einen Laut, einen Schall mehr hier oben im großen Nichts. Fröstelnd nahm ich eine der Champagnerflaschen, die noch vergessen im Korbe lag. Der Kork flog ohne die leiseste Detonation in die Luft; der Schaum zerstob in unsichtbare Atome. Ich brachte ein Hoch der Sonne, der wir die Hand reichen zu können meinten, ein anderes den Geistern drüben in unserem Schattenballon.

Auffallend war's, daß wir den geringsten Wärmegrad nicht in der höchsten Region fanden; erst als wir fielen, um den günstigeren Windstrom zu benutzen, stellte sich bei uns vollkommene Taubheit ein; wir schrieen uns an, ich empfand einen Druck im Ohr, den ich erst am nächsten Tage wieder verlor; mir war's, als habe ich Wasser in demselben. Mein Paletot war mit kleinen Eiszperlen bedeckt.

Regenti blickte jetzt besorgt hinab und umher, dann zum Ballon hinauf, der eben wieder eine unangenehme Bewegung machte, nämlich durch einen Windstoß gefaßt, sich unter dem Netz wälzte, daß dieses an seine Wände klatschte und uns mit deren kaltem Schweiß überschüttete — ein wirklich erschreckendes Geräusch, als sei ein Riß im Ballon geschehen. Die Sonne war für die Erde längst unter; wir sahen ihre rothen Strahlen nur über deren Kontur wie in einem Bogen oder vielmehr: wie sich brechend an der letzteren.

„Es gibt einen neuen Gewittersturm unter uns!“ schrie mir Regenti ins Ohr, mich bei den Schultern fassend. „Entweder wir müssen uns hier oben halten bis er ausgetobt, und das kann die Nacht hindurch, also länger dauern als unsere Füllung reicht; wir würden ihm also verfallen, denn auch der Ballast geht zu Ende; oder aber wir suchen ihm zuvor zu kommen!“ — Ein neuer Windstoß, so daß der Korb sich um sich selbst drehte und dann dieselbe heftige Bewegung wieder zurück machte. . . Regenti zog schnell entschlossen das Ventil. Eine Gaswolke drang aus dem Halbe des Ballons mit betäubendem Geruch auf uns herab.

„Um Gotteswillen, nur nicht auf die Kirchturmspitze da unter uns!“ rief ich, auf das Dorf unter uns zeigend, als die wieder ausgeworfenen Papierchnitzel hoch über uns aufwirbelten, wir also schnell gesunken waren; eine andere Unterscheidung des Steigens oder Sinkens gab's ja im Luftmeer nicht. Regenti zeigte auf eine große Wiese, die beim Fallen jetzt deutlicher erkennbar ward. Es war acht Uhr. Unter uns zuckten die Blitze bereits; die Dämmerung lag über der Erdofläche wie ein dichter Schleier.

„Den letzten Ballast, selbst das geringste Entbehrliche über Bord!“ rief Regenti, immer noch mit dem Ventilstrick in der Hand. „Sobald ich noch einmal ziehe, schnell mit beiden Händen die Strickleiter erfassen und die Beine an den Körper ziehen!“

Wir sanken noch immer und schneller. Der letzte Ballast ward ausgeworfen. Einen Blick über den Rand des Korbes noch. Die Atmosphäre wechselte empfindlich; schwerer ward die Luft, und da kam sie schon, da stieg sie zu uns herauf, die große grüne Erde! Alles begann dunkel und massenhaft um uns zu wachsen; es wuchs mit betäubender Schnelligkeit. Mir war's, als säßen wir in denselben Abgrund, in welchen ich bei der Auffahrt die Erde hatte versinken gesehen, und — seltsamer aber erklärlicher Eindruck — war bei der letzteren die Erdrinde concav, so war sie jetzt convex; wir sanken wie in eine dunkle Schale! . . . Droben war Alles so sonnig, so wonnig gewesen, hier unten mit einem Schlage Alles so düster, so erstickend, erdrückend! Es war kein Erdenweh, das ich empfand, denn es gab keine Zeit hiefür, nur das Ueberwältigende des Endlichen gegen das Unendliche da oben!

Und jetzt warf Regenti den Anker hinaus. Sein Kommando schallte mir ins Ohr. Er zog das Ventil zum letzten Mal und wie er griff ich mit beiden Händen in die Strickleiter. Alles war dunkel und schwarz um uns, massenhafte Konturen umstiegen uns. Ich sah sie nicht, ich fühlte sie nur. Dann ein

heftiger dumpfer Stoß, ein Schlag! Der Korb war auf die Erde gestoßen, hob sich wieder, drehte sich gewaltsam herum, stieß noch einmal auf und versetzte uns derbe Rippenstöße.

„Festgehalten, was auch kommen möge!“ rief Regenti und von da ab waren nur meine Ohren noch thätig. Zu sehen war nichts, der Ballon ging mit uns durch wie ein wildes Pferd, getrieben durch den Sturm und den Rest des Gases, und schleifte uns durch die Wiese; über uns tobte der Dämon; mir war's, als höre ich ihn schnauben und brüllen. Mein Hut war gleich beim ersten Aufstoßen, das mich an Kopf und Rückgrat traf, davon gegangen; mit dem Rücken an der Erde schleifte ich durch Sträucher und Gräser. Der Ballon hob sich wieder; ich bekam Luft, aber nur um in der nächsten Sekunde von Neuem gestaucht zu werden. Ein Stein oder sonst ein harter Gegenstand hätte genügt, uns schon während der ersten Sekunden dieser Schleifpartie Kopf und Rückgrat zu zerschmettern.

Indeß die Promenade sollte ja eben erst beginnen. Unser Anker fand in dem weichen Boden keinen Gegenstand, an welchem er sich hätte festklammern können, oder er war gebrochen; der Wind setzte sich hinter den Ballon, dessen Kraft ohnehin noch stark genug war, mit uns zu spielen, und so schleppte denn dieser uns, eine wilde Jagd, über die Koppel dahin. Hier ein Stoß, dort wieder ein Stoß, dann wieder ein Stückchen Luftpartie, dann wieder einen Genickstoß auf der Wiese. Endlich begegnete uns ein Baum. Mit äußerster Gewalt prallten wir dagegen, zurück, noch einmal dagegen, hinüber und wieder auf die Koppel. Krampfhaft, wie die angejochenen Reiter an Zweigen, hingen wir an der Strickleiter. Der Höllendrache über uns tobte und brüllte, und weiter, immer weiter schnob die Jagd. Eine Telegraphenleitung begegnete uns endlich; der Korb flog gegen dieselbe, daß die Drähte zerspringend uns um die Ohren sausten. Weiter, immer weiter ging's über die Koppel.

Da plötzlich wurden wir gegen einen harten Gegenstand

geschlendert; der Korb, der uns bisher noch einigen Schutz gewährt, ward halb zertrümmert von diesem Schlage, indeß hatte er sich doch so festgemacht, daß wir zugreifen und uns des Gegenstandes bemächtigen konnten. Zu meiner Verwunderung sah ich, daß ich eine Porzellan-Kapsel mit beiden Händen gepackt hatte. Wir saßen an einer schiffsmast hohen Telegraphenstange.

Regenti, der bereits im Gesicht blutete, wendete jetzt die letzten Kräfte an, um uns mit dem am Korbe herabhängenden Rest des Strickes an dieser Stange fest zu binden. Als das geschehen, lehnte er, der schwerer gelitten als ich, sich im Korb zurück und rief: „ich kann nicht mehr!“ — Ich vermochte noch den Schauplatz zu übersehen. Wir hingen über einem hohen Damm der Hamburger Bahn an einer mast hohen Stange. kaum zwei hundert Schritte entfernt stand ein Bahnwärter-Häuschen, vor welchem ich mehrere Leute entdeckte, die regungslos da standen, als wir daher gelaufen. Ich winkte ihnen; sie bewegten sich langsam herbei, verwirrt, ohne unsere Lage eigentlich zu erkennen. Ich rief sie um Hülfe an, denn die Telegraphenstange, unsere einzige Rettung, jensezte und knackte, der Ballon, dieser Höllegeist, in dessen Wand der Sturm blies wie in ein Fregattensegel, zertrte über uns mit voller Gewalt, um uns loszureißeln und uns in den Wald jenseits der Bahn zu schleppen, in welchem wir Arme und Beine an den Aesten hätten hängen lassen müssen. Jede Sekunde konnte die Stange brechen und wir waren unrettbar verloren.

Die Leute kamen endlich heran, ein Schäfer mit seiner Frau und seinen beiden kleinen Kindern. Ich schrie ihnen zu, sich des unten auf dem Boden der Koppel hangenden Ankers zu bemächtigen und ihn fest zu machen. Sie strengten sich auch an, ihn über einen Pfahl zu binden, aber ihre Kraft reichte nicht aus; selbst die Kinder hängten sich an den Strick; vergebens, der Ballon wollte wieder die Oberhand gewinnen.

„Ich springe hinaus, um den Leuten zu helfen, sonst sind

wir verloren!" rief ich Regenti zu, dem das Blut über die Nase floß, während meine Handgelenke an dem Draht zerhunden waren und der Rücken heftig schmerzte. — „Um Gotteswillen, bleiben Sie!" rief Regenti mich festhaltend. „Ghe Sie noch das Tau erfaßt, haben wir durch Ihr Hinauspringen so viel an Gewicht verloren und der Ballon geht unfehlbar durch!"

Da bemerkte ich auch den Bahnwärter; ich rief ihn an; er eilte über den Eisenbahndamm. Gleichzeitig sah ich auch einen Bahnzug schon in nächster Nähe heran dampfen. Ich sah, daß der Wärter das Signal gezogen. . . Wenn der Zug nicht gehemmt ward, so wurden wir von ihm gerädert, und kam ein Fünkchen der Lokomotive dem Ballon zu nahe, so entstand zudem eine Gas-Explosion. Was war schlimmer: geschleift oder gerädert zu werden? — Gleichviel, die nächste Gefahr ist immer die schlimmste! Ich rief dem Bahnwärter zu, er möge den Zug hemmen. Der Mann stellte sich mitten auf das Geleise und winkte dem Lokomotivführer mit der Mütze.

Der Zug hielt wirklich, denn der Führer hatte ja das Ungeheuer, den Ballon, schon über der Bahn bemerkt. Der Bahnwärter eilte zum Anker hinab; wenige Minuten später sprangen ein halbes Duzend Condukteure des Zuges uns zu Hülfe und so gelang es endlich, des Ballons Meister zu werden. Berschlagen an allen Gliedern entstiegen wir dem Korbe. Triumphirend wurde bald darauf unter Regenti's Leitung der Ballon durch die inzwischen herbeigeeilten Landleute auf das Feld geschleppt, wo ich mich auf einen Kornhaufen warf, um eine Depesche zu schreiben und sie durch einen der Landleute nach Rauen auf das Telegraphen-Amt zu schicken. Plötzlich entstand vor mir eine hastige Bewegung unter den Landleuten. Ich schaute auf und in dem Halbdunkel, das auf dem Felde herrschte, sah ich zu meinem Schreck den Ballon sich wieder in die Lüfte erheben. Sprachlos stand Regenti da und schaute ihm nach. Die Landleute, ohnehin sehr mißtrauisch gegen die Teufelsmaschine, hatten,

als sie den Ballon niederschneiden halfen, um ihn vom Gase zu entleeren, vor dem ausströmenden Geruch erschreckend, auf der einen Seite die Schnüre losgelassen, der Ballon hatte Luft bekommen, war dem Netz entschlüpft, stürzte sich mit der Oeffnung nach oben und erhob sich in den halbdunklen Himmel.

Das Unglück war nicht mehr zu ändern. Der Ballon stieg mit einer solchen Schnelligkeit, daß nicht daran zu denken war, er werde so bald wieder herabkommen, und so blieb uns denn nichts übrig, als den geretteten, aber ganz zertrümmerten Korb auf einen inzwischen herbei geholten Leiterwagen zu schaffen, unsere geschundenen Glieder in den zerquetschten Korb zu strecken und so nach dem eine halbe Stunde entfernten Dorfe Bredow zu fahren, wo wir bei dem Besitzer Herrn Werniger für die noch vom Wetterleuchten durchzuckte Nacht ein gasisreies Obdach fanden.

Um drei Uhr Morgens, nach einigen Stunden der Ruhe, während welcher es uns, zerschunden an Kopf, Rücken und Händen, in keinem Bette litt, fuhren wir nach Rauen und nahmen dort den von Hamburg kommenden Schnellzug nach Berlin, wo sich, da man den Ballon ohne die Gondel hatte fliegen sehen, bereits am Abend die Nachricht verbreitet hatte, wir seien verloren gegangen. Von dem Schicksal des Ballons erfuhren wir erst am vierten Morgen. Er war auf einem Gute bei Rauen, wahrscheinlich schon sehr zerrissen, herab gekommen, die Bauern hatten ihn für gute Preise erklärt, sich aus dem wasserdichten, gefirnigten Seiden-Zeuge Regenmäntel und Decken geschnitten, und so kehrte denn nur ein unbedeutender Rest in die Hände seines Besitzers zurück, der durch diesen Verlust schwer getroffen wurde. „Wäre nur nicht gleich beim ersten Aufstoßen das Beil über Bord geschlagen,“ klagte Regenti, „ein Wurf mit demselben in den Ballon und der Rest des Gases wäre schneller ausgeströmt!“ — Was sonst aus dem Korb verloren gegangen, ward uns zugejandt durch die Schulzen verschiedener Dörfer, aus deren

geographischer Lage wir erst die Richtung feststellten, die der Ballon auf der Erde genommen. Die Taube wurde mir durch einen Förster bei Spandau zurückgeschickt, auf dessen niederem Scheurendach sie sich noch zitternd hatte einfangen lassen. — Die illustrierten Journale verfehlten natürlich nicht, uns von ihren „Spezial-Artisten“ nach deren Phantasie „abmalen“ zu lassen, wie wir an der Telegraphenstange hingen.

Die Luftschiffahrt hatte trotz alledem so viel Reiz für mich gewonnen, daß ich schon im Herbst daran ging, mit Regent's Hülfe einen neuen Ballon zu erbauen, der ihn für den Verlust des seinigen entschädigen sollte. Aber ich hatte kein Glück mit demselben, als er beim Gesundbrunnen in Berlin aufsteigen sollte. Die Seide, obgleich sie vorzüglich erschien, mochte einen Bruch, eine schwache Stelle im Gewebe haben; sie riß unter dem Firniß und wir waren froh, auch diesmal mit dem Leben davongekommen zu sein.

Auch ich gehörte danach zu denen, die sich über das Problem der Lenkbarkeit des Luftschiffes den Kopf zerbrachen, ich hielt es aber und halte es heute noch für unlösbar. Dieselbe würde eiserne Konstruktionen erfordern, die, wenn sie ihre Aufgabe erfüllen sollen, durch ihre Schwere — denn der Ballon hat immer schon genug zu tragen — dem Erhebungsprinzip entgegen.

In verschiedenen Zeitschriften sprach ich mich damals und auch später nach gemachten Erfahrungen darüber aus, daß in der Praxis in einem so gar nicht substantiellen Element wie dieser Mischung von Stickstoff und Sauerstoff, die man Luft nennt, gegenüber seinen furchtbaren Launen es wohl möglich und schon in den ältesten Zeiten ausgeführt sei — so weit zurück wie wir, bis nämlich zu der Erfindung des Papierfabrikanten Montgolfier, denen — sich in die Luft zu erheben, wenn die ganze Equipage (immerhin 3—4 Zentner) weniger wiegt als der Gewichtsunterschied zwischen der eingeschlossenen

leichteren Luft und dem dem Ballon gleichen Volumen atmosphärischer Luft; aber mit diesem Gefährt und einer leichten Maschine gegen die zerstörenden Launen des Elementes kämpfen zu wollen eine Unmöglichkeit sei, so lange man kein anderes Elevations-Prinzip erfunden. Es wird deßhalb wie auch mit der Erfindung der Flugmaschinen, über die so Mancher schon sogar seinen Verstand verloren, immer bei dem alten Scarnz bleiben.

Als ich bald darauf wieder in Paris eintraf, war Nadar eben im Begriff, auf dem Marsfelde seine bekannte große Luftfahrt in eigens konstruirtem Ballon zu machen, auf welcher er, jede höhere Elevation vermeidend, gegen seine Absicht im Hannoverischen landete. Auch er hatte bereits eine verunglückte Fahrt gemacht, nach der er in Meaux niedergekommen. Ich landete bei meiner Ankunft eiligst einen Freund hinaus, ihm sagen lassend, ich wünsche, mit ihm zu fahren. Nadar aber ließ mir antworten, wir hätten Beide schon Pech gehabt, er wolle es diesmal wenigstens ohne mich versuchen.

Nacht Jahre später hatte ich während des Feldzuges in Frankreich Gelegenheit genug, mich, freilich aus der Ferne, mit den Ballonfahrten der Belagerten zu beschäftigen und ihre Unsicherheit in der Direction zu konstatiren. Als Metz kapitulirt, begleitete ich unseren General-Feldpostmeister in die großen düstern Lager-Räume, in welchen wir verschiedene Ballons und eine Reihe von Säcken mit Briefen, für die Luftpost bestimmt, vorfanden. In Paris selbst war der Ballondienst gut organisiert gewesen, aber er dankte es doch auch nur dem Glück, daß von den fünfundsechzig von dort aufgestiegenen Ballons, deren einer auch Gambetta transportirte, nur fünf in Feindeshand geriethen; einzelne davon machten allerdings wunderbare Reisen, z. B. nach Christiania, von einem andern fand man sogar die Fesseln in Port Natal. Man hatte von unserer Seite, um diesen Ballondienst zu sichern, eigens Ballon-Kanonen erfunden und gegossen, nämlich auf einem Wagen aufrecht stehende, bewegliche

eiserne Cylinder. Diese hatten aber vorläufig nur einen Fehler: sie trafen ein, als der Krieg zu Ende ging.

Es ist mir nicht genau bekannt, ob und mit welchem Erfolg man ihre Leistungen später im Frieden probirt; der Zielpunkt an einem freien Ballon ist jedenfalls ein sehr trügerischer, denn wenn auch der Ballon in der Luft unbeweglich erscheint, er ist es nicht, und die Proben mit einem ballon captif können deßhalb nur ebenso trügerische sein. Welchen Dienst ein Ballon in den neueren Kriegen als Eclairirungs-Maschine leisten kann, davon gab, wie erwähnt, schon Godards Ballon bei Solferino einen Beweis, denn die ganze feindliche Aufstellung liegt unter dem Ballon auf weithin wie auf einer scharfen topographischen Karte. Wehe auch den Belagerten der Zukunft, wenn der Ballon des Feindes sie aus der Luft herab mit Zerstörungsmitteln überschütten wird, denn für solche wird er bei nur geringer Erhebung ein sehr zuverlässiger Träger sein.

XXII.

Polens Freiheitsträume von 1863. — Die Aufhebung der Fron-
dienste. — Graf Wielopolski und seine Reformen. — Großfürst
Konstantin als Statthalter. — Zu den Waffen! — Die Branka
und ihre Schrecken. — Die Flucht in die Wälder. — Die ersten
Kämpfe. — Die fanatische Geistlichkeit. — Das Standrecht. —
Die provisorische Regierung. — Marian Langiewicz. — Die
Anstellung der Insurgenten. — Krakau. — Die Seelenmessen
in der Marien-Kirche. — Das Revolutions-Comité. — Das
Hauptquartier des Diktators und das Lager der Insurgenten.
— Mieroslawski, Chapski, Waligorski und Kochbrune. —
— Fräulein Pustowoitow, die Adjutantin. — Finis Poloniae.

Ein wehmüthiges Gefühl beschlich mich stets beim Durchlesen
der flüchtigen Aufzeichnungen, die ich vom Schauplatz der un-
glücklichen polnischen Schilderhebung des Jahres 1863 ver-
öffentlicht. Was war aus all denen geworden, die ich im
Frühling jenes Jahres so siegesmuthig über die galizische Grenze
ziehen sah! Was war aus all den Hoffnungen geworden, von
denen ich in Krakau die Lippen der polnischen Jugend über-
strömen hörte, und wo war endlich jenes Häuflein Unerforschener,
das in stammenswerthem Selbstvertrauen diese Jugend um sich
schaarte und dem russischen Koloß den Fehdehandschuh hinwarf?
Was war aus den stolzen Namen geworden, die von der Zeit-
geschichte mit solcher Begeisterung in ihre Blätter eingetragen
und von der Phantasie des Zeitungslasers mit so wunderbarer
Romantik umkleidet wurden? Wo waren die Lorbeeren, nach
denen sie so kühn die Hand ausstreckten, und wo ist das stolze
Reich, das als ein neugeborenes ihr Schwert in die europäische
Landkarte einzuzichnen sich vermessen hatte?

Verbannt und heimathlos waren sie, oder fortgeschleppt, um in den Eisfeldern und Bergwerken Sibiriens ihr Dasein zu vertrauern, wenn nicht am Schauplatz selbst schon die Füsilade demselben ein blutig Ende gemacht! Ohne vorherige Erwägung ihrer Kraft, ihrer Zahl, ohne hülfreiche Freunde hatten sie sich in einen Kampf mit dem russischen Gewalthaber gestürzt, und sie waren unterlegen, ehe auch nur ein Duzend Sonnen über ihrem Todesmuth auf- und niedergegangen!

Die russische Regierung hatte im Jahre 1859 die Fronen der Bauern in einen unablösbaren Erbzins umgewandelt, eine Neuerung, die auch den übrigen wirthschaftlichen Verhältnissen einen Stoß gab, diese zum Theil unhaltbar machte und die Gemüther erregte. Sie ging noch weiter, indem sie auf Anregung des Grafen Wielopolski Reformen hinsichts des Gemeindewesens und des Unterrichts in nationalem Sinne anbahnte.

Wenige Jahre darauf, 1861, veröffentlichte sie sogar ein Reformgesetz, mit dessen Durchführung Wielopolski beauftragt wurde.

Die Polen, erwachend in ihrem alten Nationalgefühl, ermunthigt vielleicht durch die Vorgänge in Italien und in Ungarn, mißdeuteten die gute Absicht Alexanders II., der es (was die Russen längst vergessen haben) Preußen zu danken hatte, daß nach dem Krimkriege das moskowitzische Reich nicht auch noch durch Aufreißen der alten polnischen Wunde geschwächt wurde und sich damals schon zu liberalen Erlassen hatte bequemen müssen. Sie sahen in diesen freiwilligen KonzeSSIONen eine Schwäche Rußlands und begehrten mehr; sie verlangten die Wiederherstellung der Verfassung vom 15. Dezember 1815, die Sanguiniter verlangten sogar die Wiederherstellung des polnischen Königreichs unter einem russischen Prinzen und die Geistlichkeit ließ sich so weit hinreißen, den Unzufriedenen die Gotteshäuser für aufgeregte politische Versammlungen zu öffnen und das Feuer zu schüren.

Das polnische Blut gerieth in Gährung. Die Versammlungen beriethen unter heftigen Debatten ungestüm drohende Adressen, die Straßen wurden die Schauplätze politischer Tumulte, Beamte wurden ermordet, es kam zu Attentaten auf den Statthalter, und dennoch ließ sich die russische Regierung in ihren Reformplänen nicht beirren; sie ernannte den Großfürsten Konstantin zum Statthalter. Aber diesem stand in'sgeheim bereits eine Nationalregierung gegenüber, die von keiner Verständigung wissen wollte, die Besonnenen und Gemäßigten durch Terrorismus vorwärts trieb und die freiheitsstrunkene Jugend zu den Waffen rief.

Die russische Regierung selbst zeitigte den Ausbruch des Kampfes, als sie sich am Ende gütlicher Maßregeln angekommen sah. Zum ersten Male nach sechszjähriger Befreiung zog die Branka, das unheimliche Gespenst: die Aushebung durch das polnische Land, denn das Gouvernement glaubte hierin ein wirksames Mittel zu finden, die Unzufriedenen zu entfernen, und dieses Mittel ward denn auch in schonungslosester Weise angewandt. In der Nacht vom 14. zum 15. Januar 1863 überfielen die Aushebungs-Detachements die arglosen Familien, um die dienstfähigen Söhne wegzuschleppen und diejenigen, die Widerstand leisteten, gefesselt in die Säle des Rathhauses oder in die Citadelle von Warschau zu bringen.

Rettung vor der Branka ward über das ganze Land jezt die Lojung; händeringend liefen die Mütter durch die Straßen; die Väter selbst führten ihre Söhne in die Wälder, verbargen sie in den tiefsten Schlupfwinkeln, denn selten kehrte ein Opfer der Branka heim aus den unwirthbarsten Provinzen, den Einöden Sibiriens, von den Ufern des Amur und aus den rauhen Bergen des Kaukasus, und so fand man denn nur den dritten Theil der Rekruten, die übrigen hatten die Flucht ergriffen.

Während Warschau ein Schauplatz des Jammers geworden, füllten sich die Wälder, die von der großen Straße entfernten

Dörfer und Weiler, die Schenken in den Haiden mit bewaffneten Flüchtlingen, die entschlossen, den zu ihrer Einfangung ausgesandten Kosacken Gewalt entgegen zu setzen. Das gab Anlaß zu vielen Scharmüßeln; die Banden der Flüchtlinge gingen alsbald zur Offensiv über; Kosacken-Pikets wurden umzingelt und nieder gemacht, die kaiserlichen Kassen ausgeraubt, Kuriere abgefangen oder niedergeschossen; Oberst Mann ward in Littauen, als er die Regimentskasse flüchten wollte, beraubt und verwundet.

Wenige Tage darauf, am 18. Januar (neuen Styls) wagte sich bereits ein großer Haufe von Militärpflichtigen bis nach Minzk, acht Werst von Warschau, und steckte die Kantonnements der Truppen in Brand. Die fanatische Geistlichkeit trieb den Haufen aus den Wäldern neue Verstärkung zu; der Aufruhr formirte sich, die Telegraphendrähte um Warschau wurden abgeschnitten.

Hier ging natürlich die Polizeibehörde aufs rücksichtsloseste gegen die Bevölkerung vor, die durch fünf in den verborgensten Kellern gedruckte, durch Bäcker- und Fleischerburischen kolportirte Zeitschriften immer mehr erhitzt wurde. Das Standrecht ward über das ganze Königreich proklamirt und schonungslos durch Füßillade und Galgen geübt, denn die eingesperrten Rekruten weigerten den Fahneneid, und da beschloß denn das Revolutions-Comité seinerseits die erst auf den Monat Mai anberaumte allgemeine Schilderhebung schon jetzt ins Werk zu setzen. Es erklärte sich am 28. Januar als provisorische Regierung, rief alle Kampffähigen unter Androhung schwerer Strafen zu den Waffen, verkündete die Gleichheit aller Stände, verlieh den Bauern Grundeigenthum und versprach den Gutsbesitzern Entschädigung.

Bei der akademischen Jugend fand diese Proklamation wenig Anklang; den Insurgenten mangelte es an jeder Fühlung; sie trieben eben ein Sengen und Brennen, Rauben und Plündern ohne Plan und Organisation. Inzwischen erließ Mariau

Langiewicz, der früher in der preußischen Artillerie gedient, später den Garibaldischen Legionen angehört, als vom Central-Komite ernannter Militär-Chef der Wojwodschafft Sandomir, von seinem Hauptquartier Wouchoc aus seine Proklamation an die Krakauer und forderte ihre Betheiligung am Aufstande. Große Massen zeigten sich denn auch schon am 3. Februar bei Radom und die Sache nahm eine politisch bedenkliche Physiognomie an, zumal Jules Favre in der Pariser Legislative zu Gunsten der Polen das Wort ergriff und, die Macht der Insurgenten überschätzend, wie das allgemein geschah, die Wiederherstellung der polnischen Verfassung forderte.

Jetzt konzentrirten sich die Banden, sie engagirten sich mit den russischen Truppen und gewannen über dieselben entschiedene Vortheile im Krakauer Winkel, im Gouvernement Radom. Die Zeitungen berichteten in überschwänglicher Weise, Marian Langiewicz kommandire bereits über fünfzehntausend Mann. Die gesammte liberale Presse Europas verfocht die Sache Polens und sah in diesem ersten Erfolge einen bedeutamen Sieg.

Der Aufstand hatte in der That an Bedeutung gewonnen. Die Ostgrenze des Königreichs Polen gegen Rußland mit ihrer großen Strom- und Flußkette von Memel bis Galizien, welche den Aufständischen die Besetzung und Vertheidigung einzelner Plätze möglich machte und sie in den Stand setzte, Zuzüge aufzunehmen, war die erste und äußerste Linie des Aufstandes. Von hier aus nahm derselbe Aufstellung am Strombett der Weichsel als zweite Linie und ward in diesem Flachlande durch die bedeutenden Wälder geschützt. Die festeste und sicherste Position aber bildete die dritte Linie, das bergige Gouvernement Radom. Hier, gedeckt durch die österreichische und preußische Grenze, lag der Schwerpunkt der Thatfachen, zumal die Garnison von Warschau in der Hauptstadt selbst unentbehrlich war und die Insurrektion also Zeit hatte, sich zu kräftigen.

Im südwestlichen Winkel des Königreichs, in der ehemaligen

Wojwodschafft Krakau, wo Langiewicz und Kurowski kommandirten, waren alle Orte in den Händen der Insurgenten; im Gouvernement Radom waren den Russen nur die Städte Miechow, Kielce, Konzkie, Szydłowicz, Czenstochowa, die Hauptstadt Radom und Sandomirz geblieben. Langiewicz beherrschte die Straße von Krakau nach Warschau. Im Gouvernement Lublin befanden sich mehrere kleinere Insurgenten-Abtheilungen, in Schach gehalten durch die Festung Zamość. Größere Abtheilungen standen im Osten bei Hrubieszow, Dubienta und Kazimierz, also schon in Polhynien unter dem Befehl Frankowiski's.

Weiter nördlich in demselben Gouvernement, in Podlachien, standen die beiden Anführer Sokol und Mucha (pseudonyme Namen „Falke“ und „Fliege“). Im Gouvernement Augustowo, das fast ganz in den Händen der Insurgenten, standen Wolowicz und der Reiteranführer Chapzki. Im Gouvernement Plock hatte ebenfalls der Aufstand schon sein Haupt erhoben und lieferten die Wälder hier ihm namentlich tüchtige Scharfschützen. Auch im Westen, in den Wäldern von Konin, zeigten sich Schaaren, und bei Warschau selbst wurde die Eisenbahn von Krakau nach Warschau beunruhigt durch die in den Wäldern von Skierniewice und Bolimow versteckten Insurgenten.

Es war zu Anfang März jenes Jahres, als ich im dichtesten Schneegestöber an der polnischen Grenze entlang fahrend nach Krakau kam. Die Kosacken-Bedetten, welche ich aus der Ferne sah, erschienen mir wie wandelnde Schneemänner; die Natur bedeckte Polen mit ihrem Leichentuch, ehe es noch die hoffnungreiche Seele wieder ausgehaucht, aber wie todt und eisig auch das ganze Kampfgefilde dalag, in Krakau's Jugend kochte der Haß gegen den weißen Czaren und aus dem Schnee heraus sah sie ihre Lorbeeren sprießen.

Ist es ein Wunder, daß man kalt und mißtrauisch wird, wenn man so wiederholt Gelegenheit hatte, ein Volk, das seine Fesseln zerbrochen, im Freiheitjubel seine Hymnen singen zu

hören, es die Götzen der Tyrannei zertrümmern und schon wenige Monde darauf es am Grabe aller seiner Träume und Hoffnungen zu sehen? Jedes Jahr, das uns durch die Konflikte der Völker mit einander oder mit ihren Machthabern trug und uns zum Zeugen der Niederlage selbst der gerechtesten Sache machte, umkrustet das Herz mit einer neuen Rinde der Vorsicht und des Mißtrauens; eine Illusion nach der andern erlischt in uns und selbst das empfänglichste Gemüth, dem es sonst ein Bedürfniß gewesen, mit Andern zu jauchzen und zu jubeln, ist schließlich im Stande, mit dem nüchternsten und ruhigsten Herzschlage dem so begeisternden Drama einer Völkerhebung zuzuschauen.

So erging's mir während des Garibaldi'schen Freischaaenzuges, als ich einen Streich wie den von Aspromonte noch kommen sah, so erging's mir, als ich nach einer aus Mangel an Obdach unter der aufgeregten Bevölkerung in der Vorstadt Krakau's unter der Reisendecke verbrachten kalten und schaurigen Nacht durch das alte Floriansthor von Krakau schritt, um mich dem polnischen National-Comité vorzustellen. Das alte architektonische Ungeheuer, das einst gegen die Türken erbaute Floriansthor, erschien mir wie ein Sarkophag, errichtet zur Begrabung der Hoffnungen Polens; mit beklommenem Herzen schaute ich hinüber zu dem stolzen Schloß von Krakau, von dessen Thürmen die Flagge Habsburgs über den Gräbern der polnischen Könige wehte. Und wenn sie Alle wieder aufgestanden wären, die dort oben schlummern im Felsenbette, die Jagello's, die Sigismunde, Bathori, Sobieski, Kosziusko, Poniatowski und die Potocki's, der weiße Adler war todesmatt geworden in schmählicher Sklavenschaft und ungewohnt des kühnen Flugs nach langer Kosackendressur!

In der Florianstraße begegnete mir das erste bekannte Gesicht, das eines jungen Polen, mit dem ich in Paris häufig zusammen getroffen. Er hieß mich tausendmal willkommen und

erzählte mir, er habe soeben diesen Morgen erst im „Gzas“ gelesen, daß ich im Hauptquartier erwartet werde.

„O, Sie sollen Zeuge unserer Siege über die Horden des Czaren sein!“ rief er begeistert. „Und sind wir ihnen auch an Zahl unterlegen, jeder Einzelne von uns wird ein Held sein, wenn es gilt, dieß Skavenjoch zu brechen!“

Er sagte mir nichts Neues, denn ich wußte, daß der Pole ein tüchtiger Soldat; aber er täuschte sich und mich (wie sie es Alle thaten), als er mir die Mittel aufzählte, über welche Polen in diesem Kampfe zu verfügen habe. Auch er nannte mir eine Armee von 15,000 Mann, die wohlbewaffnet draußen jenseits der Weichsel sich unter Langiewicz gesammelt, und doch sollte ich mich schon am nächsten Tage überzeugen, daß Alles, bis auf den Todesmuth der polnischen Jugend, eine Illusion war! Was sollte dieses Häuflein gegen die Macht des Czaren?

In der Seite meines enthusiastischen Freundes, der am Abend mit einem Duzend Andern bewaffnet über die Grenze gehen wollte, erreichte ich den Marktplatz von Krakau. War mir schon die Trauerkleidung aufgefallen, in welche ich die Frauenwelt gehüllt sah, so glaubte ich vor einem Begräbniß zu stehen, als ich vor der alterthümlichen Marien-Kirche am Markte die Damen in Menge in schwarzen Kleidern, mit bleichen Gesichtern und oft von Thränen gerötheten Augen aus und ein treten sah. „Es ist die Seelenmesse für die Gefallenen bei Mieschow,“ sagte mein Begleiter, dem selbst das Auge feucht ward. Wir verabredeten, uns am Mittag im Hotel de Saxe zu treffen, das gewissermaßen den Mittelpunkt der Agitation bildete, und mein Freund eilte davon, um sich marschfertig zu machen. „Ich muß meine arme Mutter trösten,“ sagte er, „denn auch meine drei jüngeren Brüder folgen mir dieser Tage und die Arme wird allein sein!“

So geschah's in allen Familien. Mit einer Begeisterung, die staunenswerth, rissen sich selbst Knaben von ihren Eltern

los, um in der Nacht mit ihren Kameraden heimlich die Grenze zu überschreiten und dem Diktator ihre schwachen Arme zu bieten, und öffentliche Schmach würde den Vater getroffen haben, der sein Kind zurückgehalten hätte.

In der Marien-Kirche war der Hochaltar schwarz verhängt, ein riesiges weißes Kreuz deckte den dunklen Hintergrund. Schluchzen und unterdrücktes Wehklagen unterbrach oft die Feierlichkeit der Todtenmesse aus den Reihen der Knieenden, in ihre schwarzen Schleier gehüllten Frauen, die zu Gott für die Erhaltung ihres Kindes oder für das Seelenheil des schon gefallenen Sohnes beteten.

Mir ward's so weich und weh um's Herz, daß ich's für besser hielt, an praktische Dinge zu gehen. Auf dem Marktplatz sammelte sich eben ein ganzer Haufe um einen Bilderladen — das erste photographische Bild des Diktators Langiewicz war in diesem Augenblick an dem Schaufenster ausgehängt und fünf Gulden sah ich einen Enthusiasten für eines dieser ersten kleinen Bilder zahlen. Ich hatte den Gefeierten nur flüchtig einmal auf der Insel Sizilien gesehen; damals trug er die *casacca rossa*, hier sah ich ihn in seinem Nationalkostüm.

Am demselben Morgen noch ward ich den in Krakau anwesenden Häuptern der polnischen Revolution vorgestellt. Ich fand sie um einen großen Tisch im Hotel de Saxe versammelt und ersuchte sie, sich in ihren Verhandlungen durch mich nicht stören zu lassen, da ich von der polnischen Sprache wenig verstehe. Sie empfingen mich mit Wärme. Graf T. der, von frischem Noth der vom Regen aufgeweichten Landstraße bespritzt, aus dem Lager kommend, eben den Sattel verlassen, preßte mir freudig die Hand. Er sagte mir, er kehre in der Nacht zu Langiewicz zurück und werde mich ihm melden. Ich gab ihm zu diesem Behuf meine Karte mit. Es waren hochklingende Namen, zum Theil den polnischen Freiheitskriegen angehörend, die ich im Saal nennen hörte, die Blüthe der polnischen Ari-

stokratie, lauter junge Männer mit heißem Blut und vielem Vertrauen. Diese beiden mögen unter anderen Umständen große Vorzüge sein, aber ich bin wohl im Rechte, wenn ich behaupte, die ganze schöne Sache sei an diesen beiden zu Grunde gegangen. So viel ich zu überschauen vermochte, war die ganze Schilderhebung überhaupt in den Händen der Jugend; die Aelteren fügten sich bereitwillig dem, was von ihnen begehrt wurde; sie opferten an Geld, was sie aufzubringen vermochten, sie gaben ihre Söhne ohne Murren her, aber kopfschüttelnd verzweifelten sie schon damals an einem guten Ende. Später erst erfuhr ich durch mir bekannte polnische Aristokraten, wie bedeutend die Summen, die von ihnen der geheiligten Sache geopfert worden, ohne daß auch sie Vertrauen in das Gelingen setzten.

Was ich von Befürchtungen in Krakau selbst einsog, daß sollte mir der erste Blick auf die Lager der Insurgenten am Operationsplatze selbst bestätigen. Am Abend, ehe ich meine Britschka bestieg, die mich in das Insurgenten-Lager führte, spazierte ich eine Stunde lang auf dem Marktplatz von Krakau in Gesellschaft eines Freundes des Diktators, der eben von ihm kam. „Was Sie im Lager finden werden,“ sagte er mir u. A., „kann unmöglich einen günstigen Eindruck auf Sie machen, denn unsere ganze polnische Armee sitzt noch im Ei; aber sie wird dennoch den Russen zu schaffen machen.“ — Auch dieser Mann war Pole; er sprach vernünftiger und ruhiger als alle Andern, aber sein Nationalgefühl ließ auch in ihm das Bekenntniß nicht aufkommen, daß man einen Kampf mit Windmühlensflügeln begonnen. Nur in Einem war dieser Mann offen und einsichtsvoll: er gab mir eine ungeschminzte Schilderung der Eiferjüchteleien der Polen unter einander, der Zwistigkeiten, welche die Anhänger Mieroslawski's auf der einen und die Langiewicz's auf der andern Seite unterhielten. Der größte Feind der Polen war hiernach noch nicht einmal Rußland, son-

dem ihre eigene Berklüftung. Ich könnte hierüber ganze Bogen voll schreiben, wenn ich nicht Ursach hätte, Persönlichkeiten zu schonen, denen ich freundschaftliche Verpflichtung schuldig.

Zwei Tage später erreichte ich das Hauptquartier des Diktators. Was ich auf dem Wege dahin gesehen, machte den traurigsten Eindruck auf mich. Regengüsse hatten die Straße aufgeweicht; in schmutzigem Stroh, bei in der Nässe erlöschendem Vivuakfeuer, ohne hinreichende Verpflegung, lagen die Schaaren da, in den abenteuerlichsten Kostümen. Mehrmals traten Offiziere aus den elenden Hütten, oder einem improvisirten Strohdach zu mir, mich begrüßend. Es waren junge Männer der edelsten Familien, denen ich schon in den Zirkeln von Paris oder Wien als Elegants begegnet, die ich kaum wieder erkannte.

Auch die Ausrüstung der Insurgenten war eine mehr als mangelhafte; sie trugen eben an Waffen, was sie mitgebracht; am traurigsten aber sah es um die Pferde aus, denn die ganze Reiterei Chapski's bestand, soviel ich überschauen konnte, nur aus einer Schwadron, deren Zaumzeug mühselig aufgetrieben worden.

Mir wohl bewußt, daß dieses Hauptquartier nur ein fliegendes sein könne, war ich nicht wenig überrascht, den Chef der Insurgenten noch in demselben elenden Dorf, in Sojnowka zu wissen, in welchem das Hauptquartier sich schon seit vier Tagen aufhielt. Wenn die Russen den vertrauensvollen Langiewicz nicht schon mehrere Tage früher mit seiner ganzen Armee zersprengten, so lag dies an der Langsamkeit, mit welcher sie selbst ihre Truppen im Halbkreise gegen die galizische Grenze zusammenzogen. Langiewicz mit seiner Handvoll regulär Bewaffneter, mit einem Gros von kampfunfähigen, weil schlecht oder gar nicht armirten Soldaten, die der bei Rziejewo geschlagene Mieroslawski gegen ihn als einen Verräther aufzuheben sich bemühte, verlor inmitten aller der Zänkereien, welche er mit seiner Gegenpartei, der Mieroslawski's, und mit der Eitelkeit seiner eigenen Anhänger unterhalten mußte, die

Hauptfache aus den Augen; er ward schwerfällig, weil Alles ihm zulief, und wie sehr er auch das Comité in Krakau beschwor, ihm keine Zuzüge mehr zu schicken, keine Nacht verging, ohne daß ganze Trupps von schlecht bewaffneten Freiwilligen anlangten, die er zwar zu verpflegen hatte, die er aber zu nichts Ernstlichem verwenden konnte.

So kam denn alsbald der 19. März, an welchem die Russen ihren Schlag gegen das Corps von Langiewicz führten und dasselbe nach allen Richtungen zersprengten. Langiewicz war kaum vierzehn Tage Diktator gewesen, hatte kaum acht Tage Zeit gehabt, sein Corps zu organisiren. — Lamoricière mit seiner jungen päpstlichen Armee ging zu Grunde, weil er sie in lauter kleine Garnisonen auflöste, Langiewicz hatte den entgegengesetzten Fehler gemacht.

Mein Aufenthalt in den Lagern der polnischen Insurgenten ist mir heute nur noch wie ein Traum, denn kaum hatte ich Zeit gehabt, die Führer derselben, Langiewicz, Chapski, Waligorzki, Rochebrune und die Heldin dieses Dramas, Fräulein Pustowojtow kennen zu lernen, als sie auch schon wieder in alle vier Winde zerstoßen waren.

Nur Eine von ihnen gedachte meiner noch, als der Vorhang bereits gefallen war, nämlich die polnische Amazone, Fräulein Pustowojtow.

So viel ich mich entsinne, bin ich noch in allen Kriegen der Gegenwart einer Amazone begegnet, deren Persönlichkeit den Zeitungen einen uner schöp flichen Stoff gewährte. Im Orient-Kriege war es die fabelhafte Reiterin, die an der Spitze eines Freiwilligen-Korps aus Asien herbeizog, um für den Halbmond zu kämpfen. Sämmtliche Journale Europas schwärmten von ihr, man schilderte sie als einen Ausbund von Schönheit, die Alles um sich her in Entzücken versetzte. Noch heute entsinne ich mich aber des homerischen Gelächers, das ich ausstieß, als ich in Varna vor Beginn der Expedition nach der Krim dieser Schön-

heit ansichtig wurde. Es war ein altes Weib mit gelbem, runzeligem Gesicht, das auch sehr bald wieder vom Schauplatze verschwand. — Im italienischen Kriege 1859 sah ich in den österreichischen Kavallerie-Lagern die Miß H. in Dragoner-Uniform. Sie hat weniger von sich reden gemacht, denn sie war keine Heldin, sondern folgte nur ihrem Geliebten, einem Kavallerie-Offizier, in die Campagne. Im Freischaarenzuge Garibaldi's sah ich auch in Sicilien wiederum einige englische Amazonen, die ihren Männern folgten, von denen ich bereits erzählt. Jetzt endlich in der polnischen Revolution hatte Fräulein Pustowojtow den Kampfplatz betreten, die Confederatka auf dem Kopf, die Brust in die Czamarka geschnürt, die Pistolen im Gürtel, den Säbel an der Seite. Sie zeigte Courage, Entschlossenheit und eine Ausdauer, die alle Entbehrungen und Strapazen überwand. Und doch beklagte sie sich über mich bei dem Korrespondenten der Wiener „Presse“, daß ich ihr eine schlaflose Nacht bereitet habe. Die Erinnerung an mich, schrieb jener Korrespondent, schien, als er sie in Prag als Internirte sprach, „nicht zu ihren angenehmsten“ zu gehören; er erzählte, sie habe ihm scherzend gesagt: «il me tourmenta trois heures dans la nuit,» denn sie habe auf Langiewicz' Befehl mitten in der Nacht, als sie gerade von den Strapazen eines Streifzuges ausgeruht, aufstehen und mir das ganze Lager zeigen müssen.

Was mußten die Leute, die das sahen, von mir denken! Das Fräulein kann das auch nicht so ernst gemeint haben! In einer so mühseligen Affaire, wie der Krieg doch ist, kommt es auf eine kleine Beschwerde mehr oder weniger nicht an. So viel ich mich erinnere, bestand aber ihre ganze Mühsalung darin, daß sie mir in der Nacht, als ich ihr bei den Vorposten begegnete, bereitwillig ihre Cigarre zum Anzünden der meinigen reichte und mir die Ehre gewährte, eine halbe Nacht in ihrer und einiger Kameraden Gesellschaft auf einer Art von Heuboden zu lagern. Damals hätte keiner von uns sich vorgestellt, daß

das Trauerspiel so schnell zu Ende sein werde, denn einige Tage darauf befand sie sich schon in Krakau und heute — ist, wie gesagt, die ganze Geschichte ein Traum.

Was aus dieser Heldin geworden, die damals als Langiewicz' „Adjutantın“ in allen Zeitungen bewundert und gefeiert wurde, darüber ist mir nichts Sicheres bekannt. Wie dieser wurde sie aus der Internirung entlassen, sollte nach Paris gegangen sein und als Blumen-Arbeiterin in einer Fabrik am Boulevard Poissonniere eine friedliche Beschäftigung gefunden haben. Danach glaube ich gelesen zu haben, sie sei gestorben.

XXIII.

Das Galali an der Eider. — Christian IX. und der Herzog von Angulenburg. — Die Bundes-Erecution gegen Dänemark. — Einmarsch der Sachsen und Hannoveraner in Holstein. — Die Preußen und Oesterreicher gehen als Reserven vor. — Das Danevirke. — Friedrich Karl vor Düppel. — Flensburg. — Die schöne Frau Rasth. — Im tiefsten Schnee. — Eine blutige Theater-Vorstellung. — Unfre Soldaten im Felde. — Die Schafpelze der Posten. — Die weißen Feldbinden. — Der Kaffee in der Armee. — Die erste Etappe von Bismarck's Siegespolitik. — Die Rekognoscirung gegen die Büffelkoppel. — Der erste Danebrog. — Die Cantonnements. — Die „Hundsfötter“ von Diplomaten. — Die Knicks. — Der Krug von Frydendal. — Friedrich Karls taktische Prinzipien. — Major von Jena. — Auf Feldwache unter den Schanzen. — Der Berliner Wit. — Eine verhängnißvolle Partie Sechundssechzig. — Die Eröffnung der Parallelen. — Der Kronprinz während des Ausfalls und wie er mit uns Grog trank. — Seine Vermittlungsaufgabe. — Die beiden Prinzen in Cravenstein. — Der Sturm auf die Döppler Schanzen.

Uderthalb Jahrzehnte fast waren verstrichen seit der deutsche Bund nach des General Willisen letzten Großthaten der Begeisterung unserer Jugend für die stammverwandten Brüder in Schleswig-Holstein sein Galali geblasen. Wir als europäische Macht zweiten Ranges hatten ebenso lange ohne allzu viel Unbehagen die „Schmach von Olmütz“ auf uns gelitten, zu deren Inventar auch dies gehörte, als endlich die Geschichte die damals so kläglich verloren gegebene Sache wieder aufnahm und in den Herzen derer, die damals so begeistert zu den Freischaaaren geeilt,

jetzt ruhiger, besonnener Familienväter, recht traurige Erinnerungen weckte.

Friedrich VII. von Dänemark war gestorben. Der Herzog von Augustenburg trat in die Scene, um den eingeschlafenen Kabinetten der Mächte neue Unruhe zu verursachen, den deutschen Bund aus dem Schlafe zu rütteln und seine Erbschaftsrechte auf die Herzogthümer geltend zu machen. Verwünscht wurde er genug, aber er war einmal da und verlangte seine Anerkennung als legitimer Herzog. Der Bundestag beschloß, die Stimme derselben in der Versammlung einstweilen zu suspendiren; er verwarf auch die von Sachsen beantragte Occupation Holsteins und beschloß nur eine Execution, während sich im Volke mächtig die Stimmen für den „verlassenen Bruderstamm“ erhoben. Fünfhundert Mitglieder deutscher Ständeversammlungen traten in Frankfurt zusammen und stellten sich an die Spitze der Bewegung, die holsteinischen Stände traten für des Herzogs Recht ein und wandten sich auch ihrerseits an den deutschen Bund. Die beschlossene Bundes-Execution wurde zunächst Sachsen und Hannover übertragen; hinter ihnen standen Preußen und Oesterreich mit den nöthigen Reserven. Sie forderten im Namen des Bundes den König von Dänemark auf, Holstein sofort zu räumen. Christian IX. protestirte und gab seinen Truppen Befehl, sich vor den Deutschen in das feste Danevirke zurückzuziehen. Am 23. Dezember rückten also die Bundestruppen unter dem sächsischen General Gale in die Herzogthümer, die Holsteiner luden den Herzog durch Deputation ein, von seinem Erbe Besitz zu nehmen, dieser erschien auch in Kiel und erließ eine Proclamation.

Jetzt aber geriethen die Executionsmächte wegen Schleswig nothwendig mit dem guten Bundestag in Konflikt, als dessen Majorität dasselbe zu Gunsten des Königs von Dänemark besetzt sehen wollte. Preußen und Oesterreich verlangten, man solle das ihnen überlassen, der Bund beruhigte sich durch einen Protest und die beiden Mächte richteten jetzt an Dänemark die

Aufforderung, unverzüglich die vertragswidrige Verfassung für Dänemark-Schleswig aufzuheben. Als dem nicht entsprochen ward, gaben sie auch ihren Truppen Befehl zum Vormarsch und so rückten denn am 1. Februar 1864 die Allirten auch in Schleswig ein, die Preußen unter Friedrich Karl, die Oesterreicher unter Gablenz.

Nach einigen Gefechten standen die Oesterreicher bereits vor dem stolzen Danevirke, bereit zum Sturm; der dänische General de Meza aber räumte das enorme Festungswerk, um sich von den Preußen nicht den Rückzug abzuschneiden zu lassen, hauptsächlich aber darum, weil er mit seinen zwanzigtausend Mann unmöglich im Stande gewesen wäre, eine Position zu halten, zu deren Vertheidigung mindestens das Dreifache an Truppenzahl erforderlich. Er gab das Danevirke auf, um sich in das riesige Schanzenwerk von Düppel zu werfen. Die Oesterreicher besetzten Flensburg, die Preußen rückten vor Düppel. Der Prinz Friedrich Karl meinte, dasselbe mit dem Säbel erstürmen zu können, überzeugte sich aber, daß das nicht ohne schweres Belagerungsgegeschütz und ein Opfer an Zeit geschehen könne, während welcher allerdings den Dänen mächtige Bundesgenossen zu Hülfe kommen mochten.

Unsere armen Truppen hatten inzwischen schwer an grimmiger Kälte zu leiden. Es herrschten etwa 15 Grad, als ich mit dem Bahnzuge mitten durch den Margarethenwall des Danevirke fuhr, vorüber an dem Königsberg, den die Oesterreicher zugleich mit den Dörfern Ober-Selk und Jagel, als den wichtigsten Punkt zum Angriff auf die Befestigungen gestürmt hatten. Prachtvoll waren die Schanzen des Dänenwerkes, zum Theil noch mit Geschützen besetzt; ihre Position war eine vorzügliche, die ganze Ebene beherrschende. Die Dänen mochten auch schon hier auf eine lange Belagerung gerechnet haben und waren in ihren Ueberwinterungs-Abichten gestört worden; denn die unfertigen Blochhäuser standen als Gerippe da, die fertigen dagegen waren

militärische Boudoirs, die innere Einrichtung für die Offiziere war eine wahrhaft luxuriöse. Schade war's um die enormen Kosten, mit welchen dieses Bollwerk, eins der schönsten, der Stolz des Dänenvolkes, errichtet worden.

Unter furchtbarem Schneegestöber traf ich in Flensburg ein. Schon die Umgebung des Bahnhofes war ein ganzes Kriegslager; ein Zungensalat deutscher Dialekte empfing mich, hier ein österreichisches Ujeh! dort ein Ei Herrjases! und dort wieder ein Berliner Manu! Die Straßen waren mit schleswig-holsteinischen Fahnen geschmückt, hier und da hing auch eine preußische. Ich hatte aus früherem Aufenthalt Ursach, dieser baumwollenen Begeisterung zu mißtrauen; Flensburg war von den Dänen stets gehätschelt worden und so manche Deutsche der Stadt mochten ihre dänische Flagge in die Tasche gesteckt haben. Indeß hier bewährte sich Girardin's Ausspruch: un drapeau dans la poche c'est un mouchoir. Man fragte Niemanden mehr nach seiner politischen Meinung.

Flensburg, das wegen Düppel zum Depot nothwendig war, ist mit seiner zwischen der die Stadt beherrschenden Anhöhe und dem Hafen sich schmal hinziehenden Lage zu solchem wenig geeignet; desto größer war also der Wirrwarr der Transporte in der einzigen schneebedeckten, sich südlich in das deutsche, nördlich in das dänische Viertel theilenden Hauptstraße. In dieser war wie im ersten schleswig-holsteinischen Feldzuge noch das Hotel Rasch im Flor, dessen als Schönheit berühmte Wirthin damals sich durch ihren dänischen Patriotismus auszeichnete. Auch sie war noch da; ich sah sie, die von Offizieren überfüllte Gaststube betretend; sie zeigte auch noch Spuren jener Schönheit, aber bald fünfzehn Jahre waren darüber hingegangen und man wußte, daß ihr Herz und ihr Hotel auch heute noch ein Schlupfwinkel der dänischen Spionage seien. Aber auch danach fragte Niemand; ich sah sie von preußischen Offizieren umringt, die ihr mit einer sichtbar ironischen Galanterie den Hof machten.

Ohne mein Quartier gesehen zu haben, in das man meine Effekten schon gebracht, folgte ich am Abend dem Vorschlage eines der mir bekannten Offiziere, den Abend im Theater zu verbringen, gleichviel, was dort gespielt werde; der Direktor desselben, hieß es, habe Bankrott gemacht, man wolle die armen Künstler unterstützen. Das Schneetreiben dauerte noch immer an; man sah nur wandelnde Schneemänner auf der Straße. In Pelze und Mäntel gehüllt, saßen wir alsbald in einer Loge des öden und kalten Theaters; es wurden so viel schlechte Witze während der Vorstellung gemacht, daß man auf den Dialog nicht achtete. Plötzlich aber begann derselbe doch, mich zu interessiren; ich spürte einen gewissen Zusammenhang zwischen mir und dem Stück, ließ mir den Zettel geben und schwieg, bis einer der Offiziere, der diesen zur Hand genommen, ausrief: „Donnerwetter, das Stück ist ja von Ihnen!“ Man gab in der That einen Einakter von mir; ich bat indeß die Herren, sich ja nicht meinethwegen zu geniren, wenn sie sich langweilten, und war froh, als sich der Vorhang über diese traurige Vorstellung senkte. Den armen Schauspielern klapperten ja die Zähne vor Frost, aus dem Parket gähnten sie die leeren Sitze an, denn es waren nur Offiziere da, und bei der Theilung der Einnahmen mag auf Jeden wohl kaum ein Abendessen gefallen sein.

Schnee und immer mehr Schnee als wir am späten Abend aus Kaisers Kaffeehaus kamen, und bei dieser Gelegenheit sah ich zum ersten Mal eine Probe der dreitausend Schafpelze, welche das Kriegsministerium für den Postendienst hatte anfertigen lassen. Die arme Schildwache sah wunderbarlich genug aus, wie sie mit Helm, Fausthandschuhen und Schafpelz einem Schneemann ähnlich dastand. Uebrigens war die gute Absicht ohne den gewünschten Erfolg, Beine und Füße der Soldaten froren deshalb nicht minder und war der Pelz durchnäßt, so hing er dem Posten mit Centnerlast auf dem Leibe.

Es geschah damals in humaner Absicht so manches, was

nicht nothwendig, denn wir waren das rauhe Kriegszwerk nur auf der Parade und in Manövern gewohnt. Ein Winterfeldzug ist so grausam gar nicht. Der Soldat gewöhnt sich in den ersten vierzehn Tagen an die Witterung; klumpt sich ihm auf dem Marsch auch der Schnee an die Sohlen, färbt ihm der Wind auch das Gesicht blutroth, frieren auf Posten auch Hände und Füße — immer besser noch als die Sommerhitze. Auch das Gepäck erscheint im Winter viel leichter, die Spannkraft der Muskeln ist größer und zur rechten Zeit gleicht ein Schluck aus der Feldflasche Alles aus. Als eine wirkliche Wohlthat aber erwies sich die Einführung des Kaffee in der Armee für den Soldaten; die Meisten zogen ihn dem Branntwein vor, d. h. je nachdem!

Dieser Krieg, in den ja unsere Armee mit der Eishale ihrer Neugeburt, der Roon'schen Reorganisation auf dem Rücken, gezogen, war für diese überhaupt eine ganz vortreffliche Kriegsschule; er ward auch trotz dem Londoner Vertrag unter politisch sehr günstigen Umständen geführt, denn England fiel durch mit seiner Aufforderung zur bewaffneten Einmischung, Napoleon lehnte aus guten Gründen ab, und Rußland hatte mit seinen Polen noch zu thun. Hatte unsere Armee bisher also nur den theoretischen Krieg geführt, so blieb ihr jetzt die Muße, sich feldmäßig zu machen, und das gelang über alle Erwartung. Selbst unsere Offiziere, denen bei Borchert und Habel kein Champagner gut genug gewesen, setzten ihre Feldflaschen an den Mund und verzehrten mit Behagen die Würst, den Schinken, die sie dem Bauern aus dem Rauchfang geholt. Sie hatten auch den Degen gegen einen wuchtigen Korbjübel vertauscht, die Salon-Beine in dichte Schmierstiefel gesteckt und anstatt der Havannah schmeckte die kurze Pfeife.

Eine Wohlthat war die eben erst eingeführte Kapuze an den Mänteln; aber doch auch nur bedingungsweise, denn sie vertrug sich mit der Helmspitze nicht. Armeen, die Kapuzen

tragen, haben das Käppi als Kopfbedeckung, die sich über den Schädel anschließt; selbst unsere Feldmützen waren hiefür nicht praktisch. Von der weißen Feldbinde am Arm als Erkennungszeichen (denn auch die Dänen trugen blaue Waffenröcke) hatte der Feind ebenso viel Vortheil wie wir; sie leuchtete weithin und gab eine gute Zielscheibe, während die Oesterreicher mit ihren weißen Röcken auf der großen Eisdecke der Felder namentlich im Schneegestöber kaum erkennbar waren. Es sollte sich, wie schon gesagt, eben bei uns Alles erst bewähren, innen und außen. Moon hatte trotz der Opposition des Abgeordnetenhauses das so lange verrostete Kriegsbeil schärfen lassen und Bismarck, der in einem wahrscheinlichen Kriege mit Frankreich von Oesterreich keine ehrliche Hülfe erwartete, betrat damit die erste Etappe seiner Siegespolitik. Er suchte und erreichte von diesem Nachbar eine Gemeinsamkeit der Operation gegen Dänemark und brachte ihn in Zwiespalt mit den kleinen deutschen Staaten, die an Oesterreich hingen, in der Ueberzeugung, daß es schließlich doch das Nachsehen haben werde, denn bekanntlich hatte er Italien, das noch immer auf Venedig wartete, bereits heimlich die Hand gedrückt, während er Oesterreich mit sich an den Belt zog. . . .

Mein Weg führte mich von Flensburg, wo man schon ungeduldig ward, zunächst nach Gravenstein, dem Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl. Undurchdringliche Schneemassen senkten sich auf den Karren herab, der, seine Räder tief in den Morast grabend, mich mit zwei Offizieren langsam davon bewegte. Vor uns leuchteten einige Fouragewagen, kaum erkennbar, denn auch sie waren nur große Schneeklumpen. Die weiße Masse thürmte sich auf unsern Köpfen, der aufthauende Schnee aber lief uns unter dem Pelztragen über Brust und Rücken. Alles undurchdringlich grau um uns her, Alles Schnee, Alles Tod!

In Gravenstein erfuhren wir, es sei schon für den andern Morgen eine große Retognooscirung gegen Düppel befohlen. Bei dem Wetter retognoosciren! — Und doch war es so. Am

nächsten Morgen trafen auch Marschall Wrangel und der Kronprinz in Gravenstein ein, und trotz allem Schneetreiben setzte sich die preussische Vorhut, drei Bataillone von der Brigade Köder, von Mübel aus auf Stenderup in Bewegung, ein anderes Bataillon ging auf der Chaussee gegen die Büffelkoppel vor, die man schon einmal genommen und wieder aufgegeben, während die Brigade Canstein die dänischen Vorposten in Flanke und Rücken angreifen, die Brigade Goeben gegen Rakebüll vorgehen sollten, um so die Büffelkoppel wieder zu nehmen und den Feind in die Schanzen zurück zu werfen.

Und das gelang vollkommen; es wurden dabei der erste Danebrog erobert und zweihundertfünfzig Gefangene gemacht. Wir waren dadurch im Besitz des unterhalb der Schanzen liegenden Terrains und konnten bei günstigerer Witterung die Operationen in der Front angesichts der feindlichen Batterien beginnen, d. h. sobald das Belagerungsgeschütz heran war, was seine Zeit erforderte. An Erdarbeiten war ja auch in dem bald unter der Schneekruste hart gefrierenden, bald zu einem bodenlosen Morast aufweichenden Boden noch nicht zu denken, und so mußten denn die Truppen Cantonnements-Quartiere beziehen.

Aber welche! Ein einziges Bauernhaus beherbergte dreißig, vierzig Mann sammt Offizieren; die Zufuhr war schwierig durch die Unwegsamkeit, das Stroh war naß und spärlich vorhanden, und trotz all der grimmigen Kälte herrschte, namentlich unter den Berliner Jungen, ein Humor, der unversiegbar. Selbst das Zubettegehen der Offiziere war immer höchst ergötzlich. Man öffnete zu diesem Zweck die Thür eines großen Wand-schranks dortiger Landes-sitte und schaute in diesem auf ein Ungeheuer von Federbett, bei dessen Anblick Einem in der größten Kälte der Angstschweiß ausbrach. Zeugend stürzte sich in diesen Abgrund von Federn hinein, wem dieses Bett zu Theil geworden, der übrige Zimmerboden war ein einziges Strohlager.

Wochen vergingen in diesen Cantonnements. Während die

Unsrigen wie Maulwürfe in dem nassen Boden wühlten, hatten die Oesterreicher den Dänen das Gefecht bei Veile geliefert. Die Diplomatie schrieb Peter über die Verletzung der jütischen Grenze; Papa Brangel aber schrieb an den König, die Diplomaten seien „Hundsfötter“, an die er sich nicht lehre. Die Dänen hatten die Dörfer in ihrem Rayon niedergebrannt; die Brigade Canstein hielt noch immer in der Büffelkoppel die Front und die rechte Flanke, Röder und Gochen schlossen sich an diese bis Stenderup. Inzwischen langte aber auch eine Batterie nach der andern an. Die erste ward auf der Halbinsel Broaker errichtet. Diese beherrschte am Wenningbund den Eingang der Bucht, hielt das dänische Panzerschiff „Wolf Krake“ und die übrigen Fahrzeuge in Schach, und von hier aus ward auch das Bombardement zuerst eröffnet, das vierzehn Tage dauerte, ehe der erste Spatenstich für unsere Tranchéen geschehen konnte.

Inzwischen fand das Gefecht bei Nübel statt; in der Büffelkoppel, die man aufgegeben und abermals wieder genommen, knallte man sich noch mit den Dänen herum; in das von sogenannten „Knicks“ umhegte Terrain im Schußbereich der Schanzen, in welchem noch die Ruine eines von den Belagerten niedergebrannten Gehöftes, des Kruges von Frydendal, stand, ward eine Kompagnie des 64. Regimentes als Feldwache gelegt; dann bezog es der Bataillonß-Kommandeur, der am ersten Abend bei festlicher Beleuchtung der die ganze „Frydendaler Schlucht“ überstrahlenden dänischen Raketen und Leuchtkugeln mich zu einem Souper einlud und mich — mit Camillenthee bewirthete, da der Fährich unglücklicherweise die Blechbüchsen verwechselt hatte.

Die Belagerten machten ihren ersten nachdrücklichen Ausfall, um das Dorf Kalebüll in Brand zu stecken, mußten sich aber in ihre Schanzen zurückziehen, und dadurch kam das ganze Terrain bis an den Fuß der Schanzen in unsre Hände. Das

Dorf Düppel ging in dem Kampf in Flammen auf. Das Bajonett hatte seine Schuldigkeit gethan. Prinz Friedrich Karl nämlich hatte zum ersten Male praktisch die Prinzipien in Anwendung gebracht, die er einige Jahre früher in seiner bekannten Broschüre geltend zu machen gesucht: die Entfesselung der Individualität des Soldaten, und nirgendwo war allerdings die Vermeidung geschlossenen Angriffs rathamer als hier, wo er den feindlichen Geschützen die Gelegenheit gegeben haben würde, uns große Verluste zu verursachen.

Der Kampf war übrigens, wie bei allen Ausfällen um die Anick, die mit Haselnuß bewachsenen Abgrenzungsmauern der Acker, ein heftiger gewesen. Auch die Zündnadel hatte sich zum ersten Male bewährt, sonst aber wenig an der Ausrüstung unsrer Leute. Es stellte sich heraus, daß an derselben noch Vieles zu ändern und zu bessern war.

Eine interessante Begegnung hatte ich, als ich gegen Abend des 18. März von dem Beobachtungsposten und den Batterien auf Broaker, von welchen man ganz klar in die dänischen Schanzen hineinschaute, wieder zu den Vorposten im Centrum zurückkehrte, mit dem Major von Jena, einem der intelligentesten und beliebtesten Offiziere. Ich hatte ihn schon im italienischen Kriege kennen gelernt, da er in österreichischen Diensten gestanden, hatte ihn noch am Abend vor dem verhängnißvollen Tage von Solferino gesehen, wo er schwer verwundet wurde.

Jena, den ich im Soutien, in der an der Chaussee gelegenen Ruine des Fehdendaler Kruges zwischen den geschwärzten Mauern fand, empfing mich herzlich und forderte mich zu einer Promenade nach dem einige hundert Schritte aufwärts vor den dänischen Schanzen liegenden Kegli auf, von welchem eben die Feldwachen unterhalb derselben abgelöst wurden, und hier sah ich, daß in der That von Eingraben bei uns noch nicht die Rede gewesen; man verließ sich auf die Flauheit der Dänen und lag ungehüßt zu ihren Füßen da; der Krug hingegen

war fortwährend der Hauptzielpunkt ihrer Granaten. Wir hatten uns an dem Abend viel zu erzählen, der Major und ich, und wurden nicht darin gestört, denn es war Waffenruhe, um welche die Belagerten zum Begraben ihrer Todten ersucht.

Die Abende waren noch immer recht lang; Licht durfte bei der Feldwache nicht gebrannt werden, wenigstens nicht dem Feinde sichtbar; auch die Ablösungen geschahen die Gräben entlang, möglichst unbemerktbar.

Eine recht unheimliche und doch interessante Beschäftigung war es, in bewegter Stimmung, ehe der Mond aufgegangen, von der Feldwache aus die Schanzen bis auf einige hundert Schritte zu umschleichen, und so that ich auch an diesem Abend mit Jena. Wir hörten in der nächtlichen Stille deutlich das Schaufeln, die Erdarbeiten der Belagerten in ihren Schützengräben, das gegenseitige Anrufen der feindlichen Feldwachen, und diese Promenade gab denn auch Gelegenheit, zu erhorchen, ob man einen Ausfall vorbereitete. In ebenso feierlicher Stimmung kehrte man zur Feldwache oder ins Soutien zurück, in denen tiefste Stille geboten war.

Mir war gerade dieser Abend einer der interessantesten auf Vorposten. Major von Jena war ein überaus fein gebildeter, geistreicher Mann und bekannt, geschätzt als tüchtiger Offizier; was ihn aber besonders interessant machte, das war seine schwärmerische Gemüthsart. Er war streng religiös, kannte keine Bedürfnisse, denn er rauchte nicht, er trank nicht, er hatte so etwas vom Tempelritter an sich. Als wir uns schon um 9 Uhr zwischen den ausgebrannten Mauern in das Stroh gestreckt und in den dunkeln Himmel hinauf schauten, immer erwartend, daß die Belagerten uns nach ihrer Gewohnheit ein Raketen-Feuerwerk bereiten würden, sprach mir der Major von einem Gefühl, das ihn seit einigen Tagen beschleiche, einer Todesahnung nämlich, mit der er auch bei Solferino in den Kampf gegangen sei. Indeß er lachte selbst darüber, während

seine prophetischen Worte auf mich einen recht peinlichen Eindruck machten, als sollten sie wirklich eine Wahrheit werden.

Als ich um 3 Uhr Morgens durch Stimmen geweckt wurde, stand der Mond am Himmel. Der letzte Halm des Strohs unter, über mir war durchnäßt. Der Major war schon bei seinen Leuten; ich sah seine Feldflasche über mir an der Mauer hangen und griff danach, denn ein Frösteln schüttelte mich. Aber es waren nur einige Tropfen darin, er trug das Ding ja nur zum Staat. Ich erwähne dieser Feldflasche übrigens nur, weil Zena in seinen gedruckten Aufzeichnungen erwähnte, ich sei ein liebenswürdiger Kamerad, aber ich habe ihm vor Düssel seine ganze Feldflasche leer getrunken.

Hinter dem Knick der Feldwache fand ich im Morgenrauen den Major wieder. Es wurde eben Bouillon gekocht unter dem Granatregen der Dänen. Aber es ging trotzdem lustig her bei dem Frühstück. Kaum sind überhaupt wohl jemals so viel Witze in einem Feldzuge gemacht worden wie hier unter den Schanzen von den Berliner Kindern, und noch heute erinnere ich mich des Feld-Album des Gefreiten Zack, eines Reservisten, der in diesem alle Offiziere der Vorposten in origineller Weise mit dem Bleistift karikiert hatte. Der Major mochte die ganze Nacht nicht geschlafen haben; er lag, den Kopf an die Mauer des Knick gelehnt, und hatte die Augen geschlossen. Neben uns hatte eine Gruppe von jungen Offizieren einen Punsch gebraut, um sich nach schwierigem Nachtdienst zu erwärmen. Ich legte mich zu ihnen in das faule Stroh. Lieutenant von Seydlig, ein blutjunger heiterer Offizier, hatte auf Patrouille ein Spiel Karten in einem Bauernhause erwischt; da keine Trommel vorhanden, legte er einen Tornister zwischen uns und lud mich zu einer Partie Sechszundsechzig ein.

„Um was spielen wir?“ fragte ich. — „Wir gleich!“ — „Gut, also um die Düssel Schanzen!“ rief ich scherzend. — „Es gilt!“ — Wir spielten, während die andern Herren den

Punsch bereiteten, und er gewann die Schanzen alle, eine nach der andern. Ich sah ihn lachend, sie sich zu holen, als die Ablösung unser Spiel unterbrach, und er schwor, er werde daran denken. Hätt' ich ahnen können, wie theuer der arme Seydlitz die Partie bezahlen sollte! Beim nächsten Ausfall der Dänen, als die Unsrigen ihre Posten bis unter das Glacis der Schanzen vorschoben, zerstücktete eine Kugel dem kaum zwanzigjährigen Offizier den Schädel. — Unter dem Granatfeuer ins Soutien zurückgekehrt, sah ich eine Ordonnanz daher sprengen, die nach mir fragte. Der Kommandirende sandte mir nämlich eine Granatschale und ließ mir sagen, er sende mir hier „den ersten Malkäfer“, den nämlich eine Granate aus dem weichen Moorboden herausgeschleudert. . . .

Es war am 21. März, als man unsrerseits die Parallelen abzustrecken begann. Man erwartete am Abend zweitausend Schanzgräber; die ganze von Flensburg über Düppel hinweg nach Sonderburg führende Chaussee war mit Belagerungsgeschütz angefüllt, das im Centrum noch fehlte. Am 22., dem Geburtstag des Königs, erwartete man von Seiten der Belagerten irgend etwas, das uns die Feier stören könne, aber es blieb Alles still, und mehr als je beobachtete man das schweigende Uebereinkommen, nicht nutzlos die Feldwachen gegenseitig anzugreifen; die Posten standen einander ja so nahe, daß ihre Kugeln das Weiße im Auge hätten treffen können. Die Dänen sahen ruhig zu, wie unsern Leuten namentlich heute die Liebesgaben, die in ganzen Fuhren in der Büffelkoppel eingetroffen, verabreicht wurden. Dafür dröhnten die Geschütze am nächsten Morgen desto heftiger, in Schanze 2 ward sogar Breche geschossen, daß Sand und Balken umhersflogen. Wrangel hatte sein Hauptquartier nach Flensburg verlegt, er erschien zum ersten Mal mit dem Prinzen in den Batterien, und das ließ erwarten, daß etwas Entscheidendes geschehen werde.

Zweitausend Arbeiter öffneten denn auch in der Nacht des

23. den ersten Laufgraben, nicht gestört durch die Belagerten. Erst in der Nacht vom 5. zum 6. April und dann wieder vom 13. zum 14. unternahmen sie heftige Ausfälle. Bei einem der letzten sollte auch des armen Jena Todesahnung in Erfüllung gehen; ein Granatstück traf ihn tödtlich in der Schulter; er starb nach wenigen Tagen. Die schwimmenden Batterien der Dänen waren bei diesen Ausfällen sehr wirksam; dem Panzerschiff Kolb Krake war es gelungen, im Dunkel des Morgens in den Wenningbund zu dringen, von wo aus er unsrer Flanke große Verluste zufügte.

Auch der Kronprinz, der nachmalige Kaiser Friedrich, erschien während eines dieser Ausfälle zu Pferde auf der Flensburger Chaussee. Man hatte ihn erst seit kurzem, und nur in Civil mit grauem Hut und Zoppe bemerkt, denn da Friedrich Karl den Oberbefehl führte, konnte ihm, dem Kronprinzen, obwohl General, kein Kommando übertragen werden. Man erzählte sich auch, er sei gekommen, um gewisse Eifersüchteleien zu beseitigen, Schraubereien zwischen den Kommandirenden, denen auch der schroffe, schneidige Charakter Friedrich Karls nicht fern stand.

Es war schon in Gravenstein, dem Hauptquartier des letzteren, für mich eine interessante Scene gewesen, im nebelgrauen Wintermorgen diese beiden Prinzen zu beobachten. Hatte der Kronprinz wirklich, wie man damals sagte, diese Mission, so fand er sicher bei seinem Vetter einen harten Kopf, denn diesem, einem Keitergeneral, war gleich Anfangs die ganze langweilige Belagerung verhaßt. Wär's nach ihm gegangen, er hätte damals schon zum Sturm auf die Schanzen kommandirt. Interessant war's, wie gesagt, gewesen, diese beiden Prinzen in einer animirten Unterhaltung zu sehen: den Kronprinzen freundlich lächelnd, liebenswürdig überredend, Friedrich Karl in militärischer Schroffheit. Um was es sich zwischen ihnen an jenem Morgen in Gravenstein handelte, das vermochten wir unberufene Zeugen nicht zu

beurtheilen; eine eben eintreffende Stafette machte übrigens ihrem erregten Gespräch ein Ende. — Auch an diesem Tage des Ausfalls war der Kronprinz zu Pferde in einem Civil-Paletot erschienen und blickte von der Chaussee zu den Schanzen hinauf. Einer der Stabsoffiziere sprengte auf ihn zu, um ihn vor den Granaten zu warnen, welche von Schanze 10 auf die Chaussee gerichtet wurden. Der Kronprinz dankte lächelnd und richtete sein Pferd zu uns.

Danach saß ich morgens zeitig mit dem Lieutenant v. R. in einer elenden Hütte an der soeben geschlagenen Eisenbrücke, deren Vorhandensein so geheim gehalten wurde, daß Niemand ohne besondere Legitimation sie betreten durfte. Lieutenant v. R., ein junger lebenslustiger Mann, der einige Jahre später aus Veichtstun entgleiste, d. h. in die Hände eines Wucherers gerieth, hatte die erste Brückenwache. Wir saßen in dem niederen Fischerstübchen und rauchten einen schauderhaften Taback, nämlich eine der Liebesgaben, welche die „Onkel“ in ganzen Fuhren gebracht. Als Kaffee gab's natürlich wieder Grog, mit dessen Bereitung der Vice-Feldwebel eben beschäftigt, als der Lieutenant, der zum Fenster hinaus blickte, plötzlich aufsprang und, die Cigarre wegwerfend, über die Brücke eilte. Ich sah einen hoch gewachsenen bärtigen Herrn, der mit grauem Schlapphut, in Jagdjoppe und hohen Stiefeln, eine kurze Pfeife in der einen, einen Krückstock in der andern Hand, lächelnd auf den in größter Verlegenheit tief salutirenden und demüthige Entschuldigungen stammelnden kleinen Offizier hinabschaute.

„Aber, lieber Lieutenant, der Posten ist ja in seinem Recht, wenn er mir nicht erlaubt, die Brücke ohne Legitimation zu betreten!“ hörte ich den Kronprinzen sagen, der von dem Schlagen der Brücke nichts erfahren hatte. „Ist denn der Herr da aber legitimirt?“ setzte er lächelnd und auf mich deutend hinzu. Lieutenant v. R., der inzwischen seine Fassung wieder gewonnen, stellte mich vor. „O, da lassen Sie uns plaudern!“ rief der

Kronprinz, mir die Hand reichend, und schritt dann uns voran in die Hütte. „Es scheint ja, als hätten Sie auf diesem einsamen Posten hier auch nichts zu verjäumen!“

Wohl eine Stunde lang saß der Kronprinz bei uns, heiter plaudernd, seine Pfeife rauchend — „auch Liebestraut,“ wie er ironisch sagte — und mit Behagen dem Grog zusprechend, den ihm der übergelückliche Vice-Feldwebel reichte. Als er endlich aufbrach, wünschte er meine Begleitung, und so ward es mir denn vergönnt, mich mit dem Unvergeßlichen wohl zwei Stunden lang zu unterhalten, bis wir auf einige rekognoscirende Stabs-offiziere stießen und Goeben, an der Spitze derselben, dem Kronprinzen ein seiner Handpferde bot. Mit einem „Wir sehen uns wieder!“ reichte mir der letztere noch vom Sattel herab die Hand und sprengte davon.

Unsre Parallelen wurden inzwischen beendet; von den Schanzen 1—6 lagen die Unsrigen fünfhundert Schritte entfernt, waren also im Stande, von der letzten Parallele ihre Sturmkolonnen im halben Stern gegen diese zu richten, während die Schanze 7—10 von den zwischen den Dörfern Düppel und Rakebüll errichteten vier Batterien zu beschießen waren und fallen mußten, sobald die ersten sechs genommen. Wie wirkungslos nun auch bisher Alles gewesen, was die Dänen in ihren Werken versucht, um sich den Feind vom Leibe zu halten, der rastlos in den mit Wasser gefüllten Gräben arbeitete und unverantwortlicher Weise des Nachts sehr wenig von dänischen Kugeln behelligt wurde, selbst der Sanguiniker mußte darauf gefaßt sein, daß diese großartigen Erdwerke nicht ohne einen Verlust von Tausenden, selbst bei der gewöhnlichsten Vertheidigung, zu nehmen seien. Kein Offizier in der preußischen Armee hoffte auf einen schnellen und wohlfeilen Sieg.

Der Sturm auf eine feste Stellung, geradezu auf die Mündungen der feindlichen Geschütze, also in den Tod selbst, ist ein ernstes, ungeheures Werk; wer zum Sturm auf solche

Positionen kommandirt ist, hat mit dem Leben abzuschließen. Dennoch ist es eine Thatsache, daß die einzelnen Kompagnien um die Ehre wetteiferten, zum Sturm bestimmt zu werden, daß gelooft werden mußte, als es galt, die Sturm-Kolonnen zu bezeichnen. Mit feierlichem Ernst, aber mit freudigem Willen und Herzen stellten sich die Bataillone vor Tagesanbruch am 18. April in den Approchen auf, sechs Sturm-Kolonnen bildend, für jede der sechs ihnen gegenüber liegenden, zum Angriff ausersehenen Schanzen eine Kolonne, jede sechs bis zwölf Kompagnien stark, mit Unterstützung von vier starken Pionier-Kompagnien, das Ganze gegen zwölf Bataillone stark, während hinter ihnen als erste Reserve die Brigade Canstein mit vier Batterien von Feldgeschützen hinter dem sogenannten Spizberge, die Brigade Raven hinter dem Gehölze von Stenderup sich aufstellte, die Brigade Röder hingegen zur Unterstützung bei Mübel sich mit zwei reitenden Batterien bereit hielt und sechs Garde-Bataillone mit drei reitenden Batterien, sowie einer Schwadron Ulanen hinter dem Gehölze von Satrup Posto faßten. Ebenso hatte die Brigade Goeben hier den Auftrag, den Dänen gegenüber am Ufer zu demonstrieren, d. h. durch Uebergangsversuche sie wenigstens zu beschäftigen, während die Brigade Schmid ebenfalls den linken Flügel behielt. In der Büffelkoppel endlich sah man drei Schwadronen Zierhen-Husaren zusammengezogen. Diese ganze Aufstellung bewies, wie sehr man auf die hartnäckigste Vertheidigung gefaßt war, und dieser Vorsicht dankte man den größten Theil des so schnellen Erfolges.

Mit dem ersten Tagesgrauen begannen unsere achtundzwanzig Batterien ihr Feuer zu speien und die feindlichen Erdwerke zu beschießen. Die Erde erbehte unter dem Donner, die Dänen-Werte sprühten Sand und Splitter umher, und der Schaden, welchen diese anrichteten, stand in keinem Verhältniß zu der Wirksamkeit der preussischen Geschütze. Endlich um 10 Uhr

Morgens, als Alles zum wichtigen und entscheidenden Werte bereit und die Dänen sichtbar ermattet und entmuthigt waren, sahen sie die erste Kompagnie der Preußen, in Tirailleurs aufgelöst, gegen die Schanzen aufbrechen, begleitet von einer Kompagnie Pioniere und Schanz-Arbeiter mit dem Sturm- und Handwerkszeug; ihnen folgten mehrere andere Kompagnien, die eiserne Kolonne, welche zum Sturm bestimmt, zum Tode geweiht war; wieder hinter ihnen in gleicher Distance abermals je zwei, drei oder vier Kompagnien als Reserve der Sturm-Kolonne. Die Dänen waren auf einen Sturm, den sie schon seit einigen Tagen erwartet, heute nicht vorbereitet, und die Stürmenden hatten also schon das halbe Spiel gewonnen. Mit Todesmuth, die Offiziere an der Spitze, ging's hinan zu den Schanzen, auf allen sechs Punkten gleichzeitig, auf allen Punkten empfangen von einem heftigen Gewehrfeuer. Bei den anfeuernden Klängen des eigens für dieses blutige Werk komponirten Sturmmarsches, über die Körper der Getroffenen und Zusammenstürzenden, durch den Hagel der Kartätschen und Musketentugeln, drangen die Stürmenden, alle die Hindernisse überwindend, die Drahtgitter zerschneidend und niederreißend, die doppelten Eggenreihen vernichtend, die Schützengräben überspringend, auf die Schanzen ein und in Zeit von kaum zehn Minuten begann bereits der Kampf Mann gegen Mann auf den Schanzen selbst. Die Dänen wehrten sich etwa zehn bis fünfzehn Minuten tapfer, das Blut der Bravsten färbte die Wälle; von diesen herab geworfen, verloren die Vertheidiger jedoch den Halt. Todte und Verwundete zurücklassend, zogen die Dänen sich kämpfend in die zweite Linie zurück und stießen hier auf die ihnen zu Hülfe gesandten Verstärkungen. Major von Veeren vom Regiment Königin Augusta, den ich vor Kurzem noch so voll von freundlicher Hoffnung gesehen, war der erste, der auf Schanze 6 die preussische Fahne aufpflanzte; tödtlich getroffen sank er zusammen, über ihn hinweg nahmen die Seinigen die Schanze. Inzwischen waren

auch die beiden Reserve-Brigaden Gansstein und Raven vorgerückt und vereinigten sich mit den Sturm-Kolonnen. Die erstere griff die Dänen in ihren neuen Werken an und vertrieb sie, nachdem auch Schanze Nr. 7 genommen war, stürmte weiter und eroberte um 12 Uhr mit dem Bajonett auch den so gefürchteten Brückenkopf; die andere erstürmte die Schanzen 8 und 9, während die Brigade Schmid Nr. 10 eroberte, in welcher die Besatzung kapitulirte. Sämmtliche Schanzen waren in den Händen der Preußen; um Mittag war das blutige Werk geschehen.

Als der Nachmittag vorjchritt, als es Abend ward und die verhängnißvollen, langsamen Wagen daher rollten, welche die Opfer des Sieges brachten, feuchtete sich das Auge manches Kameraden. Auf den Verbandplätzen herrschte die größte Thätigkeit, die Krankenträger troffen von Schweiß; immer neue Transporte bewegten sich von den Schanzen herab nach der Büffelkoppel, nach Mübel und seitwärts ab nach Schmoel, Schottsbüll, Alnoer und Rinkeniz. Kein Schuß störte die tiefe, unheimliche Ruhe, während welcher die hülfreichen Hände ihr stilles Werk übten, denn es herrschte Waffenruhe bis 6 Uhr Abends zur Begrabung der Todten und Wegschaffung der Verwundeten. — Als der Morgen anbrach, blickte man von den eroberten Schanzen hinüber auf die letzte Erdscholle, das Insel-land, auf welchem der Danebrog noch wehte.

Dänemark gab bekanntlich trotzdem keine Rechnung auf fremde Hülfe nicht auf. Wrangel erhielt Befehl, ganz Zütland zu ottupiren, und das geschah denn auch ehe der Monat zu Ende. Die Konferenz in London hatte keinen Erfolg; auch der Vorschlag einer Personal-Union wurde von Dänemark nicht angenommen. Abermals begannen die Feindseligkeiten und erst

als auch die westfriesischen Inseln Sylt, Föhr zc. genommen waren, bat König Christian um Einstellung derselben. Am 30. Oktober ward der Frieden in Wien ratifizirt, der Oesterreich und Preußen die freie Verfügung über die Herzogthümer gewährte. Die Geschichte aber ließ damit gewissermaßen nur einen Zwischen-Vorhang herabsinken, um den blutigen Faden in Böhmen weiter zu spinnen.

XXIV.

Saison-Leben in den rheinischen Bädern. — Friß Devrient. — Ida Pellet. — Emil Devrient. — Die Spielbanken. — Winter in Berlin. — Wie ich mit Scabell das Aquarium gründete. — Drehm. — Die Gründung der Passage. — Herr von Hülsen, das Publikum und Pauline Lucca. — Paul Taglioni's „Sardanapal“. — Die tugendhafte schöne Helena geht durch. — Eine Gesellschaft von Selbstmördern. — Die ehemalige Spielbank in Röhren. — Arthur Müller. — Mein Hochverrath und die deutschen Hoheitsrechte. — Meine Maskerade in Wiesbaden. — Verfolgungs-Wahn. — Am Starenberger See. — Wie ich dem König Ludwig II. auf der Roseninsel vorgestellt werden sollte. — Richard Wagner und der junge Monarch. — Die beiden Rachel. — Cilla von Buljowsky und Fanny Zanauschk. — Die erste Aufführung von „Tristan und Isolde“. — König Ludwigs Schwärmerei. — Meyerbeer's „Afrikanerin“ in Berlin. — Marie Taglioni's Abschied von der Bühne.

Schon mehrmals hatte ich eine höchst angenehme Saison in Wiesbaden verlebt, wohin mich zuerst ein rheumatischer Schmerz nach Rückkehr aus dem Orient geführt. Damals herrichte namentlich auch ein angenehmer künstlerischer Verkehr dort. Friß Devrient, diese leichtfertige, liebenswürdige Künstlerseele, wirkte an der Bühne in jugendlicher Kraft, ebenso Ida Pellet; Ewald Grobecker erheiterte das große Kurpublikum durch seine Komik. Er steht noch heute auf seinem Posten, während die beiden Ersteren ein trauriges Ende fanden. Ich erinnere mich, wie Devrient eines Mittags an unserem Tisch bei Lutter und Wegner erschien und uns mit einer fast rockelnden Stimme begrüßte. Ich führte ihn sofort zu

einem mir befreundeten Spezialisten, der ihn in die Kur nahm und sein früher so herrliches Organ wenigstens einigermaßen wieder herstellte. Aber es schien, als habe ihn seitdem der Genius der Kunst verlassen; er hatte durch ungünstige Privatverhältnisse seinen künstlerischen Kompaß verloren, ging nach Petersburg und starb dort in obskuren Verhältnissen. Ida Pellet sah ich, als sie Wiesbaden verlassen, in Wien im Hause der Frau Mandl, der ehemaligen Soubrette Marianne Fischer, wieder, die sie meinem Schutze auf der Reise in ihr Engagement in Berlin übergab. Wieder einige Jahre später fand ich diese sympathische junge Künstlerin in Leipzig auf einer Kunstreise im Hôtel de Bavière wieder. Ich verließ sie in heiterster Stimmung, sie war lebensfroh und freudig über ihre Triumphe; wenige Tage später aber las ich, sie sei eines grausamen Todes, an den schwarzen Blattern, gestorben. Trauriger hat nie ein junges so hochberechtigtes Künstlerleben geendet. Emil Devrient, der die Pellet hoch verehrte, war es, der ihr ein Denkmal setzen ließ; Emil, dem ich auch diesmal, 1864, in Wiesbaden wieder begegnete, natürlich immer als dem alten, den ich kurz vorher mit sechzig Jahren in Berlin noch den „Rubens in Madrid“ hatte spielen gesehen. Es war ihm ja so unmöglich, sich von seiner Jugend zu trennen; er vertheidigte dieselbe mit solcher Hartnäckigkeit, daß er, als er bei jenem Gastspiel in Berlin Marie Kierichner, die schöne jugendliche Salondame des königl. Theaters, besuchte und diese ansah: Devrient, Sie sind ja so stark geworden! mit Ueberwindung zugestand: „Ja, ich werde schon dick!“

Eine Begegnung mit Persönlichkeiten, die ich in Sizilien während des Garibaldischen Freiheitskrieges kennen gelernt, ward mir, als ich von Wiesbaden im Herbst nach Berlin zurückkehrte, zur Aufforderung, meinen Roman „Rouge et noir“ zu schreiben. Ich schilderte in demselben u. A. die Sittenverderbniß, die von den souveränen rheinischen Fürsten dadurch

in Voll und Gesellschaft getragen worden, daß dieselben die 1833 aus den Souterrains des Palais royal in Paris vertriebenen Spielpächter aufgenommen und sich aus verdammtlicher Gewinnsucht zu Theilhabern derselben gemacht.

Der traurigsten Beobachtungen hatte ich genug an diesen Spielbanten gesammelt. So z. B. hatte ich den Sohn einer mir eng befreundeten Berliner Familie, als ich ihn in Ems zu meinem Erstaunen große Summen verspielen gesehen, von dort kaum weggeschleppt und wohnte mit ihm in Frankfurt Zimmer an Zimmer, als ich in der Nacht durch einen Schuß geweckt wurde. Die herbeigeeilte Dienerschaft fand den Aermsten mit einer Kugel im Gehirn am Boden liegend. — In Wiesbaden eines Abends unter den Glashallen des Kurhauses sitzend, sah ich ein noch junges Weib händeringend und schluchzend vor dem Eingang zu den Sälen stehen. Als ich sie nach ihrem Leid fragte, jammerte sie, ihr Mann, der eben am Samstagabend seinen vierzehntägigen Lohn erhalten, sitze da drinnen an den Spieltischen und verliere sicher wieder sein ganzes Geld, während ihre Kinder daheim nach Brot verlangten. Ihn leide man da drinnen natürlich, sie aber, die ihn habe fortholen wollen, sie sei vor die Thür gesetzt worden. Von hundert anderen traurigen Fällen könnte ich erzählen, aber die Akten sind ja längst, bei uns wenigstens, darüber geschlossen.

Es gab allerdings auch gerade entgegengesetzte Beispiele, wie das folgende. Morgens im Kurgarten sitzend, fühlte ich eine Hand auf meiner Schulter. Baron A. war's, ein Liebländer in russischen Diensten, der eben vom Urlaub zurückkehrte. Er erzählte mir, er habe sein Gepäck auf dem Bahnhofe gelassen, und lud mich ein, mit ihm eine Flasche Wein zu trinken; er habe eben nur eine Stunde Frist. Nach dem Frühstück erhob er sich, zog einige Goldstücke hervor und eilte damit in die Spielsäle. Er kehrte zurück, Hände und Taschen voll

Gold und Banknoten, bestellte hastig noch eine Flasche Rüdelsheimer, trank und wieder zog es ihn mit der Uhr in der Hand zu den Spieltischen. Ich war der Ueberzeugung, er werde der Bank seinen Gewinn zurückbringen, wie das zu geschehen pflegte; mit strahlenden Augen aber kehrte der junge Offizier zurück, beauftragte unterwegs einen Kellner, sofort einen Diener zu bestellen, packte meinen Arm, „damit sie mich nicht wieder-friegen!“ rief er lachend und stürzte sich mit mir in die Droschke. Einhundertundsiebzigtausend Franken, die er in einer halben Stunde gewonnen, zählte er in der Droschke, kaum ausreichend mit der Zeit auf dem Wege zum Bahnhof, und den Gewinn hat ihm wenigstens keine deutsche Spielbank wieder abgenommen, denn er reiste direct in den Kaukasus, in seine Garnison. — Wie selten aber waren dergleichen Glücksfälle gegen das namenlose Elend, in das durch diese Banken ganze Familien gestürzt wurden.

Im Winter in Berlin verweilend, beendigte ich den erwähnten Roman, mich inzwischen u. A. mit der Gründung eines Aquarium beschäftigend, worin uns Hannover schon vorangegangen. Die Sache hatte freilich ihre großen Schwierigkeiten, denn die Millionen waren damals noch knapp in Berlin, die Geldleute hatten taube Ohren und Stroussberg war zu jener Zeit in Berlin noch ein Anfänger. Als ich später den schon genannten Branddirector Scabell für den Plan interessirte, wurden in dessen Hause allwöchentlich Konferenzen gehalten und lange Protokolle niedergeschrieben; aber die Schwierigkeiten blieben dieselben. Fast zwei Jahre später erhielt ich in Paris von Scabell die Mittheilung, es habe sich eine zweite Gesellschaft gebildet, das Geld sei da, ich solle kommen. Vrebm, der bis dahin Director des zoologischen Gartens in Hamburg gewesen, dessen etwas schroffes Wesen sich aber mit den „Kaffeesäcken“ nicht verständigen konnte, übernahm die Leitung unseres Aquarium und ich ging, von Paris kommend, mit ihm nach

Hannover, um das dortige Institut zu besichtigen. Unrichtig ist es beiläufig gesagt, daß er dasselbe gegründet; den ersten Anstoß gab Professor Zuelzer, das Verdienst der Verwirklichung des Planes gebührt Scabell.

Auch die Gründung der Passage fällt in jene Zeit. Der Bankier Gotth. Heymann war der Vater der Idee, die ursprünglich wesentlich von der Ausführung verschieden. — Das ganze Gebäude wäre ein rentableres geworden, wenn der Verwaltungsrath bei dieser Idee geblieben. Es war nämlich nach der Behrenstraße zu, wo sich der kleine Binnenhof befindet, ein Theater projectirt; Hülsen selbst wollte dasselbe als Succursale für kleinere Opern-Aufführungen übernehmen, und bei dem damals noch geltenden Prinzip, kein Privattheater inmitten der Stadt zu konzessioniren, damit den königlichen Bühnen kein Schaden geschehe, war die Errichtung eines solchen an dem Platze nur unter diesen Umständen möglich. Ich meinerseits erklärte: Baut nur! Wenn Hülsen es dann nicht nimmt, übernehme ich es! — Als ich im Jahre 1867 auf kurze Zeit nach Berlin kam, fragte ich erstaunt: wo ist denn mein Theater? Der Plan war unterdrückt worden und die Passage machte bis in die jüngste Zeit schlechte Geschäfte.

Herr von Hülsen hatte sich wohl sehr richtig überlegt, daß er an zwei königlichen Bühnen übergenuß habe und dieses zweite Opernhaus ganz neue Kräfte verlangen werde. Die kleine Zucca füllte ja das Haus, wenn sie auftrat, was freilich zuweilen seine Schwierigkeiten hatte, denn sie war sehr launenhaft und zu Ohnmachten geneigt, die das Repertoire störten. Ich erinnere mich der Verlegenheiten, in welche sie die Intendanz versetzte. Man zahlte ihr, um sie wieder lieb zu machen, die damals noch unerhörte Gage von 8000 Thalern mit lebenslänglichem Kontrakt, gewährte ihr auch noch vier Monate Urlaub dazu. Der alte Fritsch zahlte der Sangerin Mara nur 2000 und Hülsen hatte dafür nicht einmal das Recht, wie dieser zu

verfahren, als er die Widerspenstige aus dem Bette holen, durch eine Schwadron Husaren ins Theater bringen und zwei Gardisten hinter ihr in die Couliſſen stellen ließ, bis sie unter Thränen den Mund öffnete und das ganze Publikum mit ihr weinte. Die Pucca hatte, so schien es, die Launen von ihrer Gastreise nach London mitgebracht, wohin sie abermals ging, um noch launenhafter wiederzukehren. Die Berliner zeigten ihr deshalb eines Abends ihre Entrüstung, aber ihr wirklich böse zu sein vermochten sie damals noch nicht; sie brauchte nur in Gounod's „Faust“ aufzutreten, um Alles hinzureißen, und dann kam ja Meyerbeers „Afritanerin“, die zwanzig Jahre lange musikalische Seeschlange.

Auch Paul Taglioni war sehr rührig in der Composition neuer Ballets. Wie Fedor Wehl die „Weltgeschichte im Unterrod“, so schrieb er dieselbe im Tricot. Er brachte sein „historisches“ Ballet „Sardanapal“, von dem die Zeitungen im Voraus Wunderdinge schrieben. Das Corps de Ballet, hieß es, mache bereits seit Wochen cavaleristische Studien im königlichen Marstall, Gropius sei eigens in London, um die Decorationen nach den Mustern des britischen Museum herzustellen. Die Ballet-Habituez zerbrachen sich sehr besorgt den Kopf, wie nur Taglioni der Geschichte gerecht werde, wenn Sardanapal sich zum Schluß mit all seinen Weibern verbrenne, denn um Einzelne von ihnen wär' es doch Schade gewesen; und da entstand denn die Idee, er solle sich mit ihnen während der Schlußkatastrophe in einen großen feuer sicheren, eisernen Urnheim'schen Geldschrank setzen. Taglioni wußte sich indeß mit der Weltgeschichte abzufinden; er sprang mit einem pas de Känguru über die kritischsten historischen Momente hinweg und als beispielsweise die Priester dem Sardanapal den Kopf zu warm machten, befahl er laut Tertbuch: Man veranstalte mir sofort ein großes Ballabile! — Zum Schluß besteigt er natürlich den Scheiterhaufen mit seinen Weibern und unter Aechzen und Krächzen fällt der Vorhang.

Auch in den Privattheatern ging es damals rührig her. Neben der Posse und dem Lustspiel herrschte Offenbach noch im Friedrich-Wilhelmstädtischen. Deichmann, der Besitzer des Theaters, kämpfte indeß noch immer mit den alten Geldverlegenheiten, und so vortreffliche Mitglieder er besaß, sie hielten nicht aus an seinem Panle-Ulfer. So erschien z. B. im Herbst eine bildschöne Sängerin, blond und von junonischer Gestalt, die Tochter eines Generals, die von ihrer Familie mir empfohlen war. Zu meiner Ueberraschung vernahm ich, daß sie zur Opera Buffa übergehen wolle und ein Engagement bei Deichmann angenommen habe. Eine herrlichere „schöne Helena“ hätte ich mir allerdings nicht vorstellen können, aber Stimme und Erscheinung berechtigten sie zu Höherem. Der kritische Punkt war ihr nun aber für dieses Fach, daß sie zu sitfam, um sich dem Kostüm zu fügen, denn sie liebte einen Schauspieler in der Ferne, der — eben im Begriff, sich um ihretwillen von seiner Frau scheiden zu lassen. Man erzählte auch von ihr, daß sich in Breslau, von wo sie kam, zwei Schauspieler auf der Bühne in wilder Eiferjucht bei der Brust gepackt, aber doch rechtzeitig überlegt, daß ein Dritter der Glückliche sei.

Wie dem sein mochte, sie erschien als Helena und Galathea. Die Ränge füllten sich mit jugendlichen und alten Lebemännern; Alles war entzückt von dieser Schönheit; aber die Sache an sich war zu schön, als daß sie von Dauer hätte sein können. Als ich eines Abends in's Friedrich-Wilhelmstädtische Theater kam, herrschte große Unruhe; Deichmann schritt wüthend vor der hochgefüllten Kasse hin und her. „Durchgegangen ist sie und das ganze Haus ist ausverkauft!“ rief er außer sich. Und so war es geschehen. Die schöne Helena war mit einem untergeordneten Schauspieler seiner eigenen Bühne durchgebrannt, der um ihretwillen Frau und Kinder verlassen. Als ich am Abend unseren Tisch bei Lutler und Wegner aufsuchte, der um diese Zeit wenig Gäste zu haben pflegte, fand ich an

demselben den Sohn eines reichen Bankiers aus der Provinz, der erst seit ganz kurzem in Berlin und sich bis zum Wahnsinn in die schöne Blondine verliebt hatte. Er suchte seinen Schmerz durch Champagner zu betäuben und kein Hehl machend aus seiner Leidenschaft, gestand er, in einer Stimmung zu sein, in der er sich eine Kugel vor den Kopf schießen könne. Noch heute sind mir die Worte erinnerlich, mit welchen der Geheimrath Sch., eine hochachtbare, in der Finanzwelt einflußreiche Persönlichkeit, dabei ein alter eingefleischter Junggeselle, an den der junge Mann empfahlen, diesem die Tollheit des Gedankens an eine solche That vorwarf, während die übrigen am Tische Sitzenden ihre Scherze darüber machten. Sie sind mir erinnerlich, weil sie alle Vier, wie sie da saßen, später aus Lebensüberdruß dem Selbstmord verfielen, denn Sch. erhängte sich etwa zwanzig Jahre später, nachdem er vergeblich in dem kürzlich erfundenen Chloral-Hydrat Rettung vor seiner Schlaflosigkeit gesucht; Carlowa, den damals noch jugendlichen Liebhaber, für den die Damen schwärmten, sah ich, als er eines Leidens wegen so früh der Bühne entsagen gemußt, einem düstren Lebensüberdruß verfallen, in welchem er sich vor wenigen Jahren das Leben nahm; Bankier S., der Bruder eines bekannten Bildhauers, und der Assessor von H. . . sammt seinem Bruder, einem hochbegabten jungen Mann, noch in den Zwanzigen, griffen zum Gift, als ihnen die Welt nicht mehr gefiel; nur jener unglücklich Verliebte hat sich die mahnenden Worte zu Herzen genommen und sich die Sache anders überlegt.

Als der Sommer gekommen und die Weltgeschichte so ruhig war, beschloß ich, die rheinischen Länder wieder aufzusuchen. Ich erwähne dieses Ausfluges nur, weil sich an denselben ein persönliches Abenteuer knüpfte, das eben nur eine Folge meiner jahrelangen Angriffe auf das unter dem

Schutz deutscher Kuristen öffentlich betriebene Hazardspiel. Diese Bäder waren damals noch nicht so solide, so bürgerlich langweilig wie heute, wo sie das Buen Retiro sorgloser Leute geworden, und namentlich Wiesbaden, die Perle des Taunus, war jener Zeit in ein schlimmes Talmi-Gold gefaßt. Das Glückspiel versammelte in Baden-Baden, in Homburg, Wiesbaden und Ems aus allen Weltgegenden ein wunderbar buntes Kontingent von Zerstreungsbedürftigen, aber auch von Glücksuchern, Abenteurern und Hochstaplern, das für den Beobachter überaus anziehend, aber von innerer Fäulniß. Reichtum und Eleganz, Mode, Kunst, Literatur, die höchste Aristokratie der Geburt und des Geldes und die Auslese der gesellschaftlich Deklassirten, namentlich des weiblichen Geschlechtes, sie vertrugen sich in diesen Bädern auf weltmäßigem Fuß, und erschienen sie auch größtentheils mit falschen Nasen, konnt' es Einem auch passiren, daß man gefragt wurde: wie kommen Sie nur mit diesem Gentleman zusammen, der da und dort unter mildernden Umständen . . .? das störte das äußere gesellige Einvernehmen nicht, denn Alles schwamm hier wie Essig und Del neben einander und vertrug sich in den Formen gesellschaftlicher Toleranz. An den Spieltischen saß die Herzogin Ellenbogen an Ellenbogen mit der Leonide Leblanc oder Blanche d'Antigny, den berühmtesten Pariser Cocotten, im Kurhaus-Restaurant speisten sie friedlich neben einander, in den Toiletten gegenseitig wetteifernd, und so mußte ich denn auch einmal meiner Freundin Charlotte Birchpfeifer auf der Promenade mit einem der gefährlichsten Spielprofessoren in der intimsten Unterhaltung begegnen.

Trotz all dem eleganten gesellschaftlichen Firniß waren namentlich Baden-Baden, Wiesbaden und Homburg in den Augen des Touristen eine Art vergnügter Verbrecher-Colonien, denn was ihm in Laster und Leichtsinne Tonangebendes in den europäischen Hauptstädten begegnet, er fand es sicher hier bei-

sammen an den Spieltischen, in den Kurhauspromenaden, am Ufer des Rheins und in den grünen Thälern des Taunus und des Schwarzwaldes, und was das Beste: er brauchte sich in ihrer Nähe nicht zu schämen; sie trugen ja hier vornehme Namen, zum Theil mit Berechtigung, wie die des neuen napoleonischen Adels, größtentheils aber nach eigener Wahl und Phantasie. Frankreich ganz besonders betrieb die moralische oder vielmehr unmoralische Eroberung der Rheinufer, indem es ihnen seine Corruption auf den Hals sandte, und diese hatte sich bereits so an uns gewöhnt, daß sie selbst noch kam und die Spieltische umlungerte, wenn sie in Paris ihre Rolle ausgespielt und aus glänzender Equipage aufs Pflaster gesunken. Ist es mir doch noch einige Jahre vor Schließung der Spielbanken passirt, daß eins dieser Weiber, das in Paris Millionen vergeudete, aus Napoleons Händen in die seiner Complicen gewandert, im Bois de Boulogne mit einem Viergespann gefahren, mich in den Spielsälen um einen Thaler anging. Der Weg durch das Bois führt bekanntlich immer ins Lazareth oder ins Armenhaus, und den ist auch sie dann gegangen. Hatt' ich es doch erleben müssen, daß eine der früher gefeiertsten Sängerinnen in Paris die Bestiären der Ausstellung pachtete, um sich vor Dürftigkeit zu schützen.

Die Spielbanken machten natürlich die glänzendsten Geschäfte unter hochfürstlichem Privilegium. Allerdings mußten sie schandehalber oder um mich gelinder auszudrücken: aus Dankbarkeit gewisse Summen für das Gemeinwohl abgeben, aber das waren Brosamen für sie, nichts weiter; das Fluchwürdige ihrer Existenz ward dadurch nicht gemildert. Die betreffenden Fürsten selbst hatten zwar in so fern die landesväterliche Sorge für ihre Unterthanen nicht außer Augen gelassen, als sie diesen das Spiel an der Bank untersagten, aber was war dieses Gebot anders als das Bekenntniß eines schreienden Unrechts gegen die Andern? Hätten sie in ihrem Lande eine Guillotine aufgestellt

mit der Warnung: Ihr dürft Euch nicht damit köpfen, es würde Tollhäusler gegeben haben, die darin eine willkommene Verlockung zum Selbstmord gesehen hätten.

Eine Fahrlässigkeit der übrigen deutschen Fürsten war es, daß sie ihrerseits den eignen Staatsangehörigen nicht verboten, diese Spielorte zu besuchen. Ich selbst schlug dies einmal in Berlin in einer Soirée einem unserer Minister vor als das sicherste, ja unfehlbare Mittel, die Spielbanken zu ruiniren, wenn man nicht die Macht habe, sie von Bundeswegen zu verbieten; er zuckte aber die Achsel. Die kleinstaatlichen Hoheitsrechte waren damals so geheiligte! Und doch erinnere ich mich aus meiner Knabenzeit, daß etwas der Art schon früher geschehen, daß wenn ich von Berlin zum Besuch über Köthen fuhr, ich in dessen Bahnhofsgebäude einen preußischen Gendarm postirt sah, der die Pässe aller Derer prüfte, die während des abichtlich langen Aufenthaltes die Treppe des Gebäudes hinauf stiegen. Es war nämlich in der oberen Etage eine öffentliche anhalt-köthenisch konzeßionirte Spielbank etablirt, und der Gendarm stand da, um jedem preußischen Unterthan das Betreten dieser gefährlichen Säle zu verbieten.

Ob diese Spielbank damals aus Mangel an Geschäften eingegangen oder ob sie landesherrlich unterdrückt worden, darüber ist mir nichts bekannt; ich erinnere mich nur, daß so Mancher den Aufenthalt des Zuges benutzte, um im Fluge einen Thaler oder mehr zu riskiren. Schwieriger wäre allerdings die Ueberwachung in den rheinischen Spielorten gewesen, da sie zugleich Kurorte; man hätte die Ueberschreitung der Grenze nur gegen ärztliche Bescheinigung gestatten können; aber den Lärm im Bundestag hätt' ich dann hören mögen!

Mit diesen Hoheitsrechten sollte ich selbst in Konflikt gerathen, als ich zum Frühjommer wieder die heiße Jahreszeit am Rhein zu verleben gedachte. Arthur Müller, der dramatische Dichter, schrieb mir nämlich vor meiner Abreise:

„Verehrter Freund, sollten Sie Ihre Absicht ausführen wollen, uns hier wieder zu besuchen, so rathe ich Vorsicht. Es ist hier von höchster Stelle der Befehl gegeben, Sie auf Grund Ihres Romans «Rouge et noir» im Betretungsfalle zu verhaften, um Ihnen den Majestätsbeleidigungs-Prozeß zu machen und Sie nach der Marksburg (dem nassauischen Staatsgefängniß) zu schicken.“

Die Sache ging mir über den Spaß. Den Prozeß machen, meinethwegen, aber mich als preußischen Staatsbürger verhaften, ehe ein Rechtspruch geschehen, das erschien mir doch etwas feudal. Die Marksburg ist allerdings eine der schönsten, romantisch gelegenen Rheinvesten, aber doch nur unter Umständen. Ich schrieb also an Arthur Müller, er möge unter der Hand Erkundigungen bei dem mir bekannten Polizei-Director v. R. in Wiesbaden einziehen, und Müller antwortete mir, derselbe habe ihm mit Hinzufügen seines Bedauerns bestätigt, daß er einen derartigen Befehl erhalten.

In meinen Augen handelte es sich nun weniger um meine Person als um die Frage, ob eine deutsche kleinstaatliche Regierung das Recht habe, sich der Person des Bürgers eines andern deutschen Staates zu versichern, um demselben danach den Prozeß zu machen. Ich schrieb also an einen mir bekannten hochgestellten preußischen Beamten, der sich eben in Wiesbaden befand, und ließ durch diesen vorstellen, ich erwarte die Anklage und sei bereit, in Nassau meine Vertheidigung zu führen, wenn man mir hiezu die persönliche Sicherheit gewährleiste; aber ohne Erfolg. Ich beschloß also quand même nach Wiesbaden zu gehen.

Um jene Zeit begegnete mir der Geheime Hofrath Vorl, der Kabinetts-Sekretär des Königs, dem ich von dieser Angelegenheit sprach.

„Wir reklamiren Sie, wenn Ihnen etwas passiert!“ rief er aus.

Wenige Tage darauf war ich in Frankfurt a. M. in der preussischen Gesandtschaft und fragte, ob ich, der ich laut meinem Paß das Recht habe, auf der Reise Waffen mit mir zu führen, mich vertheidigen dürfe, wenn Jemand trotz meiner Legitimation Hand an mich zu legen wäge.

„Ohne Zweifel,“ war die Antwort, „aber rathsam ist es, dem aus dem Wege zu gehen. Und was die Reklamation betrifft, von der Ihnen Vork gesagt, verlassen Sie sich auf diese nicht. Sie würde durch uns hier geschehen müssen, und das hat sein Bedentliches, denn da heißt es gleich: Eingriff in die Hoheitsrechte! Wir haben soeben erst Unannehmlichkeiten wegen eines preussischen Architekten, den man auf vermuthlich ungerechte Beschuldigungen verhaftet, und alle unsere Vorstellungen sind erfolglos. Geschieht Ihnen etwas, so macht die ganze Presse die Sache zu der ihrigen und uns sind doch die Hände gebunden!“

Es lag eine traurige Wahrheit in dieser Antwort! Deutschland ist Föderativstaat und wird es bleiben; Kunst und Wissenschaft hatten niemals treuere und liebevollere Pflege als an kleinen Höfen und ich kannte schon damals mehrere regierende deutsche Fürsten, die auch mir liebenswürdige Gönner waren; aber wie oft hatte ich es auf der Reise erlebt, daß deutsche Angehörige in weiter Ferne mit den Pässen eines Kleinstaats, den die fremdländischen Behörden selbst mit der Loupe auf der Karte nicht gefunden haben würden, war ihnen irgend ein Unrecht widerfahren, bei den Gesandtschaften oder Consulaten der Großstaaten Schutz suchten und von diesen abgewiesen wurden, weil sie keine Veranlassung oder Befugniß hatten, sich in die Angelegenheiten von Untertanen eines andern souveränen Staates zu mischen; derselbe konnte ja vielleicht um diese Zeit mit der Regierung der betreffenden Legation um irgend einen Grenzpfahl oder Schlagbaum in ernste Differenzen gerathen sein!

Gerade aus diesen kleinsten Staaten, deren Gebieter über Leben und Tod kaum mehr Besizthum hatte als ein Rittergutsbesitzer mit eigener Jurisdiction nach altem Zuschnitt, waren mir so häufig Unglückliche begegnet, die ihre Heimath wegen irgend einer erlittenen Unbill verlassen und schutzlos draußen den deutschen Namen in Verruf brachten. Was wußte man überhaupt von uns Deutschen, und welchen Respekt hatte man vor einer Nation, von deren Einfluß in der europäischen Politik man so wenig gehört, deren Sprache niemand redete als sie selber!

Mit der festen Absicht, den Vorfall zum Austrag zu bringen, daß man einen Romanschriftsteller wegen eines Phantasiegebildes nicht einmal im ordentlichen Wege zur Verantwortung ziehe, sondern ihm sogleich die Schlinge um den Hals zu werfen beabsichtigte, verließ ich die Legation. Uns Preußen war damals der Ramm ein wenig geschwollen, da wir endlich einmal einen siegreichen Krieg wieder geführt, während welches wir allerdings daran erinnert wurden, daß es in dem ersten unglücklichen schleswig-holstein'schen Kriege gerade eine nassauische Batterie gewesen, die sich in der Bucht von Eckernförde so ausgezeichnet im Kampfe gegen die dänische Flottille. Ich empfand es doppelt, daß mir dies gerade in Nassau widerfahren sollte, dem glücklichen deutschen Ländchen, in dem Alles so vortrefflich bis auf den einen bösen Punkt, den ich in meinem Buche „des Satans Kaufefalle“ zu nennen mir gestattet.

Am Abend im Hotel zum Schwan in Frankfurt wurde die Sache mit meinen Freunden besprochen. Einer von ihnen, ein Nassauer, wollte darauf schwören, daß dieselbe dem Herzog selbst ganz fremd sei; im Verlauf des Abends und in der Weinlaune ging ich indeß die Wette ein, ich werde schon morgen, am Sonntage, nach Wiesbaden fahren und meinen Namen in das Fremdenbuch des „Nassauer Hof“ einschreiben. Es war das übermüthig, aber die Wette war einmal eingegangen und bot

mir Gelegenheit zu einem kleinen Abenteuer. Am nächsten Mittag fuhr ich also in Begleitung eines in Nassau sehr bekannten Freundes B. P. und eines Herrn aus Berlin nach Wiesbaden. Ich hätte mich selber kaum erkannt, denn ich saß als dicker Weinreisender im Coupé; der Friseur hatte mir den Bart schwarz gefärbt, eine schwarze Perrücke, eine blaue Brille und eine seidene Reiseumütze aufgesetzt; ein Kissen gab mir die nöthige Bauchrundung, ein karrirter Sommeranzug vollendete meine Maske.

Mein Freund hatte telegraphisch im Nassauer Hof ein Zimmer bestellt. Als ich nun in Wiesbaden mit ihm die Wilhelmstraße hinauf zum Theaterplatz ging, mußte es gerade Arthur Müller sein, der uns begegnete. Freund B. stellte mich ihm unter irgend einem andern Namen vor; Müller erkannte mich nicht. Vor dem Hotel neben dem Theater standen Wachtel, der am Abend hier als Postillon auftreten sollte, und seine Frau auf dem Balkon. B. grüßte hinauf; auch Wachtel erkannte mich nicht. In dem bestellten Zimmer ließ ich mir das Fremdenbuch geben, schrieb à la Kiselack meinen Namen mit großen Buchstaben hinein, that das Buch in eine Kommode, verschloß diese, steckte den Schlüssel zu mir und ging zum Nachmittagskonzert in den Kurgarten.

Es war ein entsetzlich schwüler Augusttag, das sonst leichte Kissen lag mir wie ein heißer Stein auf der Brust; Regen und Gewitter drohten. Freund B. in seiner tollen Laune stellte mich verschiedenen mir sehr bekannten Persönlichkeiten unter fremdem Namen vor. Ich versuchte ihn, aber er war unverbesserlich. Eine Dame flüsterte mir endlich im Vorübergehen den meinigen warnend ins Ohr, denn man wußte hier bereits, was gegen mich geplant war. Ein Platzregen jagte endlich die ganze Gesellschaft in die Glashalle und in die Säle, mich mit. Ich stand fürchtbare Hitze unter Perrücke und Federkissen aus, aber wohin in dem Regenguß? Ein Bekannter aus Berlin legte mir im

Restaurantjaal die Hand auf die Schulter und einen Finger der andern auf seinen Mund; es war also Zeit aufzubrechen. In einem Fiaker fuhr ich zum Hotel hinüber, bezahlte, gab den Schlüssel zurück und ließ die Droßke neben dem Hotel vor der Theater-Kampe halten. Freund B. war, da eben der erste Zwischenakt im Theater, in dieses geeilt, hatte die Frieb-Blumauer, Grobecker, die Bühnenschriftsteller Arthur Müller und A. Bahn im Foyer gefunden und führte sie heraus, als ich eben an den Fiaker trat. Einer von ihnen erkannte mich und rief meinen Namen. Ich zog, den Fiaker besteigend, sie grüßend, die Mütze sammt der Perrücke und der Fiaker trug uns beide davon.

Es war die höchste Zeit gewesen, denn auf der Chaussee jagten zwei Landgendarmen hinter uns drein. Der Kutscher trieb auf das Versprechen eines guten Trinkgeldes die Pferde, daß sie dampften, und so erreichte ich denn die Grenze beim Fort Hessen in Castell.

Von Baden-Baden aus forderte ich abermals die nassauische Regierung auf, mich öffentlich anzuklagen, aber ich erhielt keine Antwort. — Ich hatte dort eben den Brief persönlich zur Post gebracht, als ich in der Straße eine recht traurige Begegnung haben sollte. Ich erkannte in einem an mir vorübergehenden Herrn den Gesandtschaftsarzt Dr. M., der mich im Lazareth von Pera in Konstantinopel gepflegt. Ich wußte, daß er nicht als solcher nach dort zurückgekehrt, nachdem er die Gattin des dortigen preußischen Gesandten, die schwer erkrankte Mutter C. v. Wildenbruchs nach Berlin begleitet, war aber nicht darauf vorbereitet, ihn so wiederzusehen.

Dr. M., dem ich für seine Sorgfalt zu Dank verpflichtet, schien mich nicht zu erkennen, als ich ihn anredete. Nachdem er meinen Namen gehört, starrte er lange vor sich, sprach das confuseste Zeug, nahm meinen Arm und schleppte mich, immerfort redend und mir die verschiedensten Namen gebend, in die

Sichtenthaler Allee. Hier ließ er endlich meinen Arm, und während ich, vollständig überzeugt, daß er seinen Verstand verloren, ihn verwirrt fixirte, zog er tief den Hut und rannte davon. Durch seinen Bruder erst erfuhr ich, daß man ihn, der vom Verfolgungswahn befallen worden, auf seiner Reise eingefangen und in eine Anstalt für Geisteskrante gebracht, in der er nach längerer Zeit gestorben. Der arme M. hatte schon aus dem Orient den Wahn mitgebracht, er werde von drei Griechen verfolgt, die ihn ermorden wollten.

Als ich nach einigen Wochen von Baden-Baden nach Homburg gegangen, kam Freund B. eines Tages mit der Nachricht, ich möge die Eisenbahn von dort nach Frankfurt vermeiden, er habe alle Ursache zu glauben, daß auf der nassauischen Station Ober-Ursel die Gendarmerie beordert sei, auf mich zu fahnden. „Nuch ein gouvernementaler Verfolgungswahn!“ rief ich und verließ nach Kurzem Homburg im Fiaker auf dem Wege zur Station Friedberg. — Später erst vernahm ich, daß wirklich der Herzog von Nassau persönlich der Sache fern gestanden. Es war eben Werren noch am Ruder, dessen Mißwirthschaft das Land in Unzufriedenheit erhielt, während der Fürst, schwach und unselbständig, in der Politik ohnehin zu Oesterreich neigend, später den verhängnißvollen Rathschlägen seines Adjutanten, des Generals v. Zimiechy, sein Ohr lieh, die ihn um Thron und Land brachten, als er selbst nach der Schlacht von Königgrätz noch die ihm von Preußen gebotene Hand zurückgewiesen.

Ein Jahr darauf packten die Spielbanken ihre Karten und ihre Gelder ein vor den andringenden Preußen; in Wiesbaden rüdte ein Pilet Kölner Landwehrmänner ein. Der Herzog sah seine Residenz nicht wieder und Werren, nachdem er ins Privatleben zurückgetreten, erhängte sich in einem Kloset des Kurhauses. Die Stadt selbst aber sandte nach Einverleibung des Herzogthums eine Deputation nach Berlin, die Aufhebung der

Spielbanken zu erbitten. In Deutschland war also aufgeräumt mit diesen Höllen, die das Glück und das Besitzthum so vieler Familien verschlungen, die den Spielpächtern Benazet und dessen Neffen und Nachfolger Dupressoir in Baden-Baden und Blanc in Homburg eine so ergiebige Quelle immensen Gewinnes. Blanc etablirte seine Hölle in Monaco, ihren Eingang durch Opferung von Millionen zu einem Himmel gestaltend; in Saxon im Canton Wallis fristete noch eine Spielbank ihr Leben, bis ein Bundesbeschluß ihr 1877 ebenfalls ein Ende machte, und die noch im nördlichen Spanien existirenden Spielbanken hatten kein Gedeihen, denn sie wurden durch die Bürgerkriege gefährdet und namentlich durch carlistische Banden gebrandschatzt. Nur Monaco blühte. Blanc war der Ernährer des Fürsten und des ganzen Raubstaats geworden, und auch dort wieder hieß es wie schon in Homburg: «Ici ne gagne ni rouge ni noir, mais toujours Blanc.»

Ein mit Sachländer verabredetes Rendezvous führte mich im Spätsommer an den Starenberger See. In Leoni am Ufer wohnend, das schon so manche schöne Geister beherbergt, schwamm ich Nachmittags im Boot, um Renken zu angeln. König Ludwig II, die den Frauen interessanteste Persönlichkeit auf sämmtlichen europäischen Thronen, wohnte drüben in seinem Schlosse Berg. Ich hatte ihn, der erst im vorigen Jahre zur Regierung gekommen, zum ersten Mal auf der Landebrücke von Boffenhofen gesehen und auch ich war von der Schönheit dieses damals noch in seinen Jünglingsjahren stehenden Monarchen betroffen gewesen.

Hier von Leoni aus sah ich ihn täglich und ganz in der Nähe, wenn ich das Boot gegen das Nielwasser des kleinen Dampfers richtete, in welchem er nachmittags zur Rosen-Insel hinüber fuhr, und hier sollte ich Gelegenheit haben, ihn kennen

zu lernen. Einer der Herren seiner Umgebung begegnete mir nämlich eines Tages am Ufer des Sees — etwa da, wo der unglückliche König ein so trauriges Ende finden sollte — und theilte mir mit, der König habe den Wunsch geäußert, mich ihm vorgestellt zu sehen. Er werde mir melden lassen, um welche Stunde der König morgen zur Insel hinunter fahre, wolle auch auf derselben anfragen lassen, daß ich sie betreten werde; ich möge dem König also in seiner Promenade durch die Rosen-Anlagen begegnen.

Ich gestehe, es hatte einen besonderen Reiz für mich, vor diesem Jünglings-Monarchen stehen zu dürfen, von dessen hohem Sinn für die Kunst wir so Großes erhofften. Am nächsten Tage stand ich also auf der Insel in den Anlagen an dem Wege, den der König kommen mußte. Der Dampfer legte auch alsbald an und Sr. Majestät betraten mit dem Hofherren den breiten Steig. Front machend stand ich, den König erwartend, und der erstere schien diesen auf mich aufmerksam zu machen. So kam denn der König heran, warf in kurzer Entfernung einen Blick auf mich, beschleunigte dann seine Schritte und — ging starr vor sich hinaus blickend an mir vorüber, zur sichtbarsten Verlegenheit seines Begleiters.

Ich fühlte mich verletzt; die Vorstellung war entschieden verunglückt. Aber was blieb mir anders übrig, als in mein Boot zurück zu kehren, begleitet von einem Hofbeamten, der mir von Sr. Majestät so ungleicher Stimmung sprach. Am Abend suchte mich der Hofkavalier, auch sehr verstimmt, mich um Entschuldigung zu bitten.

„So ist der König leider oft!“ rief er. „In vollständigem Zwiespalt mit seinen Wünschen erfaßt ihn bei solchen Gelegenheiten eine Menschen scheu, deren er nicht Meister werden kann! Mit achtzehn Jahren, als er eben seine Studien beginnen sollte, auf den Thron berufen, ohne die Verührung mit der Welt, die ihm eine akademische Kameradschaft gewährt hätte, wird

sein Hang zur Einsamkeit nur gestärkt durch seine Isolirung als Monarch und seine schwärmerische Neigung für die Kunst. . . ." Er schwieg, aber ich wußte, was er sagen wollte. Richard Wagner, sein Dämon, war vom Könige nach München berufen, und wie eine Anknüpfung an obige Worte klangen mir die, welche mir später ein bekannter hochgestellter bairischer Hofkavalier und Diplomat sagte: „Die Umgebung des Königs, den verhängnißvollen Einfluß Wagner's auf den noch so jungen Monarchen fürchtend, gab sich alle Mühe, ihn so viel wie möglich von der Person des Königs fern zu halten, ich rieth das Gegentheil: man solle ihm freies Spiel am Hofe lassen, so werde der König sich schneller seines extravaganten persönlichen Einflusses erwehren.“

Wagner's Ansprüche an die Huld des letzteren waren bekanntlich gleich nach seiner Berufung sehr hochgepaunte; er verlangte u. A. die Erbauung einer deutschen Musikschule, zu welcher der König schon die Baupläne in Auftrag gegeben. Welche Motive nun auch zu seiner baldigen Entfernung vom Hofe den Anlaß gegeben haben mögen, König Ludwigs Verehrung für den gewaltigen Dichter-Komponisten, die diesem den Weg bahnen half, war nicht größer als die, welche ihm später die ganze musikalische Welt entgegenbrachte; er äußerte sie nur in seiner eignen extravaganten Weise und der Geist der Wagner'schen Dichtungen beherrschte ihn bis an sein Ende. Gegenwärtig wurde nun die Aufführung seiner Oper „Tristan und Isolde“ vorbereitet, die ihm in Wien nicht gelungen und an der ich ihn schon 1861 in Niebrich am Rhein in der später Aristarchi'schen Villa hatte arbeiten gesehen. Zu dieser Aufführung kehrte ich um den Winter wieder nach München zurück, denn es sollte eine Muster-Vorstellung werden. Hans v. Bülow sollte dirigiren, das Ehepaar Schnorr von Carolsfeld mitwirken. — Inzwischen aber gab es auch Interessantes im Schauspiel. Zwei „Rachel“ waren auf einmal in München

zum Gastspiel, die ungarische, Lilla von Bulhowstn, und die deutsche, Fanny Janauschet, was unmöglich gut thun konnte. Die erstere war als bereits gefeierte ungarische Schauspielerin nach Erlernung der deutschen Sprache vor etwa sechs Jahren zur deutschen Bühne übergetreten und hatte gleich bei ihrem ersten Debut in Gotha einen glänzenden Erfolg gehabt. Sie war danach auch in Breslau die Heldin des Tages gewesen und hatte sich im Sturm unsere Bühne erobert. Ich hatte sie bereits als Maria Stuart gesehen, aber gefunden, daß sie Alles, eine Künstlerin von hinreißender Anmuth, ein schönes Weib, nur — keine Rachel sei, denn dazu fehlte ihr die dämonische Gewalt. Aber ein anderer Dämon steckte in der schönen Ungarin, und der schien in München es auf nichts Geringeres als auf die Gunst des schönen, jungen Königs abgesehen zu haben.

Die Janauschet — hie Bulhowstn! hieß es natürlich in München und ich stand unfreiwillig in der Letzteren Partei, denn ich sah sie täglich in den „Vier Jahreszeiten“, in denen auch sie wohnte, aber mich interessirte eigentlich mehr das schöne, pikante Weib von echt aristokratischer Schule. Und pikant war sie nicht nur, auch berechnend, denn den ihr gebrachten Huldigungen der Kavaliere setzte sie, ihr Ziel im Auge behaltend, eine kluge Reserve entgegen. Und so hätte es denn mit dem Teufel zugehen müssen, wenn sie es nicht durchgesetzt hätte, von dem weiberscheuen, jungen Monarchen wenigstens einmal empfangen zu werden. — Schade! Man gab ihrem Talent, ihrer Karriere damals eine weit größere Tragweite als sie erreichte! Wie Max Kurnit in seinen Theater-Erinnerungen schrieb, gerieth sie auf die abschüssige Bahn des Virtuositenthums, wanderte durch eine Reihe von Jahren von Ort zu Ort, wurde viel bewundert, protegirt, geliebt, ohne festen Fuß zu gewinnen, und erlosch nach und nach nicht wie ein Stern, wie eine Lampe, ein Opfer schauspielerischen Wanderthums. Sie kehrte nach Ungarn zurück und man hat nichts mehr von ihr ver-

nommen. — Ich sehe sie noch, die schöne Frau, die durch eine unglückliche Ehe früh geprüft, wie sie im Hotel Abends in reizendem Negligé saß und — ihre Memoiren schrieb, die zarten Händchen in dänischen Handschuhen, in denen sie auch schlief, denn sie gab dieselben nicht ohne Noth dem Einfluß der Atmosphäre preis. Die Janauschek, eine viel durablere Natur, ging später nach Amerika und virtuofete ebenfalls dort mit wechselndem Glück.

Der Abend der ersten Aufführung von „Tristan und Isolde“ war inzwischen endlich gekommen. Jeder Prophet oder Messias findet seine Apostel, die sich ihm zu Diensten stellen, um von sich selber reden zu machen, und um Wagner drängten diese sich damals schon seit er die volle Gunst des Königs besaß. Es war ein Abend schwerer Prüfung für diejenigen, die nicht schon blind auf ihn schworen. Steiniget ihn! hieß es, wenn Einer sich musikalisch unbehaglich zu fühlen wagte während dieses endlosen Abends, denn die Vorstellung dauerte bis nach Mitternacht und im Café Maximilian wimmelte es von Maroden, die hier Stärkung ihrer erschlafften Nerven suchten.

Wagner hatte mit seinem Musikdrama und seiner Orchesterwirkung noch enorm viel Gegner, die erst überwunden werden sollten; ich selbst war wenige Jahre später Zeuge der kolossalen Opposition bei der ersten Aufführung seiner „Meistersinger“ im neuen Wiener Opernhause. Ich kenne auch einige unserer bedeutendsten Sänger, die damals namentlich in Berlin sich gegen die Wagnerschen Partien sträubten, weil sie ihre Stimme nicht ruiniren wollten, und sie haben doch gerade diesen später ihre größten Erfolge zu verdanken gehabt. Mein Prinzip war stets, die Musik nicht wie eine Gewalt über mich, sondern wie einen Zauber auf mich wirken zu lassen; in Wagners Opern aber sind es drei Gewalten, die der Musik, des Drama und der Scenerie, und das war mir zu viel auf einmal. Indeß,

was waren Tristan und Isolde gegen die Tetralogie, die Wagner damals schon fast vollendet!

Die größte Begeisterung für dieses musikalische Ereigniß zeigte natürlich der junge König. Er hatte sich in seiner Welt-abgeschlossenheit in Berg ein eignes Miniatur-Theater mit der ganzen Scenerie und den Figurinen dieser Oper herstellen lassen. Als nun bei der General-Probe noch eine Scenen-Aenderung für nothwendig befunden worden, sandte er noch am späten Abend einen Adjutanten in die Stadt an den Maschinisten und an den Theater-Maler Quaglio mit der Ordre, ihm diese Aenderungen sofort für sein kleines Theater herzustellen. Des jungen Monarchen schwärmerisches Gemüth ging damals eben ganz in Wagner auf; es lebte für ihn, mit ihm. Er hat auch in spätern Jahren gezeigt, wie überschwenglich seine Hingabe für Persönlichkeiten sein konnte, mit denen er sich seine Vereinjamung, ich möchte sagen: meublirte, freilich auch wohl demeublirte, denn er überhäufte sie mit Gunst und Geschenken, ohne einen aufrichtigen Wiederhall seiner Sympathien in ihnen zu finden. Diese Vereinjamung von der realen Welt war's ja eben, die ihn in seiner Neigung zur Schwärmerei dahin führte, sich mit Ausschweifungen seines Kunstsinnes zu umgeben und bei riesiger, durch die Bergluft gestählter Körperkraft unter sagenhaften äußeren Gestaltungen geistig zu verirren.

Ergreifend war für mich die Schilderung, welche mir Graf M. erst kürzlich machte, der an jenem denkwürdigen Tage, an welchem man sich der Person des unglücklichen Königs bemächtigte, an dessen Seite war. Indeß, die traurige Thatfache ist bekannt und die Diskretion verbietet mir, sie hier zu detailliren.

Ein anderes großes musikalisches Ereigniß sollte ich während des Winter- und Frühlings-Aufenthalts in Berlin erleben. Es war um die Zeit, da das Weberschiffchen der Politik wieder

heftig hin und her flog, um neue blutige Komplikationen zu schaffen.

Von Meyerbeer's „Afrikanerin“ hatte man schon so lange geschrieben, daß sie inzwischen graue Haare bekommen haben mußte. Die Sterne Lucca, Artôt, Riemann, Bez, Harriers-Wippern &c. standen damals am Firmament; im Ballet hatte sich einer „geschnäuzt“. Marie Taglioni, das unter den Künstlerinnen vom Schicksal am meisten verzärtelte Kind, dessen Lebenslauf unter der Obhut der Eltern inhaltlos, bürgerlich solide wie der einer Gouvernante geblieben, hatte der schweißtriefenden Kunst entsagt, um den Fürsten Windischgrätz zu heirathen. Hülsen selbst nannte sie in seiner Abschiedsrede „unser Marielchen“. Ihrem Vater, meinem verehrten alten Freunde Paul Taglioni, liefen die Thränen über die Wangen, als er, hinter den Coulissen stehend, den kolossalen Ovationen zusah, die man seinem Kinde brachte, und einen eigenthümlichen Eindruck machte es, als sie, die achtzehn Jahre hindurch zum Publikum nur mit den graziösen Füßen gesprochen, gerührt zum ersten Mal an dieser Stelle ihre Lippen öffnete, um ihren Dank zu stammeln.

Herr von Hülsen hatte während dieses Winters Ursache gehabt, mit seinem Opern-Publikum recht unzufrieden zu sein, und ihm in der Presse öffentlich den Text gelesen wegen ungesitteten Benehmens in den Vorstellungen; er hatte sogar eine Art Conduiten-Liste geführt. Er beklagte sich, daß vor Kurzem „die königliche Kammerjängerin Frau Lucca bei ihrem Auftreten im Figaro durch Pfeifen insultirt worden und sich dies jetzt in den Hugonotten wiederholt habe ehe sie noch einen Ton gesungen“. Er rügte diese Ungebührlichkeiten auf's strengste und bezeichnete sogar „drei im linken Parket beisammen sitzende Herren“ als die Anstifter.

Er that dem Publikum so unrecht, denn eine größere Huldigung hat die kleine Lucca in dem kühlen Norddeutschland

wohl nie erlebt als in der Afrikanerin. Halb Berlin befand sich ja in einer Art von Paroxysmus schon vor der Aufführung dieser Oper als die scenischen Experimente so lange währten, denn das große Schiff, das sechstausend Thaler kostete, wollte, so hieß es, nicht stehen, und als es endlich stand und sich nach Norden bewegte, fühlten einige nervöse Kammer-Musiker im Orchester eine Umwandlung von Seekrankheit; selbst bei der Generalprobe vermied man noch die Atmosphäre des Giftbaums.

Die Oper fand natürlich einen frenetischen Beifall; die kleine Selita war entzückend dem großen Melusco gegenüber. Die Ballet-Wirkung war eine überwältigende, nur in der afrikanischen Fleischfärbung hatte man recht Ungeheuerliches geleistet. Die Tricots des corps de ballet waren in Ocker und Sepia, in Chocolate, Milchkaffee und Blaubeerensauce getaucht, die Gesichter trugen dabei Olivengrün, Glanzwichse-, Tomaten- und Apfelsinenfarbe; ganze Schaaren der Balleteusen trugen Salat und andres Grünzeug auf den Köpfen, so daß endlich das große Ballabile wie eine Orgie tanzender Kohlrabi, Schwarzwurzeln und gelber Rüben erschien.

Ich kann mir bei dieser Gelegenheit nicht versagen, einer Fest-Vorstellung der Afrikanerin zu erwähnen, der ich einige Jahre später in ihrer Heimath, in Alexandria, beiwohnte. Hier hatte man die ganze Statisterie in Original-Verpackung; der Gouverneur hatte einige hundert Araber auf die Bühne beordert; diese aber nahmen unglücklicherweise ihre Aufgabe sehr ernst; beim Kampf auf dem Schiff hieben sie auf einander ein, daß das Blut floß, und erst als die Polizei und das Militär einschritten, waren die Kämpfenden aus einander zu bringen. Man schaffte die Verwundeten von der Bühne als bereits verschiedene Damen der Konsulate in Ohnmacht gefallen, und die Vorstellung konnte danach ihren Fortgang nehmen.

XXV.

Wie der deutsche Bund aus dem Keim ging. — Das Urtheil der Kronjuristen. — Die Gasteiner Konvention. — General Gaxone. — Preußen und Oesterreich rüsten zum Bruderkrieg. — Das Attentat auf Bismarck unter den Linden. — Die Hauptquartiere in Schlesien. — Fritz Schulz, der Schlachtenmaler. — Die preußischen Truppen überschreiten die Grenze. — In Dresden. — „Ach, wenn du wärst mein elgen!“ — Herwarth von Bittenfeld und die Elb-Armee in Stolpen. — Einmarsch in Oesterreich. — Die böhmischen Pässe. — Wo ist Benedek? — General von Schöler und seine „Lehm-opp“-Brigade. — Benedek's Generalstab. — Wieder Clam-Gallas. — Die ersten Gefechte. — Wallenstein's Schloß. — Champagner und Kartoffeln. — Münnchengrätz, Nachod, Trantenan, Skalitz, Gitschin und die österreichische Kavallerie. — Kuranda und die affenartige Geschwindigkeit. — Die Ueberlegenheit der Bündnadel.

Der Herr von Augustenburg machte noch immer Weltgeschichte und wir haben ihm als Folge davon wirklich ein ganz blutiges Stück derselben zu verdanken, ohne daß er selbst sich in Unkosten zu stürzen gebraucht hätte. Die Herzogthümer Schleswig und Holstein waren nach dem Wiener Frieden kaum an Preußen und Oesterreich abgetreten, als deutsche Mittelstaaten auch schon gegen ein zu befürchtendes Anwachsen Preußens ihre Häupter erhoben. Beust warnte Hannover vor den dualistischen Gelüsten der beiden Großstaaten in der Bundes-Organisation, vor der unausbleiblichen Vorussifizierung, als Drouin de L'Huyz ihm erklärt, Frankreich habe kein Interesse an Schleswig; er warnte auch den bairischen Minister v. d. Pforten und sandte seine Agenten an alle Höfe, bis der Gasteiner Ver-

trag ihm einen Strich durch seine Rechnung machte. Nach Abzug der sächsischen und hannoverschen Truppen aus Mendsburg, der durch die fortwährenden Händel derselben unter einander nothwendig geworden, erhoben auch die sächsischen und württembergischen Kammern fruchtlos ihre Proteste, und während Bismarck die Mittelstaaten durch den Zollverein in Schach zu halten verstand, steifte sich auch der Herzog von Augustenburg auf seine vollen Erbanprüche, um nicht zum preußischen Statthalter gemacht zu werden. In den Herzogthümern selbst erhob sich die Bewegung für und gegen eine drohende preußische Annexion.

Die Bundesversammlung erklärte inzwischen die Execution für beendet. Die Bundes-Commissare übergaben die Verwaltung an Preußen und Oesterreich und jetzt mußte es die preußische Volksvertretung selbst sein, die in Bismarck's Arm griff, als er den ersten Stein zur Gründung der deutschen Einheit setzen wollte. Auch Oesterreich's neues Ministerium Mensdorff-Pouilly machte Miene, Oesterreich's Mitrecht auf die Herzogthümer energisch zu wahren. Da schickte denn Bismarck zunächst dem Augustenburger die preußischen Kronjuristen auf den Hals. War das volle Erbrecht desselben bisher unbestritten und bis auf die Spitze der Bajonette getrieben worden, so hieß es jetzt *summum jus, summa injuria*, denn die Kronjuristen begünstigten das Erbrecht des Herzogs von Oldenburg. Bismarck stellte in Folge dessen Bedingungen, denen Oesterreich und der Herzog Friedrich widersprachen, der Bund verlangte die Uebergabe an diesen, Bismarck berief sich auf das Urtheil der Kronjuristen; er machte eine kriegerische Miene und verlangte vom Landtag einen Kredit für militärische und maritime Sicherheitsmaßregeln. Dieser aber verweigerte sowohl den Kredit wie das neue Militärgesetz. Trotzdem ergriff Preußen Besitz von Kiel, es verlangte die Entfernung des Herzogs Friedrich aus den Herzogthümern und setzte sich mit dem österreichischen Commissar in scharffe Haltung.

Die Gasteiner Konvention konnte wohl einstweilen noch hinhalten, was unbedingt zum Bruch kommen mußte. Preußen regierte nach derselben in Schleswig, Oesterreich in Holstein; bald aber verbat sich Mensdorff jede preußische Einmischung in einer Weise, die eine fernere Verständigung unmöglich machte, und Bismarck, der einen Bruch schon längst in der ganzen schleswig-holsteinischen Sache vorausgesehen *), auch sich Napoleon's Neutralität in Biarritz bereits versichert zu haben glaubte, wußte sich einen bereiten Bundesgenossen in Italien, dem Venetien noch immer ebenso fehlte wie uns der ungetheilte Besitz der Herzogthümer. Der italienische General Gavone erschien denn auch in Berlin scheinbar ohne jede Mission und äußerte in einer vertraulichen Besprechung den Wunsch, daß bei einem gemeinschaftlichen Kriege auch für Italiens Bundesgenossen Napoleon etwas abfalle; da aber damit nur deutsches Gebiet gemeint sein konnte, fand er bei Bismarck taube Ohren.

Dieser stellte sofort den Antrag auf Reform der Bundesverfassung. Die Regierungen stützten; das deutsche Volk seinerseits errieth Bismarck's Absicht noch nicht, in Oesterreich hingegen wußte man seit der Reise Gavone's, woran man war. Das österreichische Volk, mehr noch die Armee verlangten den Krieg, während der Gedanke an einen solchen in den deutschen Staaten, in Preußen sogar Entrüstung hervorrief. Mir, der ich damals,

*) Wie H. v. Sybel erst jetzt im IV. Bande seiner „Begründung des Deutschen Reiches“ mittheilt, fand am 28. Februar 1866 in Berlin ein Ministerrath statt, in welchem der König erklärte, ein Zurückgehen würde das Ansehen Preußens nach innen und außen schwächen und Oesterreich's Uebergriffe steigern. Er wolle keinen Krieg provoziren, schrecke aber vor demselben auch nicht zurück: der Bruch sei durch Oesterreich's ablehnende Antwort vorhanden. Bei der Abstimmung blieb der Kronprinz allein auf seinem schon im Mai 1865 eingenommenen Standpunkt, erklärend, der Krieg gegen Oesterreich sei ein Bruderkrieg und die Einmischung des Auslandes in denselben gewiß.

von einer Reise in Kleinasien zurückgekehrt, in Wien lebte, sagte einer meiner besten Freunde unter den Offizieren: „Wir brennen darauf, mit Euch Preußen an einander zu gerathen!“

Und jetzt ward's denn Bismarck's Wahlspruch: Viegen oder brechen! Oesterreich beantwortete die unter so schwierigen Umständen betriebene preußische Rüstung mit dem Begehren der Mobilisirung der mittel- und kleinstaatlichen Armeekorps. Bismarck verlangte nur der Form halber von den Regierungen, zu wissen, wie sie sich im Fall eines Angriffs von Oesterreich zu verhalten gedächten, denn die Antworten wußte er im Voraus. Einer der beiden Großstaaten verlangte jetzt von dem andern, er solle abrüsten; Preußen schloß daraufhin seine Alliance mit Italien; es befahl die Mobilisirung; Oesterreich that dasselbe. Und jetzt brach denn auch die ganze Volkzentristung in den deutschen Staaten gegen Bismarck, gegen Preußen aus.

Ein trostloses Gefühl überkam mich am Abend des Eintreffens der preußischen Mobilisirungs-Ordre. Wien war mir erklärlicherweise ungnädig geworden; ich kehrte also nach Berlin zurück und fand unterwegs überall empörte Gemüther; wer nicht entschieden Partei nahm gegen einen der beiden Staaten, erklärte wenigstens den Bruderkrieg für eine Todssünde. Man verwünschte Bismarck, man begriff (das Wort war auf allen Lippen) die Schwäche des Königs nicht, der sich von diesem Dämon leiten lasse, und irre ich nicht, so war es damals, wo Bismarck, den Haß des Volkes empfindend, das Wort aussprach: „Binnen einem Jahre werde ich der populärste Mann Europas sein!“ Und so war es, denn einige Jahre später fand ich sogar in Alexandrien, am Consulnplatz eine Passage Bismarck. Selbst die Araber wußten von ihm. Wahrlich, es gehörte die ganze eiserne Thatkraft dieses großen Mannes dazu, sich in seinen Zielen nicht beirren zu lassen!

Schon am Tage nach meiner Ankunft in Berlin saß ich nach dem Diner auf der Terrasse des Hôtel de Rome unter

den Linden; es war ein herrlicher, klarer Frühlingstag, als ich Alles plötzlich nach der Gegend der russischen Gesandtschaft zusammen strömen sah. „Man hat auf Bismarck geschossen!“ hieß es. — „Ist er getroffen?“ hörte ich fragen. — „Nein!“ — „Schade!“ rief eine rohe Stimme. Ich scheue mich nicht, dies hier zu erzählen als Beweis, daß er der Bestgehaßte in ganz Deutschland war. — Man hat es allerdings bereut und geföhnt; denn an diesem Tage bereits schlug die Stimmung zu seinen Gunsten um, und auch der König, der vor einem Bruderkriege zurückgeschreckt, sah in dieser wunderbaren Rettung wohl einen Fingerzeig Gottes. Nicht so andere Mitglieder des königlichen Hauses. Es ist vieles über das erzählt und geschrieben worden, was in jenen Tagen innerhalb desselben gegen Bismarck vorgegangen; Thatsache aber ist es, daß damals die Antipathien höchster Persönlichkeiten gegen diesen Staatsmann zum herbsten Ausdruck kamen.

Bork war es auch diesmal, der, mir beegnend und wissend, daß ich von Wien komme, mich mit sich ins Civilkabinet zog, wo ich über die Stimmung in Wien erzählen sollte. Ich bemerkte bei der Gelegenheit, wie groß die Aufregung auch hier, und verschwieg nicht, was vor einigen Tagen in Wien im Hotel Munsch bei der Tafel ein Feldmarschall-Lieutenant als ganz zweifellos ausgesprochen, daß nämlich Bismarck Napoleon die Abtretung des Gebietes zwischen Rhein und Mosel versprochen. — Bekanntlich sprach später auch Lamarmora davon, und Bismarck mußte das in der preussischen Kammer als eine Unwahrheit bezeichnen.

Thatsache ist wohl, daß der letztere, der sich beklagte, man sei in Teplitz mit Wiener Gemüthlichkeit über den Löffel barbirt worden, dasselbe mit Napoleon gethan. Ich fand später vor Paris in dem Archiv des Landhauses des Ministers Rouher einige Altensstücke, in welchen von jenen Pourparlers mit Bismarck die Rede war, und übergab dieselben dem Höchstkommandirenden

unserer Voire-Armee, dem Großherzog von Mecklenburg, der sie dem Könige einzuhändigen versprach.

Wie all dem sein mochte, während sich in unserer Bevölkerung ein Sturm gegen einen Krieg mit Oesterreich erhob, schürte Herr von Venst das Feuer; Oesterreich bot den ganzen deutschen Bund zur Execution gegen Preußen auf und bis auf Mecklenburg, Oldenburg, drei thüringische Staaten, die Hansestädte und einige kleinere Länder hatte König Wilhelm Alles gegen sich, sogar den eigenen Schwiegersohn, den Großherzog von Baden, zu dem sich der Herzog von Coburg noch in der letzten Stunde begab, um, während er selbst durch die Anhänglichkeit an Preußen seine Güter in Oesterreich aufs Spiel setzte, diesem Vorstellungen zu machen, der jedoch keinen Einfluß mehr über seine bereits für Oesterreich engagirte Kammer und sein Volk hatte. König Wilhelm war sogar darauf gefaßt gewesen, daß selbst der Herzog von Coburg, trotz all der aufrichtigen Ergebenheit dieses Fürsten, auf den er große Stücke hielt, aus Familienrücksichten ihm abtrünnig werden mochte. Wie sehr der König sich gegen diesen Krieg sträubte, das schildert übrigens auch der Herzog sehr beredt in seinen bekannten Memoiren.

Der deutsche Bund hatte inzwischen Preußen mit neun gegen sechs Stimmen für bundesbrüchig erklärt, indeß Wochen vergingen noch, bange Wochen ehe es zu wirklich offenen Feindseligkeiten kam. Da diese unvermeidlich, bezogen der Kronprinz und Prinz Friedrich Karl ihre Hauptquartiere in Schlesien, Feldmarschall Benedel, der österreichische Befehlshaber, verlegte unter pomphaften Tagesbefehlen den Mittelpunkt seiner kriegerischen Maßnahmen nach Pardubitz. Trotz alledem war dem Volke die Vorstellung eines Bruderkrieges so ungeheuerlich, daß man noch immer nicht an den Ausbruch eines solchen glauben mochte. —

Um das Terrain kennen zu lernen, ging ich, begleitet von

dem Schlachtenmaler Fritz Schulz und einem jungen Freunde, der mir als Sekretär dienen wollte, nach Waldenburg, besuchte dort unsere bereits ausgestellten Feldwachen, schweifte eine Woche lang an der Grenze umher und überzeugte mich, daß in der Richtung von Hirschberg und Reichenbach an einen Ueberfall von Seiten Oesterreichs nicht zu denken. Die ganze Grenze war noch von Truppen entblößt, doch hatte Benedek, während Preußen noch mobilisirte, die Aufstellung seiner Nord-Armee schon beendet, die Front gegen Preußen, zwischen Elbe und Weichsel mit der Operationsbasis auf der Linie von Theresienstadt bis Krakau. Man sprach von einer halben Million, während die operirende österreichische Armee doch kaum 250,000 Mann zählte. So still es nun aber an der Grenze, so kriegerisch mußte es nach den österreichischen Zeitungen, die mir in die Hände fielen, in Wien zugehen. Der Hofschauspieler Meixner, ein geborner Preuße, bot die ganze Einnahme seines Gastspiels in Pest dem Braven, der sich zuerst gegen seine Landknechte auszeichnen werde; ein Armeebefehl gewährte dem Offizier 5000, dem Feldwebel bis hinab zum Soldaten 500 Gulden, der die erste preußische Kanone erobern werde. Die beiderseitigen Gesandten waren von Wien und Berlin schon abgereist, die österreichischen Truppen in Holstein zogen sich schon über Kassel nach Oesterreich, Sachsen hatte 32,000 Mann aufgeboten, Baiern 70—80,000, Württemberg mobilisirte 30,000 — es war also bereits Krieg; aber wo war er?

Nachdem wir auf der ganzen Grenzlinie nur einige Zollwächter gesehen, dann dießseits der Grenze mit den Offizieren unserer Vorposten geplaudert, zogen wir uns nach Waldenburg zurück. Fritz Schulz hatte inzwischen auf der Reise einige interessante Grenzpunkte in sein Skizzenbuch eingetragen. Als wir nach Waldenburg zurückkehrten, zunächst eine Bierhalle betraten, dann in der Wehnerschen Weinstube ein Frühstück suchten, sahen wir an einem Eckisch einen preußischen General

mit seinen Offizieren, die wir flüchtig begrüßten. Raam sitzend, wurden wir durch einen Polizeibeamten zur Vorzeigung unsrer Legitimationen aufgefordert. Schulz verweigerte dies, ich gab meine Paßkarte; der Polizist aber erklärte, die genüge nicht, da wir uns im Kriege befänden. Wir machten ihm lachend klar, daß er der Weltgeschichte voraus eile; da aber trat ein Major von drüben zu uns, um zu bestätigen, daß der Mann in vollem Rechte. Mir ward jetzt klar, daß dies eine begreifliche militärische Vorichtsmaßregel an der Grenze, und als der General sich selbst in die Sache mischte, stellte ich mich und meine Begleiter vor.

General von Barnekow guckte mich groß an, lud uns dann ein, an seinem Frühstück theilzunehmen, und jetzt erhielt die Sache ihre komische Bedeutung. Major v. Skopnik erklärte uns lachend, wir seien, während wir in der Bierhalle geessen, von unsrem Kutscher als verkappte österreichische Offiziere denunciirt, die sogar schon die Grenze gezeichnet hätten; man habe uns in der Stadt bereits zwei Wachposten nachgeschickt, die jetzt draußen vor der Thür ständen. — Da der Krieg indeß noch keine Eile hatte, beschloßen wir den Tag durch einen Ritt mit den Offizieren nach dem schönen Hahn'schen Garten in Hermsdorf.

Am nächsten Tage, dem 17. Juni brachte der Staatsanzeiger die offizielle Nachricht: Preußen sei durch Beschluß des Bundes mit Krieg bedroht und müsse sein Land gegen die Nachbarstaaten schützen. Es habe am 15. Sachsen, Hannover und Kurhessen ein Bündniß auf Grund unbewaffneter Neutralität angeboten gegen Gewährleistung ihres Besitzstandes und ihrer Souveränität, sie hätten dies abgelehnt und Preußens geographischer Lage wegen, die keinerlei offene oder verdeckte Feindschaft bei anderweitigem Kriege ertragen könne, hätten die königlichen Truppen gestern in allen drei Richtungen die Grenzen überschritten.

Mein Freund kehrte eiligst nach Berlin zurück, um Pferde und Equipirung zu holen; ich meinerseits eilte nach Görlitz,

zum Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl. Großer Jubel herrschte hier in den Truppen über den Einmarsch der Elb-Armee in Sachsen unter Herwarth von Bittenfeld. Der Prinz sandte mich an diesen und am Abend noch verließ ich die Stadt wieder. —

Bivouaks überall, Lagerfeuer auf allen Höhen. In Löbau wollte man von bereits stattgefundenen Gefechten wissen. Neben der Proklamation des Königs von Sachsen klebte bereits die Herwarths. Auch Bautzen fand ich 3 Uhr Morgens schon von preussischen Truppen besetzt, ebenso Bischofszwerda. Am Abend traf ich in Dresden ein, wo die Neustadt schon gestern durch die der Schölerischen Avantgarde folgende 16. Division besetzt und die Elb-Armee bemüht war, ihre Verbindungen vom linken Ufer im Westen nach dem rechten der Eisenbahn-Linie Herzberg-Dresden zu verlegen. Da, in der Nacht vom 20., kam der unerwartete Befehl an dieselbe, links nach Stolpen zu marschieren.

Es würde mir selber schmerzlich sein, alte vernarbte Wunden wieder aufzureißen, ich vermeide deshalb hier alle Details, so charakteristisch sie auch sein mögen. Ich hatte liebe, befreundete Familien in Dresden, aber wie hätte ich sie aufsuchen sollen und mit welchem Gesicht? Wir waren in einem Bruderkriege; keine Täuschung half über diese Thatfache hinweg. So beschränkte ich mich denn, zumal gar keine Zeit, auf einen Besuch beim General v. Egel, dem Kommandirenden der 16. Division, und beim General von Below, dem Chef der Kavallerie-Brigade und Kommandanten von Dresden, die Beide auch bereits marschfertig.

Eine originelle Scene gab es, als ich mit dem Quartierbillet in die „Stadt Wien“, mein gewohntes Hotel an der Elbbrücke, trat. Der Wirth, ein ältlicher Herr, als Original bekannt, empfing mich mit diabolisch freundlicher Miene. „Sie werden sehen,“ rief er, „wie ich Sie als Feind besiege; ich kenne ja Ihre Schwäche!“ und das that er durch ein wirklich lustvolles

kleines Frühstück, bei welchem er selbst sich einen patriotischen Haarbentel antrank und mir erzählte, daß die preußische Division mit der Melodie „Ach, wenn du wärst mein eigen“ in Dresden eingezogen sei. Auch der Kommandeur derselben, General von Ebel, bestätigte mir später auf dem Marsch diesen Einfall des vor einigen Jahren verstorbenen Parlow, des Kapellmeisters des 34. Regiments, als einen originellen, der aber in Dresden als verletzende Annektionsmusik übel aufgenommen worden.

Inzwischen zog die ganze Elb-Armee an uns vorüber. Alle Läden der Stadt waren geschlossen, die Elbe todt, kein Schiff zu sehen, denn der Fluß war hinter den nach Oesterreich geflüchteten Dampfern unterhalb des Königsteins durch versenkte Rähne unfahrbar gemacht.

Die so unerwartete Uenderung der Marsch-Ordre hatte in der Stadt zu dem Gerücht Anlaß gegeben, die Elb-Armee sei vollständig umzingelt und suche sich vor den Baiern und Sachsen durch schleunigen Rückzug zu retten; bei Bauzen hätten die Oesterreicher siegreich eine Schlacht geschlagen; ebenso hieß es, Prinz Friedrich Karl sei gefallen, die Elbbrücke werde plötzlich in die Luft fliegen und was dergleichen mehr.

Unabsehbar waren die Kolonnen, die sich in einer einzigen Staubwolke in der Mittagssonne am Waldschlößchen vorüber dahin wälzten, und diese neigte sich bereits, als sich vor uns auf einem Felsen das so romantisch gelegene Schloß von Stolpen erhob, in welchem einst die Gräfin Cosel gefangen saß. Hier tonzentrirte sich vor dem Marsch über die nahe böhmische Grenze das militärische Leben; die engen steilen Gassen waren kaum passirbar, ringsum leuchteten schon die Bivuatfeuer. Auch General Herwarth war mit seinem Stabe bereits eingetroffen; vom Prinzen an ihn gesandt, empfing er mich freundlich.

„Es wird nicht mehr gefackelt!“ rief er. „Die Kriegserklärung ist geschehen, wir schlagen los! Auch die erste und zweite Armee marschiren gleichzeitig mit uns in Böhmen ein;

bei Reichenberg wird es wahrscheinlich schon zur Schlacht kommen! Wollen Sie in meinem Stabe bleiben oder zur Avantgarde?"

Ich zog das Letztere vor, nicht überlegend, daß ich ohne feldmäßige Ausrüstung, vorläufig noch ohne Pferd und Diener sei, und spät am Abend befand ich mich demnach bei den Vorposten inmitten des über Felder und Tristen sich weithin um den Flecken Neustadt, eine kleine Stunde von der österreichischen Grenze, ausbreitenden Lagers. Ringsum, auf den Höhen, in den Thälern leuchteten die Feuer zu dem dunklen nebligen Nachthimmel hinauf, als ich bei Speck und Kartoffeln mit den Offizieren des ersten Bataillons der Dreiunddreißiger um einen riesigen brennenden Holzstoß saß, und Mitternacht war's geworden, als der Major von dem Obersten die Ordre brachte: „Morgen ein Viertel nach fünf steht das Bataillon marschfertig! Wir rücken in Oesterreich ein!"

Eine schlaflose Nacht verging mir im Zelt, denn die Füßliere dachten, um ihre Feuer sitzend, nicht an Schlummer. Um 3 Uhr wurden die Zelte abgebrochen, Hauptmann von G. war so liebenswürdig, mir eines seiner Pferde zur Verfügung zu stellen. Das Bataillon setzte sich in Marsch; beim Rendezvous hielt der Oberst eine Rede, des Inhalts, die Kriegserklärung sei geschehen, man rücke über die Grenze. Ein Hurrah antwortete ihm und kampflustig bewegte sich die Kolonne die waldigen Höhen hinan, während die andern Kolonnen in der Richtung auf Hainsbach marschirten.

Die Sonne brannte heiß nach so kalter Nacht; leichtsinnig warfen die Leute, um sich zu entlasten, ihre Brote in die Gräben. Nach zwei Stunden eine kurze Rast. Vor uns auf der Höhe standen die Grenzpfähle. Da hieß es: „Bataillon marsch!" und mit donnerndem Hurrah ward die Grenze überschritten.

Es galt jenen bekannten konzentrischen Marsch der drei Armeen durch die böhmischen Engpässe. Das Ziel war der Gabelpaß. Die erste Armee drang im Centrum auf Reichenberg vor.

der Kronprinz mit der zweiten marschirte von Reife aus. Alle drei mußten in diesen gefährlichen Pässen stets des Ueberfalls gewärtig sein; aber Benedek, der schon Sachen preisgegeben, lud sich, uns unbegreiflich, den Krieg ins eigene Land und veräußerte es, die besten und erprobtesten Regimenter, die er in seiner Nord-Armee vereinigt, dem Feinde in die böhmischen Wälder entgegen zu werfen.

Der Tag verging ohne jedes Ereigniß; man bivoualirte bei Wölmzdorf inmitten einer freundlichen deutsch-böhmischen Bevölkerung. Am nächsten Morgen ging's unter strömendem Regen weiter bis Rixdorf. General Herwarth sandte einen Parlamentär mit einem Trompeter an den der Grenze zunächst Kommandirenden, diesem zu melden, daß er da sei; eine österreichische Husaren-Bedette kam dem aus Leibeskraften blasenden Trompeter entgegen, man verband Beiden die Augen und führte sie zwei Meilen landeinwärts in eine Stadt, in welcher der Rittmeister v. S. später am Klange des Hufschlags auf dem Pflaster Zwickau erkennen wollte.

Auf dem Vormarsch sahen wir die schönsten Partien der böhmischen Schweiz, aber noch immer keinen Feind. Auf der Höhe von Langengrund hielten die Generale von Egel und Below von der 16. Division, die vor ihnen vorüber defilirte. Sie luden mich ein, mich ihrem Stabe anzuschließen; ich nahm dies an, wünschte aber noch für die Nacht bei den Vorposten zu bleiben. Am nächsten Morgen sandte mir General v. Below einen der 8. Kürassiere mit einem Schimmel und so zog ich mit dem Stab durch Georgenthal, das erste Städtchen. Die Bevölkerung stand bange vor den Häusern, uns zu empfangen. Weiß gekleidete Jungfrauen sandte sie uns nicht, aber die Kinder fanden Gefallen an den bunten Soldaten. Erst vor Röhrsdorf bekamen wir die ersten feindlichen Soldaten zu Gesicht; aber sie waren wieder verschwunden, als wir einen Wald passirt. — Was hatte Benedek nur mit uns im Sinn? Oberst

von Stiehle, der als Flügel-Adjutant des Königs bei der Elb-Armee, sagte mir, als wir durch die Waldung ritten, es sei gemeldet, alle Forstbeamten hätten Befehl, hinter uns durch Fällung der Wälder die Pässe zu verlegen, nachdem man uns in die noch vor uns liegenden gefährlichen Defilées gelockt.

In Köhrsdorf wurde Quartier gemacht. Unter uns die Stadt Zwickau sollte vom Feinde besetzt sein; aber er war in der Nacht abgezogen, während wir am 25. den Marsch fortsetzten. Vor uns lag jetzt der Gabel-Paß; erreichten wir diesen, in den böhmischen Kessel hinab steigend, so war die Fühlung mit der Armee des Prinzen hergestellt, die ihrerseits die mit der Armee des Kronprinzen anstrebte. Ringsum auf den Höhen endlich österreichische Patrouillen. Große Spannung! Hatten wir die Nord-Armee vor uns? Herwarth mit seinem Stab von einigen hundert Offizieren setzte sich an die Spitze; voran ein Zug Mänen, avancirte man vorsichtig zwischen den hohen Gebirgskegeln. Ordonnanzen flogen hin und her; es mußten beunruhigende Meldungen gekommen sein. Man sah und hörte nichts in dem zuweilen undurchdringlichen Waldesdickicht — und doch, man glaubte zu hören bald Rottenfeuer, bald Kanonendonner! Die Avantgarde mochte schon im Gefecht sein; daß der Feind nahe, wahrscheinlich uns in der Ebene erwartete, war aus den Patrouillen zu schließen, die sich vor unseren Eclaireurs zurückgezogen.

Plaudernd ritt ich während dieser anscheinend kritischen Situation an der Seite des Fürsten Putbus, eines liebenswürdigen Herrn, der sich als Delegirter des Johanniter-Ordens im Stabe befand und in der Familie des Königs eine gern gesehene Persönlichkeit, eine einflußreiche sogar, denn beiläufig gesagt, war er es, der nach dem Kriege, als Bismarck in Folge ernstlicher Mißhelligkeiten am Hofe seine Entlassung verlangt, eigens von Rügen nach Berlin kam und zur Schlichtung derselben beitrug. Ich sehe noch die zufriedene Miene, mit der er, im Par-

terre-Fenster des Hotel Royal liegend, mir von der Beseitigung der Krise sprach, ehe noch die Zeitungen davon unterrichtet waren.

Endlich lag der Paß hinter uns, die erste Aufgabe war gelöst. Was wir für Kanonendonner gehalten, war eben nichts gewesen als ein Donnerwetter, das uns mit einem Gußregen überschüttete, als wir Gabel erreichten.

Auch die erste Armee war gleichzeitig ohne Hinderniß oder Kampf in Reichenbach eingerückt; der Anschluß mit derselben war also gelungen. Die Elb-Armee mußte jetzt ihre Verbindungslinie mit dem Vaterlande noch weiter östlich rücken. Wo aber, so fragte Jeder wiederum, wo war Benedek? Er hatte das oberste ökonomische Kriegsprinzip verachtet, den Krieg im Lande des Feindes auf Kosten desselben zu führen, hatte es verschmäht, ihm diese gewaltigen Pässe zu verlegen, ihn nicht einmal hier bei den Hörnern zu packen und in die Wälder zurück zu schleudern versucht! Unwillkürlich gedachte ich jener unglücklichen Campagne in Italien, in welcher die Unfähigkeit eines Feldherrn eine so stolze schöne Armee auf die Schlachtbank geführt. Ich sah Benedek noch vor mir, wie ich ihn am Morgen nach Magenta gesehen. Damals war der Ehrgeiz des stolzen Ungarn tief gekränkt, heute mußte mein alter Freund und Meister Kuranda das geflügelte Wort von der „affenartigen Geschwindigkeit“ der Preußen erfinden, um sein Zaudern zu rechtfertigen! —

Auf dem Vormarsch gegen Niemes stießen unsre Husaren jenseits der Stadt endlich am Walde auf den Feind. General v. Schöler, der Kommandeur der Avantgarde, der damals viel erwähnten Lehm-*app*-Brigade*), ließ die Jäger vorgehen; es

*) Die Infanterie war zu Anfang des Krieges geneigt, eine Besiedigung darin zu finden, wenn ihr die Bonner Husaren ein „Lehm *app*!“ auf dem Marsche zuriefen; das war aber nicht böse gemeint: die Husaren hatten den Ruf in ihrer Garnison immer von den Arbeitern in den Lehmgruben hören müssen, wenn sie zum Exercierplatz ritten, und nahmen denselben als eine Art Feldgeschrei mit in den Krieg.

kam zum ersten Gefecht auf der sich durch den Wald nach Münchengrätz ziehenden Chaussee bei Hühnerwasser mit der Brigade Leiningen. Das Corps Clam-Gallas stand uns also vermuthlich nördlich der Iser-Linie gegenüber, und so war es. Am Abend ein neues Gefecht, denn Graf Condrecourt machte eine Reconnoissance gegen uns. Der Feind wich zurück und hinterließ den Wald voll von Todten und Verwundeten.

Es war das die Feuertaufe gewesen. Ebenso lebhaft war's auch auf unsrer linken Seite, d. h. im Centrum hergegangen, die Vorposten der I. Armee bestanden bei Liebenau, Turnau und Podol einen Artilleriekampf und schlugen den Feind auf Münchengrätz zurück; die S. Division Horn hatte Turnau genommen, die Iser-Linie war also bereits durchbrochen, da die Brücke bei Podol in unseren Händen; es galt jetzt die Offensive gegen Clam-Gallas und das sächsische Corps, und unterstützt von der Elb-Armee ging dann die I. Armee gegen Münchengrätz vor.

Unbegreiflich war's mir, daß Benedek, der sich das Recht ausbedungen, seinen Stab ohne höhere Einmischung selbst zu ernennen, gerade diesem alten Kameraden, der gern zweimal zu frühstücken pflegte, die Vertheidigung der Iser-Linie übergeben, daß er ferner den Baron Henikstein, von dem man wußte, daß er seine Karriere der Protektion und seinem Vermögen dankte, zu seinem Generalstabz-Chef ernannt! Der Anekdoten namentlich von dem ersteren erzählte man in Wien in Menge, namentlich auch von seiner Zerstretheit. So sollte er einmal, beim Grafen Kostítz zu Gast, an dessen Tafel ausgerufen haben: „Ich weiß nicht, was mein Koch angestellt hat; das ist ja heute ein S. . Fraß!“ Ein andermal sollte er zu seinem Schwiegervater gesagt haben: „Schau, du hast doch eigentlich viel Glück mit deinen Töchtern! Die eine hat den Mensdorff, die andere den Hagfeld, und die dritte, die Clotilde, wen hat doch die geheirathet?“ Er hatte vergessen, daß diese

seine eigene Frau. So erzählten denn auch die Gefangenen von Münchengräß, der General habe am Morgen dieses Gefechtes mit seinen Offizieren den Sieg von Gitschin gefeiert. —

Prinz Friedrich Karl war inzwischen, da die Iser-Linie schon durchbrochen, auch seinerseits auf Münchengräß marschirt, auf dessen Plateau der Feind eine vorzügliche Position eingenommen. Wir fanden die Brücke in Flammen und erst um Mittag konnte vermittelst einer neuen Brücke der Fluß überschritten werden, und da auch schwiegen erst die sächsischen Batterien, die uns arg gepfeffert hatten. Die Avantgarde der Elb-Armee stürmte das Schloß, in welchem wir die Brunnen mit Mist verschüttet fanden; nur Schritt für Schritt war es möglich gewesen, den steilen Felsenweg zu erobern, auf welchem überdies noch eine in Flammen stehende Spiritus-Brennerei uns den Athem erstickte; um jedes Haus ward gekämpft.

Es war ein heißer Vormittag gewesen; kein Tropfen Wasser seit fünf Uhr Morgens; die Pferde sogten gierig die schmutzigen Tümpel auf den Wiesen; ein Jubel war's daher, als wir, Quartier suchend, in dem auf hohem Plateau gelegenen Schloß Waldstein einen riesigen Felsenkeller entdeckten, in welchem die bekannte Brauerei dieses Schloßes ihre gefüllten Fässer barg. Eine halbe Compagnie ward beordert, um den kolossalen Flaschenzug in Bewegung zu setzen, und zahllos waren die Gebinde, die den Felsenweg hinab in die Bivuals geschafft wurden. Schlimm sah's natürlich mit der Verpflegung aus; die beiden Generale, mit denen ich in den oberen Zimmern des Schloßes lag, in dessen Dachstoß sich noch Versprengte versteckt, mußten mit einer elenden Bouillon zufrieden sein und drüben die Herren vom General-Commando im Kloster-schloß schwelgten an dem Abend in Champagner — und Kartoffeln. Einen originellen Anblick bot uns die Kapelle des Schloßes, in welcher sich die Gefangenen befanden; die Kerle saßen alle wie Andächtige in den Kirchenstühlen, meist Italiener mit braunen Gesichtern, die

schon von dem Bündniß Preußens mit ihrem Heimathlande gehört und uns als Bundesgenossen betrachteten. Leider erinnerte ich mich erst am andern Morgen im Sattel, daß diese Kapelle die Leiche Wallensteins bergen sollte.

Auch die II. Armee des Kronprinzen hatte inzwischen am 27. bei Nachod einen Sieg erfochten, für welchen der Prinz dem die Avantgarde des 5. Corps kommandirenden General v. Steinmetz die Ehre des Tages beimaß. Das österreichische Corps Ramming hatte die vordringenden Preußen in den Engpaß von Nachod zurückzuwerfen versucht und war mit großem Verlust zurückgeschlagen worden. Ein anderes Telegramm meldete gleich darauf von Liebau, daß das Garde-Corps das österreichische Corps Gablenz, das am 27. einem preußischen Lager gegenüber gestanden, am 28. angegriffen und nach hartnäckigem Gefecht zwischen Eipel und Trautenau total geschlagen. Die Avantgarde hatte nämlich am 27. vor Trautenau Halt gemacht, sie sandte ihre Quartiermacher in die Stadt, diese fanden in derselben nichts Verdächtiges und ordneten also ihre Angelegenheit mit dem Bürgermeister Dr. Roth, der ihnen auf ihre Frage, ob feindliche Truppen in der Stadt oder um dieselbe, antwortete, man habe nicht das Geringste zu befürchten. Zwei Schwadronen unsrer Dragoner trabten also durch die Stadt; kaum aber hatte hinter ihnen die Infanterie dieselbe betreten, als aus den Fenstern Schüsse auf sie fielen.

So viel mir bekannt, ist es bis heute nicht klar gestellt, ob Einzelne der Einwohnerschaft sich hatten hinreißen lassen, am Kampfe theilzunehmen; unter unsren Leuten herrschte eine furchtbare Wuth, als sie so empfangen wurden. Man muß den Soldaten im Gefecht sehen; erhitzt, nervös, ist er keiner Erwägung oder Unterscheidung fähig; die fanatische That Einzelner büßt dann also die ganze Bevölkerung. Wie dies später in Ghateaudun und in Balan vor Sedan geschah, so war's auch hier: die Soldaten stürmten die Häuser und ich sehe

nich, hier zu registriren, was Blutiges, Unmenschliches auch an Unschuldigen geschehen. Die österreichischen Truppen, die sich aus der Stadt herausgezogen, flankirten inzwischen den Ort auf den diese einschließenden Felsenterrassen durch heftiges Gewehrfeuer. Die preußische Infanterie hatte indessen die in einem Kessel liegende Stadt umgangen und stieß auf den in Stärke von 35,000 Mann auf dem Kapellenberge in gedeckter Stellung stehenden Feind. Todesmuthig stürmten die Ost- und Westpreußen durch Bäche, Gräben und hohe Kornfelder den Berg hinan und auch hier ward der Kampf ein furchtbarer, bis der Feind zurückgedrängt war. Da, am Nachmittage erschien Gablenz mit bedeutender Verstärkung. Der Kampf begann aufs Neue und heftiger als am Morgen. Die Oesterreicher, neu gestärkt, vertheidigten ihre Stellung mit Löwenmuth und hier bewiesen sie, wessen sie fähig, wenn gut gestellt und gut geführt. Die Preußen, ohne Succurs, ermatteten; ihre Artillerie vermochte auf diesem Terrain nichts anzurichten, während das Feuer der Oesterreicher sie decimirte. Sie zogen sich auf die Stadt zurück; der Feind trieb sie durch sein Feuer auch aus dieser und die Preußen wurden von ihnen bis Goldenöse zurückgedrängt.

Der ganze preußische Operationsplan wäre durch diese Lähmung des einen Flügels nun gestört gewesen. Der Kronprinz gab also dem eben eintreffenden Garde=Corps Ordre, durch einen Nachmarsch auf schwierigen Gebirgspfaden, die nur den Transport zweier Geschütze erlaubten, den bei Trautenau lagernden Oesterreichern in die Flanke zu fallen. Dasselbe griff am Morgen des 28. den Feind in allen seinen Positionen an; der Kampf auf den Höhen, in Schluchten, Wäldern und Engpässen war wiederum ein erbitterter; Leichenhügel deckten die Stätten. Die 1. Garde=Division erstürmte indeß trotz dem wüthenden Feuer der Oesterreicher die Höhen von Burkersdorf. Eine andere Garde=Abtheilung trieb den Feind bei Altrognitz zurück, so daß er hier abgeschnitten wurde; die 2. Garde=Divi-

sion ging auf Trautenau, erstürmte die Stadt, und die Oesterreicher zogen sich mit Zurücklassung von 4000 Gefangenen südlich auf dem rechten Elbufer zurück. Es war ein Kampf gewesen, wie die Kriegsgeschichte wenig gleich verzweifelte zu verzeichnen hat. Die Preußen kämpften mit im Ganzen 12 Geschützen gegen 64 österreichische, da in den langen Defilées keine Artillerie heranzubringen gewesen. Gablenz hätte sich diesen verhängnißvollen Kampf ersparen können, wenn er, anstatt zu bivouaciren, seine Stellung geändert, wenn er auf eigene Hand operirt hätte; es hieß, es sei der Befehl Benedek's, sich nach Köninghof zu ziehen, nicht in seine Hände gekommen. Die Stadt Trautenau war ein Trümmerhaufen. Der Bürgermeister Roth und vierzehn Andre, die als Anstifter des Straßenkampfes gefangen abgeführt wurden, erwießen nach Beendigung des Krieges ihre Unschuld.

Schlag auf Schlag fiel jetzt mit fast betäubender Schnelligkeit. Steinmetz, dem nur die 22. Brigade mit einigen Geschützen auszuhelpen im Stande, hatte mit dem 5. Armeekorps ebenfalls am 28., von Nachod vorgehend, das 6. und 8. Armeekorps der Oesterreicher unter Erzherzog Leopold aus den Dörfern Klens und Dubno vertrieben und die Höhen von Skaliß und Sliß genommen, dann den Feind beim Sturm auf Skaliß nach verzweifelter Gegenwehr um 4 Uhr nach Josephstadt zurückgeworfen.

Auch die Armee des Prinzen Friedrich Karl hatte am 29. einen harten Strauß bei Gitschin, wo das I. österreichische Korps unter Clam-Gallas und die sächsische Division Stieglitz in vortheilhafter Höhen-Stellung sie an dem wichtigen Straßenknoten durch ein mörderisches Feuer aus 40 Geschützen empfing, als die Spitze ihrer Kolonne sich zeigte. Die 5. Division (Tümpeling), später unterstützt von einem Theil der 3. (Werder), rückte gegen 4 Uhr Nachmittags vor und erstürmte die Position, die am Abend mit großen Verlusten genommen war. General von

Tümppling hatte einen Schuß erhalten, als er persönlich den letzten Sturmangriff gegen das Etagenfeuer des Dorfes Broda geleitet. Die Bataillone des 12. Regiments hatten sich mit Löwenmuth geschlagen, um zugleich, wie sie sagten, den Geburtstag ihres Chefs, des Prinzen zu feiern; eines derselben, das mit einem sechs-fach überlegenen Gegner in gedeckter Stellung gekämpft, war fast ganz aufgerieben.

Beiderseits waren die Verluste enorm; mit diesem Siege der Preußen war aber auch die Wiedervereinigung der ersten und der zweiten Armee geschehen. Die österreichischen Truppen des Clam-Gallas waren kaum noch zu einem Widerstand fähig. Auch die österreichische Kavallerie hatte in diesem Kampf ihren altbewährten Ruhm durch sechs-maligen wüthenden Angriff zu behaupten gesucht, war aber von der preußischen Infanterie in Linie zurückgewiesen worden, denn Carré zu formiren hielt man in diesem Kriege für überflüssig. Der Staatsanzeiger brachte denn auch aus Gitschin ein Räsonnement etwa des Inhalts: Die (von Laien geäußerte) Besorgniß, daß die länger dienende österreichische Armee der unsrigen überlegen sein werde, habe sich nicht bestätigt; die berühmten österreichischen Husaren-Regimenter Radezki, Liechtenstein, Nicolaus, Palffy, König von Preußen, ebenso die österreichischen Kürassiere und Ulanen hätten gegen die preußischen Regimenter bei jeder Gelegenheit den Kürzeren gezogen; auch der große Ruf Edelsheim's habe sich keineswegs bewährt. — Wie dem sein mochte, die österreichischen Kavallerie-Chargen bei Gitschin waren glänzende zu nennen, wenn auch unglücklich.

Inzwischen bestätigte Benedek selbst, was österreichische Gefangene ausgesagt, daß die österreichischen Armee-Korps furchtbar geschwächt, daß ganze Regimenter nicht mehr existirten, daß die Italiener jede Gelegenheit benützt, um den Kampf zu versagen, die Ungarn von Anfang wenig Lust zu demselben gezeigt, daß die Disciplin durch alle diese Mißerfolge gelockert;

nur das Korps des Erzherzog Ernst sollte wenig gelitten haben, weßhalb es denn zur Deckung des Rückzugs der kaiserlichen Armee bestimmt war. Und zu diesem Rückzug sah sich Benedek gezwungen. Eine offizielle Depesche vom 1. Juli meldete: „Ununterbrochene große, furchtbare Kämpfe auf den zwei Linien Jungbunzlau, Münchengrätz, Turnau, Gitschin, Nachod, Skalitz und Königinhof. Gablenz am 28. von Trautenau zurück, da die preußische Garde ihn ab schneiden will. Am 29. besonders blutiges Gefecht des 6. und 10. Korps bei Schwalkowitz zwischen Skalitz und Königinhof. Verbindung der zwei preußischen Heere nicht mehr zu hindern. Benedek telegraphirt aus Dubenitz südlich Königinhof 30. Abends 6 Uhr: Das Zurückdrängen des ersten und sächsischen Armeekorps nöthigt mich, den Rückzug in der Richtung von Königgrätz anzutreten.“

So war denn der erste blutige Abschnitt dieses Krieges beendet und die Oesterreicher suchten Schutz und neue Stellungen hinter den Wällen ihrer Festungen Josephstadt und Königgrätz.

Das österreichische Volk, das bereits einen Verlust von bald 50,000 Söhnen betrauerte, es bedurfte allerdings moralischer Aufrichtung angesichts all dieses Mißgeschicks, nicht aber der neuen Fanfaronaden, mit welchen wiederum Kuranda in seiner „Ostdeutschen Post“ noch am 27. die Backen voll nahm, indem er schrieb: „Benedek liegt stolz und ruhig wie ein Löwe im Hauptquartier zu Josephstadt, von der ganzen Kraft der konzentrirten Armee umgeben. Die beiden Schlachten, die heute stattgefunden, sind doch nur das Präludium einer viel größeren Schlacht, die wahrscheinlich morgen auf böhmischem, übermorgen auf schlesischem oder sächsischem Boden sich fortsetzen wird. Der Stein ist ins Rollen gerathen und wird hoffentlich unsere Feinde zerschmettern.“

Es erschien unglaublich, daß eine Zeitung im Stande, das Volk so über die wahre Lage zu täuschen, mir aber war's erklärlich: man wußte in Wien vielleicht nur in der Detail-

Kanzlei in vollem Umfange, was, während der Feind unter den erschöpfendsten Märschen auf gefährlichen und schwierigen Gebirgspfaden, durch die schlimmsten Defilées, über alle Hindernisse hinweg in Böhmen eingedrungen, während der ersten vier Tage geschehen: bei Liebenau, Turnau, Podol, Hühnerwasser, Münchengrätz, Skalitz, Trautenau, Pilsnikau, Neudorf und Burkersdorf, Königinhof, Jaromirz und Gitschin! — Es waren das ein wenig zu viel der Niederlagen, und nicht gegen erfahrene Berufsoldaten, — gegen ein Volk in Waffen, eine Armee, die Alles in sich faßte vom Mutterjöhnchen, vom Jüngling bis zur äußersten Grenze der Manneskraft! Oesterreich hatte mit seiner Heeresverfassung schon die Erfahrung des Krieges aus der ungarischen und italienischen Campagne, für uns hingegen war dies seit fünfzig Jahren der erste große Waffengang und was andere Militärstaaten als unpraktisch verworfen, das bewährte sich, und nicht nur taktisch; denn was in der Feld-Armee der Jugend an Erfahrung abging, das lernte sie von ihrem Kameraden, dem vom Leben geprüften und gestählten Mann; wo der Landbewohner an materieller Kraft überlegen, da zeichnete den Städter die Intelligenz, die Findigkeit aus. Eins ergänzte das Andre und das Ganze bildete die Kraft der Armee, des Volkes.

Hiezu kam noch ein Andre, Oesterreich war gewohnt, in den Waffen hinter den übrigen Militärstaaten zurückzubleiben: im Jahre 1859 ermangelte es der gezogenen Geschütze und in diesem Kriege mußte es das Uebergewicht der Zündnadel empfinden, die es in Schleswig-Holstein „arbeiten“ gesehen, aber als unpraktisch verworfen, um Jahre lang erfolglos mit der Schießbaumwolle und anderen Erfindungen zu experimentiren, die es schließlich auch verworfen. Jetzt allerdings bestellte es noch während des Krieges das Hinterladungsgewehr, aber es war zu spät.

Heute sind wir Bundesgenossen und meine Aufzeichnungen,

die jetzt längst der Geschichte angehören, können um so weniger partiisch erscheinen. Ich sah schon während dieses blutigen Vorspiels zu dem großen Drama, daß noch vor uns, so manchen Bekannten, der mir lieb geworden aus meinem häufigen Aufenthalt in Oesterreich, verblutet auf der Wahlstatt, leidend in den Lazarethen oder in den Kirchen als Gefangener; ihr Anblick that mir weh, denn sie waren Deutsche wie wir, wenn auch die Grenzpfähle zwischen uns standen, die nothwendig auch unsre patriotischen Anschauungen färbten.

XXVI.

Der König und der Bürgermeister von Gitschin. — Die konzentrischen Märsche vor der Schlacht. — Der Kampf mit den Elementen und der Noth. — Das Schloß des Grafen Schlick. — Heute giebt's die Schlacht. — Der graue Morgen und der erste Kanonenschuß. — Der blutige Tag von Königgrätz. — „Hier sterben wir!“ — Der Kronprinz erscheint auf der Höhe von Lipa. — Kolben und Bajonett. — General Herwarth entscheidet die Schlacht. — Die Flucht in die Festung und der Rückzug auf Pardubitz. — Der Kommandant von Königgrätz. — Eine stille Nacht auf dem Todtenfeld.

Am 2. Juli hatte bereits der König Wilhelm den Oberbefehl übernommen, sein Hauptquartier nach Gitschin verlegt und schon in der Nacht zum 3. ward hier in einem Kriegsrath der Plan zur sofortigen Operation gegen Königgrätz entworfen. In dem kleinen Orte ging's am frühen Morgen des 3. so still zu, daß es mir war, als sei ein Festtag angebrochen, als ich über den Marktplatz schritt. Niemand ahnte ja, was in der Nacht beschlossen worden, bis die Adjutanten sich auf dem Platze sammelten, die Stabswache aufritt und der König, in seinen grauen Mantel gehüllt, auf offener Straße den Bürgermeister empfing, der an der Spitze des Gemeindevorstandes um Abstellung der die Mittel einer ohnehin schwer heimgejudten Einwohnererschaft überschreitenden Requisitionen bat.

Dieser Bürgermeister hatte schon am Abend vorher Gehör gesucht, war in das Vorzimmer des Königs getreten und hatte, auf die Thür vor ihm deutend, einen Ordonnaus-Offizier sehr barsch gefragt: „Ist der König da drinnen?“ Prinz * antwortete: „Herr, wissen Sie nicht, daß man im Vorzimmer des

Königs den Hut abnimmt?“ und versetzte ihm eine Ohrfeige. So wurde wenigstens erzählt. An diesem Morgen nun erhielt er auch vom Könige, der die feindselige Haltung der Stadt bereits kannte, die kurze, abweisende Antwort: „Ich bin nicht Schuld an all dem und kann Ihnen nicht helfen! Die Requisitionen müssen getragen werden!“ Danach bestieg der König sein Pferd und, die Ulanen voran, die Stabsbedeckung hinterdrein, ging's zur Stadt hinaus.

Prinz Friedrich Karl hatte bereits am Tage vorher, von Gitschin kommend, vor Ramenitz Halt gemacht, während der Kronprinz auf das etwa vier Stunden östlicher liegende Miletin marschirt, so daß unsere ganze Aufstellung von Smidar bis da einen scharfen Bogen machte. Schon am Nachmittage befahl der Prinz eine Reconnoßcirung durch Dragoner gegen das vor ihm in der Richtung nach Königgrätz liegende Horstschitz und darüber hinaus nach Sadowa. Diese stießen dicht an der Bistritz auf feindliche Kavallerie; eine andere Reconnoßcirung nach rechts stieß ebenfalls auf feindliche Patrouillen. Alles verrieth die Absicht Benedeks, am andern Tage die Offensive gegen unser Centrum zu ergreifen, und dieser durch die drei Armeen zu begegnen, war also in der Nacht beschlossen worden. Der Kronprinz ward in Folge dessen durch einen Adjutanten des Prinzen ersucht, am Morgen ebenfalls von Miletin aufzubrechen, und dieser brachte, mit Mühe den feindlichen Patrouillen entgangen, die Antwort, der Kronprinz werde sich um 4 Uhr morgens in Bewegung setzen. Denselben Befehl hatte also auch Herwarth für die Elb-Armee erhalten.

Alle diese gewaltigen Aktionen der letzten Tage waren so schnell, ja zum Theil gleichzeitig geschehen, daß wir selbst sie kaum zu fassen vermochten; und dazu hatten während dieser schweren Stunden, möcht' ich sagen, die seit dem 29. verfloßen, die schon übermäßig angestregten Truppen noch mit anderen Feinden, mit der Noth und den Elementen zu kämpfen.

Die Gewittershauer entluden ihre Wolkenmassen über sie und durchweichten die Straßen, die Acker und Kornfelder dermaßen, daß die Infanterie ganze Schollen des nassen Lehmbodens an den Füßen mit sich schleppte und die Pferde bis an die Fesseln versanken. Waren die Leute bis auf die Haut durchnäßt, so kam die Sonne wieder, oder es blies ein kalter Wind, um ihnen die Kleidung lederhart auf dem Leibe zu trocknen. Die Kolonnen kreuzten sich im ununterbrochenen Vormarsch, so daß die eine, der anderen Raum gebend, unpässbare Feldwege einschlagen mußte; aber es gab keine Rast, und dabei war man in einer total „ausgefressenen“ Gegend! In Gitschinowetz (Dorf Gitschin) war unser letztes gastliches Obdach das Schloß des Grafen Schlick gewesen; ich hatte mein Lager unter dem Porträt des seligen alten Haudegens, des einäugigen Reitergeneralz, gehabt, den ich vor der Schlacht von Solferino zuletzt in seinem Vorpostenlager bei Pozzolengo gesehen; neben ihm hing das Bild seines Kameraden Gablenz, der von Holstein nach Wien geeilt, um hier auch seinen Glorienchein zu verlieren, denn auch sein Korps war bereits vollständig aufgerieben. Seitdem legten wir uns an die verkohlten oder vom Regen ausgelöschten Feuerstätten der Sachsen, mit hungrigen Mägen, denn es fehlte selbst das Brot. In den meist verlassenen Städten und Dörfern war nichts mehr zu finden; und dieses arme Land sollte drei Armeen, die österreichische, sächsische und preussische ernähren! Unsere Proviant-Kolonnen waren natürlich bei dieser Eile auf den durchweichten Straßen zurück geblieben, und traf wirklich eine solche ein, so war das Brot durch die Regengüsse verschimmelt; auf Meilenweite geschahen allerdings die Requisitionen, aber mit geringem Erfolg. Indeß, es handelte sich ja nur noch um Tage, vielleicht nur um vierundzwanzig Stunden!

Da hieß es denn am 3. Juli, schon um 1 Uhr morgens, als wir total durchnäßt in einer zerstörten, dachlojen Mühle lagen: „Aufstehen! Um 3 Uhr marschiren wir!“ Einer der

Offiziere rief: „Heute also die Schlacht!“ Denn um Mitternacht schon mobilisirt zu werden, das hatte seine Bedeutung. Der schwere Tag sollte in der That anbrechen!

Im ersten Morgenrauen, unter immer dichter hernieder rieselndem Regen, sahen wir, im Sattel sitzend, von Frost durchschauert, mit leeren Mägen und Feldflaschen, die Kolonnen vor uns dahin ziehen, wie sie eben, durchnäßt in schutzlosen Bivouaks, wieder an die blutige Arbeit gingen. Und die ließ denn nicht auf sich warten. Nach wenigen Stunden des Marches schon sandte General v. Schöler eine Ordonnanz: General Gaustein möge sich sputen, seine Avantgarde komme eben ins Gefecht.

Ich vermochte mich eines unheimlichen Gefühls nicht zu erwehren. Hätte der Himmel uns nur einen Sonnenblick gespendet! Aber Alles nebelgrau; das Wasser rieselte herab, immer dichter und schauriger und so schweigsam bewegten sich die unabsehbaren Kolonnen vorüber; selbst der Schall der dumpfen Tritte erstarb auf der nassen Straße. Es war zu viel für die armen Truppen nach all der Blutarbeit, so fürchtete ich. Da jagte abermals eine Ordonnanz heran. Der Kanonendonner dröhnte bereits, gemäßigt in seiner Detonation durch den feuchten Niederschlag, aber unterscheidbar ganz in der Nähe.

Zieberhafte Erregung. Der Wald, durch den wir zogen, lichtetete sich; unter uns lag das Dorf Nechanitz. Die Feuereschlünde blizten uns vom Thale herauf schon entgegen, denn die Avantgarde der Elb-Armee hatte die Aufgabe, mit der ersten Armee den Angriff auf die formidablen Positionen zu machen, in welchen Benedek, freilich ohne Vertrauen auf sich und seine Truppe, sich eingeschnitten und durch Verhaue gesichert hatte, und wie die erste Armee war die Avantgarde auch vor uns bereits in Kampf mit einer gemischten österreichisch-sächsischen Brigade, die, des Angriffs noch nicht gewärtig, die Bistritzbrücke nur unvollkommen abgebrochen, sich auf die Höhen

zurückgezogen und unsere diese erklimmende Avantgarde mit einem Granathagel überwarf.

Die letzte Vertheidigungsstellung, die Benedek hier wohl ohne viel Vertrauen genommen (denn er hatte schon dem Kaiser zum Friedensschluß um jeden Preis gerathen), war eine imposante, aber strategisch nicht glückliche, zwischen dem rechten Ufer der Elbe und der Bistritz nördlich der Festung Königgrätz, auf einem terrassenförmigen, von Höhen und Mulden unterbrochenen, sich nach Oblum zu einer großen Hochebene erhebenden Terrain; und der Verlauf der Schlacht zeigte ja auch, daß sie in ihrer Zurückbiegung ihre Schwäche hatte*). Unabsehbar, namentlich in dem fortdauernden Regenwetter, zog sich die Geschützlinie vor uns hin, buchstäblich eine Feuerlinie, über welcher die nasse schwere Luft eine dunkle Qualmschicht erhielt, und kaum gab's wohl jemals ein gewaltigeres Schlachten-Tableau als das, welches ich eben von der Höhe von Stefírek, Problus gegenüber, sich aufröllen sah.

Es würde den Rahmen meiner Aufzeichnungen allzu sehr erweitern, wollte ich diese denkwürdige Schlacht hier noch einmal in ihren Details schildern, wie ich es in meinem „Tagebuch vom österreichischen Kriegsschauplatz“ gethan; ich erwähne des Verlaufes also nur in großen Zügen. Der erste Schuß fiel um halb acht; eine Viertelstunde darauf erschien der König auf dem Schlachtfelde, mit ihm der Herzog von Coburg, und jetzt begannen die preußischen Geschütze ihre Arbeit, denn auf allen Punkten der feindlichen Positionen entwickelte sich ein mörderisches Geschützfeuer; von jeder Straße, jedem Dorf, aus den Baumgärten von Makrowanz zu unserer Rechten bis zu denen von Venatet zur Linken blühten die Kanonen und sandten ihre Granaten nicht nur nach den vorher genommenen Distanz-

*) König Wilhelm sagte am Tage nach der Schlacht, er begreife nicht, wie man sich in diese Sachlage habe legen können.

Merkmale auf unsere Artillerie, auch aufwärts gegen Dub, wo eine derselben in die Manen-Abtheilung in der Nähe des Königs einschlug und vier Glieder der Schwadron vernichtete.

Die Bistritz ward inzwischen unter dem heftigsten Feuer von den preussischen Truppen auf der ganzen Linie forcirt, Dohalitzka, Matrowans, Sadowa und das Gehölz, in welchem ein wüthendes Handgemenge stattfand, Venatet und Rechanitz waren um 10 Uhr bereits genommen, aber vergeblich war der Sturm auf die Höhen von Lipa, auf das Dorf Problus in ungedecktem Vordringen gegen die 200 gezogenen Geschütze des Gegners und seine befestigten Stellungen, von denen er seine Schüsse nach bestimmten Zielmalen richtete; zudem waren die österreichischen Geschütze den preussischen an Zahl und Qualität überlegen, denn diese bestanden zum Theil noch aus glatten Geschützen. Ein mörderisches Geschütz-Schnellfeuer überschüttete unsere Batterien, deren Zielpunkte so ungewiß in dem Nebelwetter, unsere Bataillone mit Granaten. Franzseky's 7. Division gerieth namentlich im Gehölz von Venatet in ein furchtbares Gemetzel und unsere Elb-Armee erlahmte im ersten Sturm auf die Dörfer Problus und Przim gegen die immer wieder neuen Vorstöße der mit zäher Tapferkeit kämpfenden Sachsen. Dazu kam, daß die Oesterreicher, die Schwäche des preussischen Centrum erkennend, als die erste Armee bereits ihre Reserve hatte in den Kampf ziehen müssen, dieser in die Flanke zu kommen versuchten.

Franzseky's Leute nämlich hatten das in Brand geschossene Dorf Venatet genommen, waren gegen die waldigen Höhen von Maslowed und Zistowitz vorgedrungen, stießen aber in Front und beiden Flanken auf so bedeutende feindliche Streitkräfte, daß sie zurückgehen mußten. Wiederum vordringend und wieder zurückgeworfen, von sechs Batterien beschossen, dennoch immer wieder von Neuem angreifend, bestanden sie vier Stunden lang einen Kampf auf mit Todten und Verwundeten bedecktem

Boden. Gegen 12 Uhr bis zu den das Gefechtsfeld begrenzenden Höhen zurückgedrängt, erschallte der Ruf des Divisionskommandeurs durch die gelichteten Reihen: „Nicht weiter zurück! Hier sterben wir!“ Da aber kam die Nachricht, der Kronprinz sei mit seiner Armee auf dem Schlachtfelde eingetroffen; ein Hurrah empfing dieselbe; die erschütterte Zuversicht der Braven war wieder aufgerichtet und damit war der Ausgang der Schlacht schon entschieden.

Sch erwähne nur dieses hochwichtigen Moments aus dem großen Drama, das zwölf Stunden dauerte und mit einer vollständigen Auflösung der Kaiserlichen Armee nach der tapfersten, verzweifeltsten Gegenwehr endete.

Verge Stunden waren es während dieser Blutarbeit, als wir das Gefecht hin und her schwanken und endlich trotz der trüben Luft auf unsrer Seite zurückweichen sahen. Auch die Generale im Centrum blickten unruhig nach links zu den einzeln stehenden Bäumen auf der Höhe, wo der Kronprinz erscheinen sollte; der König selbst richtete sein Fernrohr lange mit Besorgniß in der Richtung, und mit demselben Gefühl schaute Jeder nach der Uhr, als es schon zwei vorüber. Aber Alles athmete auf unsrem Flügel wieder auf, als General v. Voigt-Rheeg zu uns zurückkehrte mit der Botschaft, der Kronprinz habe bereits den Angriff auf Lipa formirt, das Geschützfeuer, das wir in der rechten Flanke des Feindes vernahmen, geschehe von Seiten der angreifenden zweiten Armee. Als so das Gefecht wieder hergestellt war, löste auch Herwarth die ihm gestellte Aufgabe, die Schlacht zu entscheiden. Er sandte die Division Canstein über Gradek auf Przim in die linke Flanke des Feindes, die Division Münster zur Degagierung der ersten Armee durch Lubno gegen einen Wald, von da auf Probus. Beide Dörfer wurden jetzt mit Bajonett und Kolben erstürmt und der Feind, im Rücken so arg bedroht, gerieth durch das Andrängen der ersten Armee in die größte Unordnung und ergriff, von der Elb-Armee verfolgt, die Flucht.

Als die Abendsonne endlich den Nebelschleier über dem weithin ausgedehnten Schlachtfelde lüftete, machte sie uns auf unserm rechten Flügel, der Festung Königgrätz gegenüber, zu Zeugen eines grenzenlosen Elends. Während nämlich der geordnete Rückzug der Kaiserlichen auf Pardubitz geschah, stürzte sich vor unsren Augen die wilde Masse der Fliehenden der Elbe zu, um trotz der über dieselbe führenden Brücken zum Theil den Tod in den Fluthen zu finden. Ein österreichischer Artillerie-Hauptmann, der die Aufgabe hatte, im Nothfall die Wälle der Festung zu vertheidigen, schilderte dies Bild in einer Wiener Zeitung. Auch er sah „in wildem Durcheinander“ die Truppen gegen die Festung heran jagen, sah gleichzeitig einen Courier in derselben eintreffen mit der Meldung der Niederlage, worauf der Befehl erteilt ward, die Festungsthore zu sperren, Niemanden, ohne Ausnahme, einzulassen. „Wohin der Blick fiel“, schrieb der Gewährsmann, „das größte Elend, die heilloseste Verwirrung. Die Soldaten eilten in wilder Flucht der Festung zu. Zahllose Vorspannwagen, Kolonnenmagazine, Fuhrwesen, Munitionswagen und Geschütze jagten heran, zahllos waren die Verwundeten, die Schutz und Pflege hinter den Wällen erhofften. Aber ein Geschrei der Verzweiflung entstand, als sie die Thore gesperrt fanden und von den Wällen aus zurückgewiesen wurden. Mit bluttriefenden Wunden krochen sie an den Ufern der Dämme herum, eine Lücke zu erspähen, Andre stürzten sich ins Wasser und schwammen an die Festungsmauer, um fruchtlos zurückzukehren. Andre wieder feuerten aus Wuth ihre Waffen gegen uns ab, bis endlich der Kommandant sich erweichen ließ, wenigstens den Verwundeten ein Obdach zu geben, und da begannen dann erst die traurigsten Scenen, bis ein Bataillon Sachsen in die Festung einrückte.“ —

Total ermattet und vom Regen durchnäßt, rasteten unsre Truppen auf dem Schlachtfelde da, wo sie eben den Kampf beendet, denn von einer weiteren Verfolgung mußte abgesehen

werden; der König hatte im Dankgefühl gegen Gott befohlen, dieselbe abzubrechen. Keiner der Soldaten aber war in der Stimmung, sich des Sieges zu freuen. Siebzehn Stunden waren sie von Morgens 3 bis Abends 8 Uhr unter Hunger und Durst in Marsch und Feuer gewesen und die Natur verlangte endlich ihre Rechte. Aber wie diese befriedigen? Alle Dörfer auf den ganzen weiten, mit Blut und Leichen bedeckten Schlachtfeldern waren zerstört, kein Brot, kein Fleisch, kein Wasser zu haben, und so war ihnen denn noch eine Nacht der schwersten Entbehrung beschieden, die ihnen die Ermüdung und der Schlaf zu tragen helfen sollten.

Auch mir, der ich eben nur der Zeuge dieses furchtbaren Schauspiels gewesen, ging's nicht besser. Meinen Schimmel bei den Handpferden des Stabes zurücklassend, hatte ich mich nach dem Eingreifen der kronprinzlichen Armee zu Fuß den Bataillonen angeschlossen, die auf die Schanzen von Nieder-Przim losgingen und Probluz nach einem Kampf um jedes Haus mit dem Kolben nahmen, hatte danach wohl eine halbe Stunde vor dem Dorf gefessen, um mich von der Betäubung zu erholen, die mir ein von einer Granate zersplittertes, in den Nacken geschleudertes Stück Schindelholz verursacht, und stieg endlich über die Bistritz-Brücke wieder zurück die Höhe hinan, um mein Pferd zu suchen. General Herwarth kam eben, ohne Adjutanten, ganz allein daher geritten, und reichte mir, während die Bataillone vorüber marschirten, die Hand vom Sattel herab mit der Aufforderung, mich seinem Stabe doch anzuschließen; eine Artigkeit, die mich für den Moment verlegen machte, da General v. Schöler am Nachmittage nach dem Gefecht mich in seine Avantgarde eingeladen. Danach fand ich endlich in dem Wirrwar einen unserer Quartiermacher vor Stejrek, der mir als Quartier des Stabes ein Haus ganz an der Spitze des Dorfes bezeichnete. Auch von diesem aus schaute ich links unter mir auf ein wildes, buntes, farbiges Durcheinander, das sich zum Elbufer wälzte, ein Chaos

von aufgelösten Regimentern, von Fliehenden und Verwundeten, das sich noch immer nach dem gerade unter mir liegenden Königgrätz wälzte; dann rechts auf das weite schöne Elbthal, dessen Kornfelder zerstampft, in dessen großen niedergetretenen Lücken und darin liegenden dunklen Massen eine Gefechtsstelle erkennbar, auf die Trümmer der Geschütze und Wagen, auf die Leichenhaufen und endlich auf die weit hinten an der Elbe sich fortbewegenden blanken Helme und die im letzten Abendsonnenstrahl blinkenden Bajonette der sich nach Pardubitz zurückziehenden Kolonnen. Es war ein unbeschreibliches Tableau, wie eben das Abendroth sich über dasselbe legte, als sei es der Widerschein des Blutes, das auf mehr als zwei Stunden weit die gelben Aehrenfelder färbte! — Wohl begriff ich die Stimmung, in welcher sich die beiden Prinzen an diesem Abend auf der Wahlstatt umarmten!

Als es dunkel ward, glommen die Lagerfeuer unter uns auf, so manche Bataillone aber hatten sich ohne solche hingestreckt mit hungrigem Magen, denn zu kochen gab es ja nichts. Für uns hatte die Stabswache acht leere Bettstellen in einem großen Raum mit Stroh gefüllt. Adjutant v. J. hatte sich der Mühe unterzogen, aus den Satteltaschen und Brotbeuteln einige Chokoladenkrümel zu kochen und die Brühe in zerbrochene Töpfe zu gießen; keiner aber hatte Appetit für dieselbe und Alle schliefen, bis um 4 Uhr Morgens die Patrouillen meldeten, es sei in der Nacht Alles still gewesen, man habe nur das Zimmern von Brücken aus der Ferne gehört.

XXVII.

Ein Ritt über Tod und Verwüstung. — General von Gablenz erscheint auf dem Schlachtfeld als Parlamentär. — Der König hält ihn für einen Verwundeten; er weist ihn ab. — Die Todesernte und die Leichenräuber. — König Wilhelm in der Schlacht von österröthischen Kürassieren bedroht. — Der Kommandant von Königgrätz hat keine Ordre. — Die Flucht. — Der Kronprinz vor dem zerstörten Wirthshause.

An Raft oder Verpflegung war auch an diesem Morgen für die Ob-Armee nicht zu denken, da dieselbe den Feind zu verfolgen die Aufgabe hatte. Ein Nebelschleier lag über der weiten Ebene. Wie viele Todesseufzer mochten in der Nacht vom Schlachtfelde gen Himmel gestiegen sein und unsterbliche Seelen zu Gott zurückgetragen haben; wie Viele lagen noch hilflos auf den Feldern, denn unsren Aerzten war es unmöglich gewesen, ihnen Allen zu helfen; sie hatten in der Nacht noch achthundert Verwundete aufgelesen und mußten derer eine ganze Anzahl liegen lassen, denn der Kommandant der Festung hatte gefühllos den Parlamentär zurückgeschickt, der ihn aufgefordert, sich der Unglücklichen anzunehmen. Der Mann war auf ein Bombardement der Festung gefaßt und hatte sich fest verrammelt.

Um 7 Uhr sollten wir marschfertig sein. General v. Below schlug mir inzwischen einen Ritt über das Schlachtfeld vor. Er wollte seinen Sohn in den Lagern suchen und mir lag daran, eine genaue Kenntniß des Terrains zu gewinnen. Den Stab sollten wir in einem der Dörfer in der Richtung von Pardubitz wiederfinden.

Fliegende Regenwolken, die sich zuweilen bei heftigem Winde entluden, zogen über uns dahin auf unserem Ritt durch

die verlassenen Schlachtendörfer und Vivuaks bis nach Wischstar, hinter welchem gestern das Ramming'sche Korps als Reserve gelegen. So weit das Auge reichte, eine verwüstete Lagerstätte neben der andern, eine einzige Zerstörung: Menschen- und Pferdeleichen, Tornister, zer Schlagene Lafetten, umgestürzte Munitionswagen, noch rauchende Lager- und Trümmerstätten. Die Todtengräber waren bei ihrer traurigen Arbeit; wie die Geier saßen die Soldaten auf den todten Pferden, um ihnen zum Schmieren der Stiefel das Rammfett herauszuschneiden. Hier und da lagen die armen Thiere noch im Todeskampf und ein Schuß aus dem Revolver machte diesem barmherzig ein Ende.

Bei Wischstar standen im Lager der Garde du Corps etwa fünfzig eroberte Geschütze. Während wir mit den Offizieren plauderten, sprengte eine Dragoner-Ordonnanz heran, meldend, bei den Feldwachen sei eben General von Gablentz im Wagen eingetroffen, ob man ihn gefangen nehmen oder passiren lassen solle. Offenbar war das eine mißverstandene Meldung, denn gleich darauf sahen wir den österreichischen General mit verbundenen Augen, begleitet von einem Adjutanten und einem Trompeter in das Lager fahren, um als Parlamentär sich nach Horst zu begeben.

Da erschien plötzlich König Wilhelm zu Pferde, von Horst, seinem Hauptquartier, kommend. Er hielt Gablentz der Kopfbinde wegen für einen blessirten österreichischen General und fragte ihn nach seiner Verwundung. Als jetzt aber Gablentz sich als Waffenstillstandsvermittler vorstellte, wies ihn der König ohne Weiteres schroff zurück*). Gablentz kehrte bekanntlich noch einmal

*) Wie ich dies schon in meinem 1866 erschienenen „Tagebuch vom österreichischen Kriegsschauplatz“ erzählt, so berichtet später auch L. Schneider in seinem „Kaiser Wilhelm“ fast wörtlich, der König habe ihm am nächsten Tage gesagt: „Die Oesterreicher müssen ganz en déroute sein, da sie mir gerade den Gablentz schickten. Als ich ihm gestern auf dem Schlachtfeld

mit Friedensvorstellungen wieder, aber der König empfing ihn gar nicht.

Diese Thatsache dürfte vielleicht am überzeugendsten für die noch kürzlich behauptete und von einer Seite bestrittene Abneigung des Königs gegen den Friedensschluß sprechen und beweisen, mit welchen Schwierigkeiten Bismarck in Nikolsburg zu kämpfen hatte, als er den König für den Frieden zu bestimmen suchte. Dafür spricht übrigens auch der Armeebefehl, den König Wilhelm von Hofsitz aus erließ und in welchem er nach Zurückweisung des Unterhändlers auch seinen Soldaten sagte: „Ich weiß, Ihr werdet auch ferner meinen Erwartungen entsprechen!“

Lebhaft steht mir noch in Erinnerung, mit welcher Bestimmtheit einer der höheren Offiziere von des Königs Umgebung dem General v. Below auf dessen Frage antwortete: „Der König denkt nicht an Frieden! Das Alles hier hat zu viel Blut gekostet!“ Ein Beweis aber von des Königs Hochherzigkeit war es, daß der Monarch aufs strengste befohlen hatte, in den officiellen Depeschen Alles zu vermeiden, was beleidigend für den Feind sein könne. —

Weiter ging inzwischen unser Ritt durch das Todtenreich, auf welchem noch immer die Krankenträger beschäftigt, die Verwundeten unter den Todten herauszulesen. Die helle Morgensonne beschien dasselbe so grell, daß die Leichengruppen, wo das Handgemenge gewüthet hatte, in ihrer ganzen entsetzlichen Plastik erschienen, und so überkam mich endlich das ruhige Ge-

begegnete, hielt ich ihn für einen verwundeten Offizier, da er die Augen verbunden hatte. Ich ließ ihn anhalten, stieg ab und trat an seinen Wagen. Er erkannte mich nur an der Stimme. Wer hätte denken können, daß wir uns in dieser Lage wiedersehen würden!“ König Wilhelm fügte nicht hinzu, daß er ihm den Rücken gewendet, als er von seiner Mission hörte, trotzdem ihn dieses Wiederbegeggen ergriffen haben mochte. (Gablenz kommandirte bekanntlich die österreichischen Truppen im schleswig-holsteinischen Feldzuge.)

fühl, als müßte das Alles so sein, als könne es nicht anders sein, als sei es ein großes Reliefbild, auf das der Himmel mit seinem ganzen Lichtregen herabblitze.

Die Todten auf dem friischen Schlachtfelde sind ja schön, wenn sie ohne langen Schmerzenskampf geendet und nicht verstümmelt worden; hier ist Alles jäh, im höchsten Affekt des Lebens unterbrochen, man möchte sagen: es ist noch Aktion darin; Nerv und Muskel sind stehen geblieben, angespannt, wie sie waren durch den Kampf, und die Wachsblässe der Gesichter überglänzt dieselben mit einem Heiligenschein. Das Bewußtsein: er starb den Tod des Helden! giebt uns einen beruhigenden Abschluß dieses Gefühls. Anders ist es freilich mit den Verwundeten; entsetzlich ist es, sie aufheben, fortschleppen zu sehen ohne die Sorgfalt, die ihnen gebührte, denn woher alle die Arme nehmen; die Schmerzensschreie zu hören, ihren Ausruf: „Schießt mich lieber tod!“ . . . Doch, wozu das ausmalen! Glücklich unter den Opfern des Kampfes, wer durch eine ehrliche Kugel geendet!

Auch das Raubgesindel der Schlachtfelder fehlte nicht; die zerlumpten Gestalten, die zwischen den Leichen umhertrochen, um diese zu plündern, ihnen sogar die Finger um der Ringe willen abzuschneiden, und auch die Raben und die Geier aus den Gebirgen zogen über uns ihre Kreise, als wir über Rosberik die Höhe von Ohlum erreichten, neben deren Kapelle Benedel den Beginn des Kampfes gelenkt. Unter uns lag Venatel, wo der fürchterlichste Kampf gewüthet. Der Weg zum Dorf war mit Leichen garnirt, dieselben hingen sogar in den Zweigen der Dornhecken oder lehnten wie egyptische Mumien an denselben; der Rauch stieg noch aus den Trümmerstätten des Dorfes. Und hier kamen wir auch an die Stätte, wo König Wilhelm im Gewühle der Schlacht erschienen, um das Gefecht zu leiten; von hier aus hatte er an der Spitze seiner Suite die Verfolgung des Feindes übernommen. Acht Stunden war

der Monarch gestern im Sattel gewesen. Als um Mittag das Gefecht stand und die Armee des Kronprinzen noch nicht heran, war eine Pause entstanden, während welcher der König seine Umgebung fragte, ob Niemand etwas zu essen bei sich habe. Der königliche Reitknecht hatte nur etwas Wein, ein Offizier gab ein Stückchen Wurst, ein Soldat etwas Brot. (Bekanntlich konnte der König erst, als Alles vorüber, im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl eine Tasse Thee einnehmen.) Es war das auch ungefähr die Zeit, wo der König der Gefahr nahe war, von einer Schwadron österreichischer Kürassiere mit fortgerissen zu werden, denn zu einer Umzingelung hatten dieselben keine Zeit und Möglichkeit.

Bei Kosberitz nämlich hatte auf dem linken Flügel vor einer Infanterie-Brigade, zwischen deren erstem und zweitem Treffen sich der König gerade befand, ein Gefecht zwischen österreichischer und preussischer Kavallerie stattgefunden, das nach dem choc in ein wildes Handgemenge überging. Aus diesem Knäuel hatten sich endlich österreichische Kürassiere heraus gewickelt, waren in der Verwirrung blindlings zwischen die beiden Treffen der Infanterie gerade auf die Stelle los gesprengt, wo der König hielt, und dann angeichts der Kavallerie der Stabswache, erkennend, wo sie sich befanden, umgekehrt und, um den linken Flügel des ersten Treffens herumwirbelnd, davon gejagt. Der König, nur den Gang des Gefechts beobachtend, hatte sich inzwischen nicht von der Stelle bewegt.

Auch schon zu Anfang des Kampfes unterhalb eines Hügel, wo der König in einer Allee eine das Schlachtfeld beherrschende Aufstellung gewählt, war er dem Granatfeuer des Feindes ausgesetzt gewesen, der wahrscheinlich die glänzenden Uniformen der Suite aufs Korn genommen. Diese zog sich zurück, um keinen Zielpunkt zu bieten, während doch Niemand wagte, den König fort zu ziehen. Als später beim Dorfe Lipa der König selbst das Vorgehen der Kavallerie befahl und dabei abermals sich

dem Granatfeuer aussetzte, war es der in der Uniform seines schweren Landwehr-Regiments heransprengende Ministerpräsident Graf Bismarck, der den König ersuchte, sich nicht so weit vor zu wagen. . . .

Mittag war's, als ich mich wieder angeßichts der Festung Königgrätz befand, die noch immer geschlossen. Die Elb-Armee hatte, wie gesagt, am Morgen die Verfolgung des Feindes angetreten, wenn von einer solchen jetzt noch die Rede sein konnte. Im Pfarrhause des Dorfes Práskaska traf ich den Stab der 16. Division, der nach fast 24stündigem Fasten bei einem schwergerischen Frühstück saß, nämlich einen ganzen Kapaun verzehrte. Man reichte mir ein Stückchen durchs Fenster, dann ging's zu einer Reconnoßirung gegen die Festung, deren Kommandant zur Uebergabe derselben aufgefordert werden sollte. Ich ersuchte den General v. Egel, die Parlamentäre begleiten zu dürfen, mußte ihm aber Recht geben, als er mir lachend antwortete: „Wenn das die Wiener Zeitungen erföhren!“ So blieb ich denn auf dem Ritt zu den Festungswällen in bescheidener Entfernung zurück. Der Kommandant ließ durch einen Offizier die Antwort geben, er habe keine Ordre, die Festung auszuliefern, und so ließ man sie denn buchstäblich links liegen.

Auf dem Marsch erschien es Allen unbegreiflich, daß eine Verfolgung nicht stattgefunden; zwei Brigaden des rechten Flügels, hieß es, seien wenig ins Gefecht gekommen, also noch frisch, und Alles auf dem Wege des Feindes, Reise- und Intendantswagen und was sonst zurückgeblieben, Alles zeugte von einer wirklichen Flucht; an einen Widerstand wäre nicht zu denken gewesen. Aber man weiß ja, wie es auf einem schleunigen Rückzuge geschieht. Die Ordnung ist nicht aufrecht zu erhalten. Keiner will der Letzte sein, denn die verfolgenden feindlichen Batterien sind schnellfüßig und selbst das Berlegen und Ber-

hauen der Wege hinter sich wird nicht ausgeführt, denn es geht Hals über Kopf.

Aber es war schließlich besser so; nur wollt' es uns nicht in den Kopf, warum man, wie uns am Abend des Tages nach der Schlacht in Kuktlena erzählt wurde, seit Nachod das Land mit falschen Siegesnachrichten getäuscht. Gablenz, Glan-Gallas, Edelsheim, Gondrecourt, der ganze Stab hatten bis zum Sonnabend in diesem Dorfe gelegen (am Dienstag war die Schlacht) und sich beklagt, daß man bisher den Feind „nicht aus den Wäldern heraus bekommen“ könne. Die österreichische Armee, von deren Tapferkeit ich 1859 ein beredter Zeuge gewesen, hatte in allen Gefechten und namentlich gestern die größte Bravour gezeigt, aber mit ihrer Führung war es nicht besser geworden.

Eine erhebende Feier, deren Zeuge ich nicht mehr war, fand inzwischen am Abend des zweiten Tages auf den Höhen von Chlum statt, gerade da, wo der Kampf am heftigsten gewesen. Eine große Zahl der hier Gefallenen, darunter General-Lieutenant von Gärtringen, wurde in Gegenwart des Königs und der Prinzen Friedrich Karl und Albrecht (Sohn), im Beisein von Deputationen aller Truppentheile der 1. Garde-Division zur Erde bestattet. Ehrensäulen donnerten über das Massengrab und mit einer Anrede des Königs schloß die Todtenfeier.

Unser Marsch ging nach Chlumetz, dann vorwärts immer im Zickzack, die 2. Armee ging auf Olmütz, wo Benedek, so hieß es, in seinem verschanzten Lager einen abermaligen Angriff erwartete; die 1. Armee nahm die Richtung nach Brünn. Der König ging über Freyhöfen nach Pardubitz, wo das große Hauptquartier aufgeschlagen werden sollte. Die Armeen theilten sich also nach drei Richtungen, da an eine Offensive des Gegners vorläufig nicht zu denken.

Ich hatte inzwischen beim Abmarſch wieder eine hochinteressante Begegnung gehabt. Zur Seite des Divisions-Kommandeurs reitend, kam ich an einem arg mitgenommenen Wirthshause vorüber. Der Kronprinz hielt mit einigen Offizieren seines Stabes vor demselben. Während er mit dem Chef der Division sprach, erkannte er mich; leutselig wie immer, reichte er mir die Hand, und als er uns entließ, zeigte er lachend und achselzuckend auf das öde Wirthshaus, als wolle er mir andeuten, er bedauere, sich nicht für den Grog an der Alsenbrücke re-vanchiren zu können.

Auf unserm Marſch erfuhren wir, daß Benedek sofort nach der Schlacht seinen Generalstab und einige Korps-Kommandanten als unbrauchbar abgesetzt. Das Erstere bestätigte sich. Es war zu spät; aber wann hätt' es früher geschehen können!

XXVIII.

Napoleon wird unruhig und schickt den Benedetti. — Freundschaft in Feindschaft. — Benedek's Depesche. — Die Avantgarde und ihr Führer. — Giskra und seine Anrede. — Die Diplomaten in Thätigkeit. — Sir Motley und sein Briefwechsel. — In Mähren. — Der Stab Herwarth's von Bittenfeld. — In Bnaim am schönen Sonntag. — Das Seegefecht zu Pferde. — Die Cholera. — Eine gastliche Stadt. — Vater Klinkowström und die preußischen Teufel. — Ueber die Thaya. — Schlechter Empfang. — Graf Colalto und die schwarz-weißen Farben. — Vor den Florisdorfer Schanzen. — Die Friedens-Fiaker. — Unstre Bade-Saison in Pyrarwarty. — Das Friedensgeläute. — Der Anblick von Wien. — Zum letzten Male: Kehm-opp! — Blindenkuhspiel mit den diplomatischen Vermittlern. — Lادنendorf. — Meine Verabschiedung bei Herwarth. — Nikolsburg. — Der Herzog von Coburg. — Der italienische Bevollmächtigte. — Die schöne Adele. — Alles in größter Spannung. — Louis Schneider weiß auch nichts. — Der Kronprinz in Eisgrub. — Die Kurtiere jagen hin und her. — Die Friedenspräliminarien sind unterschrieben. — Alles zieht heimwärts. — Schließlich ergreift auch das Prager Ballet noch die Flucht.

Um Hofe Napoleons war man so fest von einer Niederlage der Preußen überzeugt gewesen, daß die Nachricht von dem Siege derselben bei Sadowa die schwersten Beklemmungen verursachte; sogar das französische Volk, in dem Gefühl, daß die ganze Politik des Kaisers für die nächste Zukunft über den Haufen geworfen und ihm ein bisher unterschätzter Feind erwachsen sei, es betrachtete diesen Sieg wie einen „Affront“. Die Pariser Presse gerieth außer sich.

Napoleon war von den inneren Zerwürfniſſen in Deutschland ſehr erbaut und willkommen war ihm der Ausbruch des Krieges geweſen. Je mehr die beiden Großſtaaten ſich durch denſelben ſchwächten, deſto mehr erſtarke er und danach ließ ſich dann die Rheingrenze ſeinen Wünſchen gemäß reguliren. Die Klugheit hätte ihm rathen ſollen, für alle Fälle auch zu rüſten; da er dieſes verſäumt, mußte er ſich's gefallen laſſen, daß Preußen ſeine Wünſche zurückwies.

Auf dem Kriegſchauplatz kümmerte man ſich inzwiſchen den Teufel um ihn und um die Nachricht, daß Oeſterreich ſich hatte entſchließen können, Venetien, um das es ſich doch ſiegreich mit Italien bei Cuſtozza geſchlagen, an ihn abzutreten, während der König von Italien trotz dem Mißgeſchick ſeiner Armee und Flotte ihm hatte erklären können, „er habe gelobt, nicht ohne Preußen Frieden zu ſchließen“ — ohne Preußen, daß von Frankreichs Drohungen durch Benedetti's Erſcheinen keine Notiz nahm!

Die Politik iſt dem Soldaten im Felde Null; man marſchirte alſo drauf los. Die beiden Feſtungen Joſephſtadt und Königgrätz waren durch die Beſetzung von Pardubitz bedeutungslos geworden. Brünn und Prag wurden ohne Schwertſtreich beſetzt; der Marſch ging ſelbſt mit Umgehung von Olmütz gerade auf Wien.

Die Elb-Armee war am 7. von Chlumetz aufgebrochen und paſſirte zum vierten Mal die Elbe. Unſre Hoffnung auf das kaiſerliche Geſtüt in Kladrup war eine eitle geweſen; Alles war ausgeräumt. Dagegen ward mir am nächſten Tage eine Ueberraſchung, als wir unter ſtrömendem Regen ein mit ſchönem Kehpark umgebenes herrſchaftliches Schloß erreichten, in welchem der Stab übernachten ſollte. Die Beamten deſſelben empfingen uns artig im Schloßhofe. Ich fragte Einen deſſelben, eine lange, ſchlauke Geſtalt, die mich beſonders höflich grüßte, nach dem Namen deſſelben ſchönen Beſitzthums.

„Es gehört Ihrem Freunde, dem Graſen Oswald Thun,

der schon vor längerer Zeit Ihren Besuch hier erwartete“, war die Antwort. „Ich bin sein Stallmeister, dessen Sie sich wohl nicht mehr erinnern, und dieser Herr hier ist sein Gutsdirektor, Herr Zucker.“

Ich konnte nicht erwarten, meinen Freund zu Hause zu finden, denn schon vor anderthalb Jahren war er nach Mexiko, zu seinem Vetter, dem dort kommandirenden General gereist, wohin ich ihn zu begleiten versprochen hatte; ich bat deshalb die Herren, anzunehmen, ich habe diese etwas ungewöhnliche Gelegenheit benutzt, Echehuñtz meinen Besuch zu machen. Ich kannte die Passionen meines Freundes, eines vollendeten Kavaliere, Sportsmans und Gemäzjägers, der, als der schleswig-holstein'sche Krieg ausgebrochen, freiwillig als Rittmeister wieder in sein Regiment getreten. Er liebte namentlich den Moët und wenn wir beisammen, war es seine Gewohnheit gewesen, sich erst eine Flasche desselben in einen Humpen füllen zu lassen, diesen in einem Zuge zu leeren und dann zu jagen: „So, jetzt laß uns trinken!“

Das Schloß hatte noch keine Einquartierung gehabt und die Beamten versicherten mich, es stehe uns Alles zu Diensten; in Abwesenheit der Gräfin würden sie die Honneurs machen. Und das thaten sie mit der liebenswürdigsten Gastfreiheit. In dem ganzen Feldzuge war uns eine Schlemmerei wie hier in diesen glänzenden, vom Kriege noch nicht berührten Räumen nicht geboten worden.

Ich füge hier gleich ein, daß Graf Oszwald mir diesen Besuch im Winter 1870 erwiderte, nachdem er mich bisher in Berlin und Paris verfehlt. Gegen Ende der Belagerung von Paris trat er plötzlich in Versailles in mein Quartier. Er sagte mir nicht, was ihn dahin geführt; erst als er Versailles wieder verlassen, hörte ich, daß er, der österreichische Standesherr, eigne Liebesgaben für die deutsche Armee gebracht. —

Unsre Freude auf Prag zu marschiren, wo auf dem Grad-

schon bereits die preußische Fahne wehte, ward zu Wasser, als die Meilensteine der Chaussee uns andeuteten, daß wir uns immer mehr von dieser Richtung entfernten. Prinz Friedrich Karl war gerade heute in Prag eingezogen. Wir trösteten uns auf Wien, das nur zehn Tage von uns lag; aber wie viel Diplomaten=Dinte mochte noch dazwischen fließen!

Das Hauptquartier des Königs lag an diesem Tage in Hohenmauth *) in der Richtung auf Brünn; die Armee Friedrich Karl's hatte inzwischen schon die mährische Grenze überschritten und ging in südöstlicher Richtung vor (bei welcher Gelegenheit die 9. Ulanen bei Saar ein kleines Rencontre mit österreichischen Husaren hatten), und der Prinz schlug sein Hauptquartier in Mährisch=Trübau auf. Das Benedek's befand sich wieder in Olmütz; seine Armee suchte sich mit der Süd-Armee unter dem Kommando des Erzherzog Albrecht, des Siegers von Custozza, wieder zwischen hier und Wien zum Schutze der Hauptstadt zu konzentriren, so daß ihr linker Flügel sich auf das in aller Eile zum verschanzten Lager gemachte Florisdorf stützte.

Hier sollte Gablenz kommandiren. Ihm war die Verteidigung Wiens übertragen worden, dessen Bevölkerung mit

*) Von hier aus sandte Benedek seine denkwürdige Depesche: „Feldmarschall-Oberkommandant Benedek an den Kaiser: Hohenmauth, 4. Juli, 3 Uhr Morgens: Nach mehr als fünfstündigem, brillantem Kampfe der ganzen Armee und der Sachsen in theilweise verschanzter Stellung von Königgrätz, mit dem Centrum in Leipa, gelang es den Feinden, sich unbemerkt in Ghlum festzusetzen. Das Regenwetter hielt den Pulverdampf am Boden, so daß er eine bestimmte Aussicht unmöglich machte. Hierdurch gelang es dem Gegner, bei Ghlum in unsere Stellung vorzudringen. Plötzlich und unvermuthet in Flanke und Rücken heftig beschossen, wankten die nächsten Truppen, und ungeachtet aller Anstrengungen konnte es nicht gelingen, dem Rückzuge Einhalt zu thun. Derselbe ging Anfangs langsam vor sich, nahm jedoch an Eile zu, je mehr der Feind drängte, bis sich Alles über die Kriegsbrücken der Elbe, sowie nach Pardubitz zurückzog; der Verlust ist noch nicht zu übersehen, ist aber gewiß sehr bedeutend.“

Schreden die Preußen in zwei Richtungen heranrücken sah, während die Elb-Armee wahrscheinlich den Donau-Uebergang bei Krems, dessen Brücke zerstört, erzwingen werde. Man bezeichnete die neue Vertheidigungslinie des Feindes als eine sehr starke: als Basis Florisdorf mit dem Brückenkopf, dessen Ebene, wie König Wilhelm sich ausdrückte, der österreichischen Kavallerie ein weit günstigeres Terrain geben konnte, als sie bisher gehabt, dann weithin die offenen Niederungen der Donau — aber was gehörte dazu, alle die dem Gegner möglichen Uebergänge gegen drei herandringende siegbewußte Armeen zu schützen!

Nach einigen rastlos gemachten Märschen lagen wir im Schlosse Groß-Graupen, wo uns zum ersten Male die Burgfrau selbst empfing und bewirthete. Von hier aus begleitete ich den Befehle holenden Adjutanten im dichtesten Regen nach Deutsch-Brod, dem Hauptquartier des General v. Herwarth, in welchem ich auch General v. Schöler, den Führer unsrer Avantgarde, einen der tapfersten Haudegen von liebenswürdigem Humor, wieder sah. Dieser erinnerte mich an unsre Verabredung während des Kampfes um Probus, und so marschirte ich denn am nächsten Tage schon mit der Avantgarde auf Iglau.

Auf diesem Marsche lernte ich den schneidigen General in seiner ganzen liebenswürdigen Eigenthümlichkeit kennen; ihm zur Seite reitend, mußte ich mir von ihm sagen lassen, es sei doch Ehrensache für mich, nur bei der Avantgarde zu sein, die dem Feinde stets auf den Ferseu. Er könne mir immer nur das Beste offeriren, sowohl an Gefechten wie an Verpflegung; er sei bisher stets hart an dem Feind gewesen und was die Nahrungsmittel angehe, so bekämen die Uebrigen erst, was er zurücklasse. Von dem Ersteren hatte ich eben schon eine Probe; während nämlich der General in seiner derbläunigen Weise mich seinen Offizieren vorstellte, hieben sich dicht vor uns seine

Husaren mit österreichischen Vorposten, den Reitern der Edelsheim'schen Division herum, die sich vor uns zurückzog, als wir am Mittage des 10. Juli die mährische Grenze überschritten und unter klingendem Spiel in Jglau einrückten.

Beim Rendezvous mit dem glänzenden Stabe des Höchstkommandirenden ward mir die Ehre, von diesem wiederholt in seinen Stab eingeladen zu werden. Beide Stäbe lagen in Jglau, während drei Divisionen durch die Stadt marschirten.

Es war ein für mich höchst interessanter Abend, den ich mit dem tapfern Führer der „Lehm-upp“-Brigade im „Stern“ verbrachte, denn Schöler besaß kaustischen Wiß und den sparte er nicht, als ich ihm in dieser Nacht so schnell wieder Adieu sagte. Ueber seine „Schneidigkeit“ waren alle seine Leute einig, seine Strenge und Rücksichtslosigkeit in manchen Dingen aber machten ihm auch viel Gegner, die ihn einen Egoisten nannten. Er selbst wußte dies. „Meine Leute“, sagte er mir an jenem Abend, „mißverstehen oft meine besten Absichten. . . Es ist vor Allem meine Pflicht, auch für ihr körperliches Wohl zu sorgen, denn Kranke und Schwache kann ich in meiner Avantgarde nicht gebrauchen, und wohin ich komme, hat der sich zurückziehende Feind Alles aufgefressen. Wenn ich also ein Stück Wildpret oder ein Faß Bier erwischt habe und einen Posten zum Schutz davor stelle, so thue ich das nicht aus Eigennutz, sondern damit nicht Alle darüber herfahren und also Keiner was davon kriegt.“

An diesem Abend, an welchem furchtbar viel Kalauer erzählt wurden, die auch Schöler liebte, kam einer der Adjutanten und berichtete von dem Einzuge des Prinzen Friedrich Karl und danach des Königs in Brünn, dessen Bevölkerung als namentlich sehr preußenhassend galt. Der Bischof Graf Schaffgotsch, der Bürgermeister Dr. Giska, der bekannte liberale Abgeordnete, hatten, begleitet von den Mitgliedern des Gemeinderaths, den Wagen des Königs empfangen und Giska den Monarchen mit einer Rede angesprochen, in welcher er die

Stadt dem Schutz und der Milde des Siegers empfahl. Die Wiener Zeitungen griffen ihn dieser Rede wegen heftig an, die Brünnner Journale aber dementirten die Worte, die man ihm fälschlich in den Mund gelegt.

Der König erwiderte ihm, sein, des Redners, Monarch selbst habe ihn zu diesem Kriege gezwungen; er führe ihn darum auch nicht mit den friedlichen Einwohnern, nur mit der Armee desselben. Er habe ein so zahlreiches Heer aufbieten müssen und so sei es nicht zu vermeiden, wenn einzelne Fälle zu gerechten Beschwerden Anlaß gäben; das müsse aber ertragen werden; im Ganzen würden seine braven Truppen keine Veranlassung geben, sich über mehr zu beklagen, als was der Krieg überhaupt mit sich bringe. Da die kaiserlichen Behörden, so hieß es, die Stadt alle verlassen, so habe der Feldpolizei-Direktor Stieber die Aufrechterhaltung der Ruhe übernommen.

Auch was bei den andern beiden Armeen vorgegangen, ward uns an diesem Abend kund. Die in Brünn einen Tag rastenden Truppen waren nach Lundenburg vorgerrückt, während der Kronprinz beobachtend bei Olmütz stand, wo der noch hier befindliche Theil der österreichischen Nordarmee in mißliche Lage gerathen, als die beiden Armeen des Prinzen Friedrich Karl und Herwarths mit solcher Schnelligkeit gegen Ober-Oesterreich marschirt; es blieb der Nord-Armee also nichts übrig, als an den Abzug zu denken, um gedeckt durch den Marchfluß östlich von Wien bei Preßburg Stellung zu nehmen.

Auch aus Wien hatte man hier schon Nachrichten. Trotz aller von den Zeitungen überzuckerten Nachrichten setzte man die letzte Hoffnung nicht auf die Süd-Armee, sondern auf die Vermittelung Frankreichs, denn der französische Botschafter Benedetti war ja bereits mit dem König am 12. im Wagen Bismarcks im Schlosse Czernahora eingetroffen, und die diplomatischen Verhandlungen waren also im Gange — wie man unsrerseits erwartete, ohne Erfolg.

John Lothrop Motley, damals amerikanischer Gesandter in Wien, schildert die Situation um diese Zeit in seinem „Briefwechsel“. „Die ganze Judenschaft Wiens“, schreibt er, „hat plötzlich entdeckt, daß sie Angehörige der Vereinigten Staaten von Amerika seien. Eine Menge von ihnen, die in Oesterreich geboren und ansässig, wendet sich an mich mit der Frage, was ich, als ihr natürlicher und gesetzlicher Beschützer, für sie zu thun gedente, wenn die Stadt geplündert werde. — Unterdessen steht die Hauptmacht der Preußen schon in Brünn und große Abtheilungen sind bis Ober-Hollabrunn und Lundenburg vorgehoben. Diese Distanz ist wie nichts. Wir haben ein verschanztes Lager bei Florisdorf, dicht vor Wien, an der andern Seite der Donau, welches die Operationsbasis bilden wird, um die Flußlinie von Linz bis hinunter nach Hainburg in Ungarn zu vertheidigen. Wenn Oesterreich so unklug wäre, noch eine große Schlacht zu riskiren, bloß um im deutschen Bunde zu bleiben, von welchem Preußen entschlossen ist es auszuschließen, so würde die Folge einer Niederlage sein gänzlicher Ruin sein. Oesterreich müßte ja von der Tollwurzel genossen haben, wollte es zweimal seine Existenz für den Bund wagen. Unterdessen hat der A. D. Bund selbst sich mit Sack und Pack in einem Omnibus nach Augsberg aufgemacht, wo er endlich bekennen wird, daß er todt ist; deshalb verhauche deine Seele, sagt Shakespeare's alter Pistol.“

Unser Marsch ging inzwischen am 12. von Jglau links ab auf Trebitsch. Aber wie anders war's in Mähren als in Böhmen! Eine Bevölkerung, die uns schon seit Deutsch-Brod überall, wenn auch nur aus Klugheit, freundlich entgegen kam! Ganze Karawanen von Karren, mit Möbeln, Betten, Weibern und Kindern beladen, kehrten in ihre Dörfer wieder zurück, die sie in blinder Angst verlassen. Nur die Seigneure zeigten uns ihre

Verachtung; die Schlösser waren leer, ein Verwalter war in ihnen zurückgelassen; die Vorrathskammern waren ausgeräumt, in den Kellern allenfalls ein paar Flaschen Wein, und nicht vom besten. Das Vorrücken geschah nur langsam, denn stündlich waren wir gefaßt, mit dem Feinde an einander zu gerathen; der Gelaireur-Dienst war ein anstrengender, aber wahrlich nicht minder der Dienst der Offiziere im Stabe des Höchstkommmandirenden, einer glänzenden Suite, in der sich Duzende von fürstlichen Persönlichkeiten befanden, der über zweihundert Handpferde folgten. Morgens um 4 Uhr hieß es im Sattel sein, dann ging es im Trab, im Galopp die große Straße hinauf, seitwärts über die Gräben, auf die Höhen, die das Terrain vor uns beherrschten; wieder vorwärts nach Empfang der Rapporte, immer vorwärts! Wer von den Offizieren Unglück mit dem Pferde hatte, blieb zurück; der Troß mußte ihn aufnehmen, und gab's etwa um fünf Uhr Abends Raß, dann galt es Stallung finden, denn die Burschen mit Handpferden und Gepäck trafen erst einige Stunden später ein. War Herwarth selbst an der Spitze, dann ging's noch, aber war's Oberst v. Schlotheim, so galt's immer einen tollen Ritt.

Vor Trebitsch, auf dessen felsiger Höhe wieder ein Waldstein'sches Schloß, war man auf einen Strauß mit dem Feinde gefaßt; er war aber eben abgezogen; der Verwalter des Schlosses empfing uns erstaunt, denn man hatte doch in den Feind hinein keine Quartiermacher schicken können. In Taitowitzsch, einem Fürstenberg'schen Schloß, dessen Besitzer eben gestorben, ließ uns Parlow am Abend süße Schubert'sche Lieder spielen. Am 15. vor Znaim, geriethen unsre Husaren bei Wolframitzkirchen mit den Savoyen-Dragonern zusammen und jagten diese durch die Stadt. Auf dem Marktplatz fielen noch Schüsse; ein armes Kind, das von dem Ernst dieses Soldatenspiels keine Vorstellung gehabt, ward im Bein verwundet, es mußte auf der Stelle amputirt werden. Ein Theil der Dragoner rettete sich über die

tief unten fließende Thaha und sprengte hinter sich die Brücke, ein anderer warf sich in den Fluß; die Unsrigen hinterdrein und vor unsern Augen entwickelte sich denn ein kleines Seegefecht zu Pferde.

Vergleichen Scharmügel fanden übrigens jetzt täglich statt, eines davon bei Unter-Rözbach, also schon auf nieder-österreichischem Boden. Die Vorposten der Elb-Armee schwärmten ja bereits in dem Rayon der Kaiserstadt. Trotzdem liefen unsere Leute vorwärts, wenn auch die Stiefel ihnen von den geschwollenen Fußsohlen fielen, und die Bevölkerung wunderte sich doch über das gute Aussehen derselben, denn vielfach kursorthete die Nachricht von der großen Zahl der Kranken, die sie in den Spitalern zurückgelassen. Und darin lag allerdings viel Wahres; es war ein neuer Feind aufgetreten: die Cholera. Das Regenwetter, das seit dem Einmarsch in Oesterreich fast Tag für Tag herrschte, das Lagern in den nassen Bivouaks ohne genügende Verpflegung, die Miasmen der an den Wegen liegenden Pferdekadaver, der Leichensfelder, die grünen, unreifen Kartoffeln, die aus den Feldern geholt wurden, die Anstrengung solcher Märsche, all das hatte seine Opfer gefordert und hier in Znaim z. B. begruben wir an der Cholera Gestorbene, darunter den Sohn eines reichen Berliner Verlagsbuchhändlers. Die Armee hatte das Möglichste geleistet, aber, hatten sich auch, seit sie aus dem armen Böhmen heraus, die Verpflegungs-Umstände gebessert, und brachten auch die Leute gern was sie hatten, wenn sie die ungewohnten blanken Thaler in den Händen der Soldaten sahen, es waren die Folgen all dieser übermäßigen Anstrengungen zu fürchten, und diese hatten sich auch bereits eingestellt.

Wie es in dem schon von zwei sich zurückziehenden Armeen ausgezogenen Böhmen ausgehien, als sich die Bevölkerung in die Wälder geflüchtet, davon giebt das Folgende ein Beispiel: Als ich Nachmittags mit dem Stabe in die an der Bahn

liegende Stadt Badofen einritt, in der wir rasten sollten, herrschte Todesstille in derselben; alle Thüren, alle Läden geschlossen, kein lebendes Wesen, nicht ein Hund in den Straßen. „Sehen Sie diese gastliche Stadt,“ rief General v. Egel; „kein einziger Schornstein raucht!“ Und so war es. Die ganze Bevölkerung war geflohen. Die Quartiermacher schrieben eifrig mit ihrer Kreide die Namen an alle Thüren, aber diese mußten erst mit den Kolben geöffnet werden.

Kein Wunder, wenn man in Wien übertriebene Nachrichten von dem Zustande der feindlichen Armee hatte und sich tröstete, dieselbe zähle nur noch 50,000 Mann, mit denen die Süd-Armee schon fertig werde, während Pater Klinskowström von der Kanzel verkündete, die sündigen Wiener hätten sich selbst die „preußischen Teufel“ auf den Hals geladen durch schlechte Bücher und Theaterstücke wie die „schöne Helena“, durch die Grinoline und ander sündhaftes Zeug.

Würdig benahm sich der Gemeinderath von Znaim. Seine Anschlagzettel verkündeten, es seien von Soldaten eines civilisirten Staates keine Greuel zu erwarten, mit denen man die Bevölkerung in Schrecken zu setzen versucht; man solle in seinen Häusern bleiben und wenn in der Stadt oder um dieselbe Gefechte vorkämen, seine Dienstboten nicht auf die Straße lassen. So fanden wir denn beim Einzuge an einem Sonntage alle Magazine vertrauensvoll geöffnet, und diese hatten recht gethan, denn sie machten die besten Geschäfte. Am Abend schon saßen Soldaten und Offiziere mit den Familien ihrer Wirthsleute in gemüthlicher Unterhaltung in dem romantisch gelegenen Hof des Bräuhauses; Jeder hatte seinen freundlichen Führer auf den Promenaden, wie ich in dem Buchhändler Herrn Haberler. An dem Tage gab's für uns keinen Krieg.

Desto mehr spürte man ihn schon am nächsten, dem 16. durch den Gilmarisch. Wir gingen über die Thaya und machten plötzlich eine Schwentung nach links. Die österreichische Nord-

Armee sollte nämlich mit vierzig Eisenbahnzügen von Olmütz nach Wien aufgebrochen sein, während die Brigade Rothkirch gestern unserem Kürassier-Regiment Nr. 5 und dem schlesischen Nr. 1 das Treffen bei Tobitschau zur Deckung dieses Rückzuges geliefert. Die Elb-Armee hatte also die Aufgabe, diesen Hindern zu helfen, die Nord-Armee abzuschneiden und eiligt auf Lundenburg zu marschiren, was auch nicht weiter (10 Meilen) entfernt als Wien. Zu plötzlich afrikanischer Hitze ging's vorwärts. Daß aber alles Laufen nichts half, ein großer Theil der österreichischen Nord-Armee sich schon hinter die Florisdorfer Schanzen gelegt, der übrige am Fuße der Karpathen entlang nach Ungarn marschirt, war nicht Schuld der Elb-Armee, denn mit der Eisenbahn konnte sie nicht um die Wette rennen.

General Herwarth erhielt die Nachricht davon in Poisdorf, wo er den Kolonnen der Armee des Prinzen Raum geben mußte, denn dieser hatte Lundenburg als Knotenpunkt der Wien-Brünner und Wien-Olmützer Bahn bereits besetzt, während der Kronprinz weiter nördlich in Prerau lag. — Die ganze preussische Armee lagerte also jetzt vor der Donau, à cheval der großen nach Brünn führenden Kaiserstraße, ihre Arme westlich von Stockerau gegen Krems, südöstlich über das weite Marchfeld gegen Preßburg ausstreckend.

Gablenz, so hieß es, sollte wirklich die Truppen hinter den Florisdorfer Schanzen kommandiren, die übrigen längs der Donau konzentrirten Truppen sollten unter Kommando des Erzherzog Albrecht und des greisen Marschall Heß stehen, der aber doch wohl auch hier nur als Berather anwesend. Benedek, bisher der Abgott der österreichischen Armee, stand vor seinem Kaiser und mußte sich von der offiziellen Wiener Zeitung die Frage gefallen lassen, womit er sich seinem obersten Kriegsherrn gegenüber zu rechtfertigen habe, der ihm allein und ohne jede Beeinflussung die Wahl seiner Generale überlassen.

Ich erwähne hier nur zweier interessanter Zwischenfälle während dieses Schnellmarsches in der erdrückenden Sonnengluth, die den Regengüssen folgte. Von Joslowitz, dem hoch über das Dorf ragenden, von blumigen Terrassen getragenen Schloß des Grafen H. erzählte uns der aus demselben zurückkehrende quartiermachende Offizier: als er dem Grafen den Generalstab der Elb-Armee angemeldet, habe dieser entrüstet die Antwort gegeben: „Ich weiche der rohen Gewalt!“ Als der Stab im Schloß eingetroffen, die Pferde in den Stallungen untergebracht waren und die Offiziere die Terrassen hinafstiegen, blickten aus den unteren Fenstern blonde Kindergesichter neugierig auf uns herab. Der Verwalter wies die Zimmer im Schloß an mit der Miene etwa, mit der man sich entschließt, ein Brechmittel einzunehmen; ein in Ranking gekleideter junger Mann ließ den ganzen Stab im Corridor mit der Miene der Verachtung an sich vorüber passiren. Man hielt ihn auch für einen Schloßbeamten und achtete seiner nicht.

In den Garten hinabgehend, fand ich den Direktor des Gutes, einen liebenswürdigen Herrn, mit dem ich plauderte. Ganz in unserer Nähe hatten sich Offiziere des General-Kommando, Oberst v. Stiehle, der Flügeladjutant des Königs, die Fürsten Putbus, Neuß und Solms, Graf Fürstenberg u. A. an der Balustrade gesammelt, um die Gegend und das Dorf zu überblicken. Zu meiner Ueberraschung sah ich ganz in unserer Nähe denselben jungen Mann in Ranking, zurückgelehnt in einem Gartenstuhl, die Füße auf dem Tisch, eine Cigarre rauchend dasitzen, und zu noch größerer Ueberraschung hörte ich, es sei der Schloßherr selbst, der auch den kommandirenden General keines Grußes gewürdigt und ihm in dieser Weise seine Mißachtung ausdrückte.

Niemand kümmerte sich um ihn; es ging zum Souper, das in dem in eine offene Veranda auslaufenden Schloßsaal servirt wurde. Aber die Speisen waren kaum genießbar, der

Wein reiner Eßig. Einer der Adjutanten verlangte Rothwein, die Diener aber machten widerwillige Gesichter. Der Kommandirende gab also mit der ruhigsten Miene doch seinem Unwillen Raum und befahl, eine Kompagnie in das Schloß zu legen. Das wirkte; man brachte den Rothwein. Gleichzeitig aber schritt ein schönes, blondhaariges junges Weib herein, die lange Tafel hinab, gefolgt von dem Verwalter, durch den sie sich dem Kommandirenden vorstellen ließ. Jeder ahnte, wer sie sei, schon bei ihrem Eintritt; aber eingedenk des schlechten Empfanges hier, erhob man sich doch erst, als General von Herwarth ihr artig seine Reverenz machte.

Die Gräfin war außer sich; sie beschwor den General, das Schloß mit dieser Einquartierung zu verschonen. Umsonst aber suchte sie gut zu machen, was ihr Gatte an wenigstens äußerer Achtung vor dem Feinde verschmäht hatte. Der Befehl war einmal schon gegeben; der General sprach der schönen Frau mit der verbindlichsten Miene sein Bedauern aus; diese Bedeckung des Hauptquartiers, erklärte er, sei unerläßlich, da dasselbe von den Vorposten des Feindes umschwärmt und der Generalstab in Gefahr sei, von ihnen hier abgefangen zu werden. Lächelnd fügte er hinzu, sie werde durch die Kompagnie keine weitere Belästigung haben, als daß vielleicht einer der Soldaten die Gewohnheit habe, laut zu schnarchen.

Als die Schloßherrin hinaus, wurde feinerer Wein aufgetragen. — „Noch eine Kompagnie,“ rief einer der Offiziere, „so giebt es Champagner!“ Am höchsten entrüstet über den Empfang war der Generalarzt, der, die großen Räume und offenen lustigen Galerien messend, erklärte, er werde sein schweres Lazareth in dieses Schloß legen. Vielleicht hat er sich doch dadurch versöhnen lassen, daß am andern Morgen, am 17. Juli, um 5 Uhr beim Aufbruch die Gräfin selbst in schlichtem Morgen-gewand den Stab begrüßte; der Graf lag, als wir abritten, in einem der oberen Fenster und rauchte seine Cigarre.

Der Marsch, immer in drückender Hitze, war ein eiliger; man war auf einen Kampf gefaßt. Im Trab überholte der Generalstab die 14. Division, die Ulanen voran, zur Seite die Höhen rechts und links eclairirend, auf denen sich feindliche Reiter zeigten. Herwarth's Prinzip war es einmal, stets an der Spitze seiner Kolonnen zu sein, und wiederholt war der Stab schon in Gefahr gewesen, von den feindlichen Patrouillen abgetrennt zu werden. Es war, wie täglich, ein toller Mitt in so coupirtem Terrain, auf welchem wir um Mittag das Dorf Staak mit seiner hoch aufragenden Felsruine erreichten.

Zu meinem Erstaunen erblickte ich die schwarz-weißen Farben an der Einfriedigung des zum Schloß hinauf führenden steilen Weges, und oben in demselben ward mir erst die Sache klar, als uns eine imponirende Gestalt mit weißem Haar in der großen Halle empfing, der Graf Colalto, der Besizer des Schlosses. Die Geschichtsquelle, welche das altrömische Geschlecht der Colalto's mit den Hohenzollern in Verbindung bringt, verläuft sich zwar in die Sage, hier aber machten mir die schwarz-weißen Farben diese doch glaubwürdig.

Während der Graf den Stab mit einem Frühstück bewirthete, das stehend genossen wurde, sprach man ihm von dem Benehmen seines Nachbarn; lächelnd erklärte er, es würde ihm allerdings lieber gewesen sein, wäre ihm dieser Besuch erspart worden, aber die Pflichten einer durch die Umstände gebotenen Gastfreundschaft könne er nicht verlegen.

Inzwischen machte ich mir wieder einmal den Vorwurf, in diesem Feldzuge nicht genügend geographisch unterrichtet zu sein. War's mir doch auf dem Marsch schon einmal ähnlich ergangen. Wir lagen Abends in einem wunderbar schönen, freilich vom Regen durchfeuchteten Thal, über uns ragte ein romantisch gelegenes Schloß empor. Ich fragte den Vorposten-Kommandeur Oberst v. L. nach dem Namen desselben, und als er mir antwortete, auch er kenne ihn nicht, rief ich: „In Zukunft mache

ich keinen Krieg ohne den Bädeler mit!“ — „Ich bringe ihn Ihnen!“ lachte der Oberst und kehrte mit einem Landwehr-Offizier zurück: „Herr Bädeler!“ — Aber auch der suchte die Achseln; er kannte den Namen des Schlosses nicht.

Nach einstündiger Rast erreichten wir Nachmittags Poisdorf todmüde und dürstend. Die Armee hatte gestern und heute neun Meilen in tropischer Hitze zurückgelegt und stand etwa eine Meile südlich über Lundenburg hinaus, um hier, wie gesagt, zu hören, daß wir zu spät gekommen. — Hier gab's also mehrere Tage Rast, denn die hinter uns marschirenden Divisionen hatten plötzlich Contreordre erhalten und wandten sich zurück auf die andern. Der rechte Flügel der ersten Armee war auch im Anmarsch auf Poisdorf, während der linke über die March ging; die Elb-Armee mußte sich also weiter westwärts legen, um den brandenburgischen Regimentern auszuweichen, und so entstand ein Durcheinander-Marschiren.

Die Brandenburger erwartend saß ich vor dem Kaffeehause, meinem Quartier, und da kamen sie denn, zuerst die Fünf- unddreißiger, eingehüllt in Kalkstaub wie die Mehlsackträger — voran mein Gastfreund aus der Büffelkoppel vor Düppel, Oberstlieutenant Hüner von Ostrowski, der eine weiße Kalkstaubmaske trug. Er lud mich zum Abend in sein Bivouac ein mit dem Versprechen, mich nicht wieder mit Kamillenthee wie damals zu bewirthen, und so saßen wir denn, als die Sonne niedergegangen, auf der Wiese und tranken sauren Wein. Die Offiziere trösteten sich mit einem Einzug in Wien, der mir doch sehr fraglich erschien, denn Benedetti, die Friedensstaube, war gar zu geschäftig. Indes Noth that es, wie gesagt, daß das Laufen einmal ein Ende habe, denn Stiefel und Kleider fielen den armen Soldaten schon vom Leibe, die Zahl der Kranken mehrte sich bedenklich und die Cholera griff wüthend um sich.

Die zwei Raßtage in Poisdorf thaten so wohl. Hauptmann v. Goddenthow war hier Platzkommandant und Bürgermeister, gerieth aber in Verlegenheit, als ihm Schöler den ganzen renitenten Gemeinderath von Mistelbach in zwei Omnibussen als Spione übersandte. — Kanonendonner rief am zweiten Tage Alle in die Sättel; es sei bei Ameis Gefecht, hieß es. Als man aber dort eintraf, waren unsre Leute dabei, großen Weinfässern die Böden einzuschlagen. Sie hatten ein Lager von dreimalhunderttausend Eiern erwischt und wollten trinken zu dem Eierkuchen. Fürst Putbus machte auch einen Fund in einer Dorfscheuer, einen Wohlthätigkeits-Transport von lauter mit Würst und Schinken belegten Butterbrotten, die aber schon mehrere Wochen alt waren. — Großer Durchzug von Truppen in der Nacht, zwei Armeen bewegten sich vorwärts, theilweise zum Marchfeld.

Als der Stab am 20. um 3 Uhr Morgens wieder im Sattel saß, war unsre erste Begegnung ein Wiener Friedensfiaker mit weißer Fahne. Heraus stieg ein dicker Herr in Civil, der sich dem Kommandirenden als Sekretär der französischen Gesandtschaft in Wien meldete und nach Nikolsburg zum Grafen Bismarck reiste, vermuthlich mit der Antwort auf seine von Brünn nach Wien gebrachten Vermittlungspläne. Napoleon also wollte das Letzte und Neueste verhindern, was jetzt unmittelbar bevorstand.

Um so eiliger also ging's vorwärts. Auf dem Marsch Bivuals der Divisionen; die Batterien standen zum Gefecht fertig; es mußte heute etwas geben. Stundenlang hielten wir bei den einzelnen Truppentheilen; der Kommandirende gab seine Befehle, man wollte den Diplomaten doch zuvorkommen. An ein Zaudern war ja auch nicht zu denken; in wenigen Tagen mußte der äußerste Mangel an Verpflegung eintreten, denn so viel Truppen konnte die Gegend nicht ernähren. Unsre Avantgarde befand sich ja schon angefichts der Florisdorfer

Schanzen in ununterbrochenen Scharmüheeln mit den feindlichen Vorposten. Hier muß' es biegen oder brechen.

Auf der Höhe schaute ich eine Zeitlang den Bewegungen unsrer über den Hügelrücken vorgehenden Bataillone zu, dann schloß ich mich hungershalber den quartiermachenden Offizieren an, um mit ihnen in das so einladend vor uns liegende Pyrawarth zu reiten, einen kleinen, von den Wienern gern zur Sommerfrische besuchten Badeort. Wir fanden ihn aber todt und verlassen; das Kurhaus und die Logirhäuser waren leer, in den Straßen kein Mensch, der den Muth gehabt hätte, die bevorstehende Schlacht hier abzuwarten. Ein im Kurhause zurückgebliebener Greis sagte uns, die Badegäste, etwa hundertundfünfzig Damen, seien in aller Eile geflohen. — Schade, das Bad sollte die Tugenden der Emser Bubenquelle haben! — Mit welcher Hast hier die Leßten vor dem Anmarsch des Feindes geflohen, davon überzeugten mich zurückgelassene Garderobestücke in meinem Zimmer. Einer der Offiziere erschien sogar in einem weiblichen Bademantel, als rauhe Krieger sich in die krystallklare Quelle dieses Dianenbades stürzten.

Eben im Begriff, von hier wieder zur Avantgarde und in die Lager vor Florisdorf zu gehen, um unmittelbar Zeuge der Aktionen zu sein, begegnete mir General von Schöler, der Kommandirende derselben; er hatte das Kommando der Hornschen Division erhalten, das seinige dem Grafen v. d. Goltz übergeben und war auf dem Wege ins große Hauptquartier. „Die Diplomaten haben das Wort!“ rief er mir zu. „Warten Sie bis morgen!“ Er hatte Recht gehabt. Am nächsten Morgen passirte unsre Vorposten bei Florisdorf wiederum ein Friedensengel, und in der Nacht vom 21. zum 22. um 1 Uhr kehrte Hauptmann von Döring vom Generalstabe mit der Bestätigung der von Oesterreich begehrten und erreichten Waffenruhe von Nikolsburg zurück.

Es war Sonntag. Verstimmung überall. Nach dem für

die Donau-Nebergänge bei Preßburg und Krems entworfenen Plan hätte dieser trotz dem hohen Wasserstande keine großen Opfer gelostet, während man die Florisdorfer Schanzen nur beschäftigte. Die Materialien waren alle heran; die Vorposten schwärmten jenseits Hollabrunn bis dicht an die Donau; ihre Verbindung mit der ersten Armee, die von Lundenburg auf Preßburg vorstieß, war eine enge, auch die des Kronprinzen folgte der ersten, nachdem sie Prerau besetzt.

Indeß, es hatt' nicht sollen sein! Die Waffenruhe ward proklamiert, die Bevölkerung wagte sich wieder zurück, als die Glocken der Kirche sie riefen. Jeder machte zum ersten Mal wieder Toilette vor seinem Spiegel, wenn er einen solchen besaß, und auch in den Bivouaks hielt man große Wäsche. Nur zu essen gab's nichts; mein Burjche kehrte aus dem „grünen Baum“ mit der trostlosen Nachricht zurück, es sei nicht einmal ein Schluck Kaffee zu haben. Trotzdem aber leuchteten dem armen Kerl, einem Reservisten aus Bonn, die Augen, denn er freute sich auf die Heimkehr zu den Seinen.

Jetzt galt es, Besuche in den Bivouaks zu machen, und querfeldein trabte man nach allen Richtungen. Am Nachmittage war auch ich bei den Vorposten der Avantgarde, die, als sie die Höhe der Kaiserstraße gewonnen und Wien zu ihren Füßen liegen gesehen, in ein Hurrah ausgebrochen. Sie empfingen uns zwar mit ihrem „Lehm-upp!“, aber das Klang lange nicht mehr so lustig wie bisher. Und da lag denn vor mir jetzt die liebe, lustige Kaiserstadt, so plastisch und klar, als trennten mich nur Minuten von ihr, in der ich so manche frohe Stunde verlebte. Deutlich erkennbar waren mir selbst die größeren Gebäude und Paläste in dem von den Kirchtürmen überragten Häuserwust, und dort hinter Wien glänzte auch das Schloß Schönbrunn, die Gloriette, uns entgegen, hinter ihr der Wiener Wald in dunklen Umrissen.

Die Sonne neigte sich schon gen Westen, als wir in einer

der vordersten Offiziershütten der Husaren, hart an der großen Kaiserstraße, saßen, auf deren anderer Seite, eben so hart am Wege, die schweren Reiter lagerten, während der Weg gerade aus nach Florisdorf ins Thal hinab führte. Es gab frische Kartoffeln, Brathändl und sauern Wein zum Abendmahl. Zu unsern Füßen schlängelte sich die Donau durch das weite Thal. Korneuburg, Klosterneuburg streckten ihre hellen Thürme aus dem sich immer dunkler und heimlicher färbenden Grün. Ein dünner, von den Goldfäden der Sonne durchzogener Nebel legte sich über das Häusermeer der Kaiserstadt, aus welchem der Stephansthurm in den blauen Aether hineinragte. Dort westlich erhoben sich in massiven, vom Wald übergrüntem Umrißen der Leopoldsberg und der Kahlenberg, mich erinnernd an so manche Promenade, die ich in heiterer Gesellschaft da hinauf gemacht, mich gemahnend an einen Abend des vorigen Sommers, an welchem uns der greise Graf Reichenbach, der Erfinder des „Odi-Magnetismus“ in seinem lustigen Heim bewirthete. Heute saßen Gäste auf der Veranda des Klosters, die uns durch ihre Fernrohre betrachteten.

Dunkler färbten sich die Höhen, dichter ward der Nebel über der Stadt. Die scheidende Sonne warf ihre letzten röthlichen Strahlen auf einzelne Fenster der Vorstädte Wiens, die wie funkelnde Goldplatten uns entgegenblitzten. Hinter uns begannen die Lagerfeuer ihr Geknister, in dicken Wirbeln stieg der Qualm in die Luft, die Flammen zuckten hinauf, immer höher; rings um uns loderten die Feuer. Es herrschte allgemein eine gewisse Abspannung. Plötzlich aber lachte einer der Offiziere der schweren Reiter, der mit dem Wiener Fremdenblatt in der Hand dalag, laut auf. „Da seht her!“ rief er. „Die Wiener sind immer fesch! Sie beschämen uns! Da steht's mit großen Lettern: „Ob der Feind vor den Thoren oder nicht, heute Abend großes Konzert im Sperl!“ — Inzwischen leuchte ein Marktenderwagen mit Bier aus der Vorstadt herauf, und

„Lehm-upp“ hieß es auch bei den Weibern. Ein „Friedens-Fialerl“ mit weißer Fahne folgte indeß bald dem Marktetender, den Weg durch die Bivualz nehmend, und wieder ward Blindesuh gespielt zur Enttäuschung der Herren Diplomaten, als sie aus dem Wagen steigen mußten, um sich die Augen verbinden zu lassen, wie das schon am Tage vorher mit dem österreichischen Unterhändler Grafen Degenfeld und seinen Begleitern, dem Grafen Karolhi, dem Herrn von Brenner und dem Attaché Kueffstein geschehen.

Aus war's also, das große blutige Drama. Es war soeben, nachdem der General von Bose den Feind vollständig umgangen, zwischen den militärischen Bevollmächtigten auch die Demarkationslinie vor Preßburg festgestellt, das Gefecht dort durch diese Nachricht abgebrochen worden und Stülpnagel, der alte Haudegen, hatte hier noch einen Trumpf drauf gesetzt, daß die Brigade Bose wenigstens die Nacht hindurch auf ihrer errungenen Position vor den Thoren Preßburgs stehen bleibe.

Am 23. Vormittags marschirten wir westwärts nach Ladendorf und bezogen Quartier in dem hoch und romantisch gelegenen fürstlich Rhevenhüller'schen Schloß. Hier verabschiedete ich mich bei dem Höchstkommandirenden der Elb-Armee, Herwarth von Bittenfeld, der damals schon siebenzig Jahre zählte. Bewundernswerth stramm hatte er stets an der Spitze des Stabes im Sattel gesessen; an diesem Morgen, als ich ihn schreibend, den Rücken zu mir gelehrt, am Ende des großen Salons saß, beobachtete ich, wie mühselig er sich doch erhob, wie er aber dann aufgerichtet kerzengerade in seiner ganzen Länge vor mir stand. Er gab mir als Andenken an den Feldzug seine Photographie, und selbst seine Schriftzüge auf derselben verriethen noch die feste Manneshand. Es war sein letzter Feldzug, an welchem er sein hohes Verdienst hatte, da seiner Armee die Aufgabe geworden, den linken Flügel des Feindes stets zu überholen, die er denn bis zum letzten Momente glänzend

gelöst. Ich sah ihn später noch öfter am Rhein, immer als liebenswürdigen Cavalier.

Am Nachmittag winkte mir bereits auf der großen Chaussee von Nikolsburg der Calvarienberg, das imposante Schloß der Dietrichsteine, zu dessen Füßen die Stadt liegt. Dede und still war's hier im großen Hauptquartier; die Herren hielten vielleicht ihren Mittagsschlummer. Ein Plakat an den Ecken interessirte mich. Der Bürgermeister des Städtchens beruhigte in einer Ansprache die Einwohner damit, daß: da die Preußen zu den civilisirteren Nationen gehörten, keine Grausamkeiten von ihnen zu befürchten seien. Das war vernünftig von dem Herrn.

Lebendiger fand ich es auf dem von dem schönen Schloß beherrschten Platz, in welchem ersterem der König residirte und an welchem eben der Friede verhandelt wurde. Offiziere, Feldmäßig, aber sauber wie in der Garnison, Civilisten mit Filz-, ja sogar mit Cylinderhüten, Johanniter, Samariter, die Lazarethwohlthäter mit rothgekreuzter Armbinde, Diplomaten mit zugeknöpften Mienen, Herren in Glacéhandschuhen und weißen Kravatten standen da beisammen, unter ihnen mehrere Berliner Polizei-Hauptleute und Freund Stieber, der Feldpolizei-Direktor. — Eine andere Gruppe bestand aus höheren und höchsten militärischen Angehörigen des großen Hauptquartiers, unter ihnen die hohe sympathische Erscheinung des Herzogs von Coburg. Ich fühlte mich ein wenig genirt wegen meiner reduzirten Garderobe, als der Herzog mir freundlich die Hand reichte, und entschuldigte mich damit, daß ich vergeblich auf meinen Schneider in Wien gerechnet habe; es sei mir vor Allem ein Bedürfniß, da die Waffenruhe bis zum 3. August verlängert und der Friede wahrscheinlich, einmal wieder ein anständiges Diner zu finden. Die Herren schüttelten bei dem Worte Friede noch zweifelnd die Köpfe. Geheimrath Bork, der dabei stand, deutete auf eines der Häuser, an welchem eine weiße Fahne die Aufschrift trug: Restaurant des königl.

Hauptquartiers. „Sagen Sie, man soll Ihnen eine von meinen Flaschen Champagner geben!“ rief er mir zu. — Vor dem Hause, in welchem Graf Degenfeld, der österreichische Friedensunterhändler, abgestiegen, sah ich wiederum einen Wiener Friedens-Fiakler, dessen Kutscher mit Seelenruhe in der Sonne eingeschlummert. Man erwartete eben auch die piemontesischen Bevollmächtigten, die ja auch mitzusprechen hatten, nachdem ihnen in Böhmen und Mähren Venetien erobert worden, und wirklich traf auch vor der „Rose“, der Kommandantur des Hauptquartiers, ein Wagen mit dem piemontesischen General Gavone und seinem Adjutanten ein.

Lebendiger wurden die Gruppen auf dem Platz. Auch die französischen Diplomaten schritten mit tiefesten Mienen, begleitet von einigen preussischen Offizieren, über den Markt. Um den Friedens-Fiakler sammelten sich neugierige Patrioten der Stadt, die mit entblößten Häuptern bangend des Momentes harzten, in welchem die österreichischen Friedensvermittler denselben wieder besteigen würden, um aus ihren Mienen zu lesen, was zu hoffen oder zu fürchten.

Die Situation hatte wirklich etwas Dramatisches. Man war in hohem Grade gespannt auf den Lauf der Verhandlungen da oben, über uns. Auch ich vergaß den mir winkenden Champagner und trat mit einigen der Herren in das Kaffeehaus, in welchem die schöne Adele den Koffa servirte. Die Nachrichten, die der Eine und der Andere brachte, waren widersprechend. Man urtheilte einerseits nach der so milden, also versöhnlichen Stimmung, in der sich der König befinden sollte; von anderer Seite aber ward behauptet, der Monarch begehre einen dem vergossenen kostbaren Blute seines Volkes entsprechenden Preis, und dieser Meinung neigte auch ich zu, mich erinnernd, wie schroff der König am Morgen nach Königgrätz auf dem Schlachtfelde den General Gablenz abgewiesen.

Draußen vor dem offenen Fenster sah ich einen Mann stehen,

der etwas wissen konnte, Louis Schneider, den Vorleser des Königs, der eben vom Schloß herabzukommen schien und Depeschen in der Hand trug. „Schneider,“ rief ich dem alten Bekannten zu, „wissen Sie denn nicht, wie die Sachen da oben stehen?“ — „Keine Spur!“ versicherte er, und in seinem Buche „Kaiser Wilhelm“ überzeugte ich mich, freilich mehr als zwanzig Jahre darauf, bei dessen Erscheinen, daß auch er nichts gewußt, denn auch in diesem sprach er nur von der ruhigen Stimmung des Königs.

Hätt' ich damals ahnen können, daß so viel später noch, d. h. erst kürzlich, darüber gestritten werde, ob die verhältnißmäßig so milden Friedensbedingungen ein Ausfluß von des Königs Versöhnungsliebe, ob Bismarck zum Frieden gedrängt, indem er auf die Bedenklichkeit der Fortsetzung, auf die Krankheiten in der Armee und die diplomatischen Verwicklungen hingewiesen, ob der Kronprinz zur Fortsetzung des Krieges oder zum Frieden gerathen — ich hätte mir an jenen Tagen an Ort und Stelle alle die Aeußerungen von dem Könige nahestehenden Persönlichkeiten aufgezeichnet, und diese hätten wenigstens einen Anhalt zur Wahrscheinlichkeitsberechnung gegeben. Scharf war die Spannung, das verriethen die hoch erregten Gesichter der Herren; einer von ihnen, den hier zu nennen ich anstehen muß, trat sogar in das Restaurant mit dem Ausruf: „Kein Gedanke an Frieden!“ während bald darauf ein Anderer, sich mit frohem Gesicht die Hände reibend, aus dem Schlosse kam, sich geheimnißvoll mit einem fürstlichen Kameraden unterhielt und dann ausrief: „Der König ist gar nicht gegen den Friedensschluß!“ Ganz aufgeklärt ist auch heute trotz allem Hin- und Herreden und -Schreiben noch nicht, wie damals in Nikolsburg der Friede zu Stande gekommen; auch der Herzog von Coburg erklärt in seinen Memoiren, es sei nicht seine Sache, als der erste diesen Schleier zu lüften, erwähnt aber vorher der vom Kronprinzen ihm nach der großen Schlacht gemachten Aeußerung,

er habe sich geschworen, Alles zu thun, damit aus diesem blutigen Siege für Preußens und Deutschlands Heil die richtigen Früchte erwüchsen.

Die Tage verstrichen in derselben Spannung. Bei einem Ausfluge nach dem benachbarten prachtvollen Liechtenstein'schen Schloß Eisgrub, dem Hauptquartier des Kronprinzen, hatte ich das Glück, diesem wieder zu begegnen, als er, seinen Adjutanten mit einer Meldung erwartend, an seiner Equipage stand, um nach Nikolsburg zu fahren. Er schien sehr erregt und ungeduldig; um keinen Preis hätt' ich eine die Situation betreffende Frage gewagt, als ich, ihn erkennend, respektvoll vom Perron der Gartenfassade zurück treten wollte und der Kronprinz einige freundliche Worte an mich richtete; denn bei all seiner Leutseligkeit und Herzensgüte konnte man es bei dem hohen Herrn durch ein Wort gar zu leicht verderben, und mir am wenigsten stand diese Frage hier zu.

Am dritten Tage sollte am Mittag 12 Uhr die Entscheidung geschehen, aber sie kam nicht. Indes war das baldige Eintreffen des Couriers annoncirt, da vom ersten Moment der Waffenruhe Nikolsburg und Wien durch Telegraphen verbunden und der Weg mit Relais bestellt war; und dieser Courier traf am Nachmittage richtig ein. — Die Waffenruhe war bis zum 2. August verlängert. Langeweile trat an die Stelle der Spannung. Ein Blick in die autographirten Waffenstillstandsbedingungen belehrte mich, daß bis zum Friedensschluß fast ganz Böhmen und Mähren als Garantie in den Händen der Preußen bleibe.

Allgemeine Abspannung, abgestumpfte Nerven, gelangweilte Gesichter. Die Regimenter, die Nikolsburg passirten, sie marschirten nach rückwärts. Man erzählte sich allgemein den Inhalt der vereinbarten Friedenspräliminarien: Venedig an Italien, Oesterreich im Vollbesitz seiner Staaten unter Verzicht auf seine Anrechte an Schleswig-Holstein &c. Auch ich verließ also Nikolsburg.

Trostlos sah's an den Stätten der Kämpfe, auf den Aekern, Wiesen, in den Wäldern weit, weithin aus, durch welche der Weg nach Brünn führte; trostloser noch war die Zukunft aller dieser Aermsten, die mit vom Elend, vom Hungertyphus gezeichneten Gesichtern auf den Brandstätten, den Trümmern ihrer Habe umherschlichen. Alles war aufgezehrt; es ward nicht mehr gedroschen, gebacken, gegessen; Hunger überall, so daß die Verzweiflung die Unglücklichen sogar antrieb, Proviant-Transporte des Feindes zu überfallen, um sich dann mit stumpfen Gesichtern der Ergebung zur Bestrafung abführen zu lassen. Sie mußten ihnen doch wenigstens Brot geben, die Sieger, die ihnen Alles genommen; und hier in Mähren waren es Deutsche, Weiber und Kinder, die wir händeringend in deutscher Sprache jammern hörten! —

Brünn war mit Truppen überfüllt; die Cholera erhielt Alles unter bleichem Schrecken. Man sprach nicht davon, aber man wußte, wie viele Opfer sie heimste. Unsere Eisenbahn-Beamten hatten die Strecke nach Prag schon so weit hergestellt, daß der erste Militärzug abgelassen werden konnte. In diesem Raum für mich suchend, ward mir freundlichst durch einen der Offiziere vom Coupé-Fenster aus ein Platz geboten, und diesen dankte ich dem liebenswürdigsten Fürsten, dem Herzog von Coburg. Sr. Hoheit Truppen hatten bekanntlich einen so ehrenvollen Theil an dem Kriege genommen, der Fürst selbst war in der Schlacht von Königgrätz den ganzen Tag an der Seite des Königs gewesen und schien jetzt ebenfalls, da alles zu Ende, in heiterster Stimmung. Seine Unterhaltung würzte ein trefflicher Soldatenhumor.

Prag seufzte unter der Last der Einquartierung. Am 3. August kam auch der König, stieg mit Gefolge im „Stern“ ab und setzte am nächsten Tage die Reise über Reichenberg fort. Auf den Zug des Kriegsministerium wartend, ging ich Abends ins Theater, um den Direktor Wirsing zu begrüßen. Er sollte auf der Bühne sein.

Ich betrat also dieselbe und gerieth hinter den vordersten Coulissen gleich mitten hinein in das Corps de Ballet, denn man gab eine große Oper. Aber wie ein Schwarm Flamingo's stoben sie mit ihren Rosa=Gaze=Röckchen, den nackten Halsen und den weißen Beinen vor mir aus einander, als sie eine preußische Militärmütze auf der Bühne erscheinen sahen. Auch der Insipient beruhigte sich über diese Invasion erst, als ich ihm meinen Namen sagte, und nannte die Erschrockenen „einfältige Gänse“, wogegen ich nichts einzuwenden hatte. — Im Theater begegnete ich Fräulein Horina, einer jungen Künstlerin, die bisher am Königlichen Schauspiel in Berlin engagirt gewesen, mit ihrer Mutter. Ich lud die Damen ein, am nächsten Nachmittag mit mir auf der Sophien=Insel bei einer Tasse Kaffee zu plaudern. Auch die junge Künstlerin erschrak vor dem Gedanken, in Gesellschaft eines Preußen gesehen zu werden, aber sie entschloß sich doch aus Freundschaft und ich verbrachte also einige angenehme Stunden — die letzten in dem schwergeprüften Oesterreich, denn am Abend, als schon der Zug des Kriegsministerium bereit stand, war der Eisenbahn=Inspektor Schwabe so freundlich, mir in dem einzigen Waggon, mit welchem er nach Bodenbach voraus eilte, einen Platz zu offeriren. —

So beklagenswerth auch dieser Feldzug als ein Bruderkrieg, der Präliminarfriede von Nikolsburg war der erste Schritt zur endlichen Versöhnung zweier Nationen, die nie mehr die Gemeinjamkeit des Blutes vergessen sollten.

So saßen denn auch wir wieder wie ehemals Abends beisammen im hintern Salon des Café du Helder, noch friedlich unrasselt nur von den Domino-Steinen auf den Tischen um uns her, und die Hauptunterhaltung war natürlich die Hof-Blague, die sich nie erschöpfte, und das Theater. Die beiden Impresarien Ullmann und Moriz Strakosch sorgten für den Stoff und kein Abend verging, an welchem nicht von den beiden Patti's, den Schwägerinnen Strakosch's, die Rede. Adelina, deren Manager er war, stand nicht nur auf der Höhe ihres Ruhmes, auch auf dem Punkt, ihrem Führer aus dem Garn zu gehen. Marquis de Gaur nämlich, den man jeden Abend in der Hofloge, dem Kaiser und der Kaiserin gegenüber, mit dem Monocle im Auge zu sehen gewohnt, freite schon seit lange um den Goldsüß. Er war kaiserlicher Stallmeister, sein Stiefvater war der Herzog von Balmy; Napoleon hatte bereits zweimal seine Schulden bezahlt. Gab's einen Würdigeren als ihn? Adelina wollte nun allerdings gern Marquise und später Herzogin werden, als solche also wie die Fürstin Metternich, die Pourtalès u. A. ihr Tabouret im Cercle der Kaiserin haben, aber es waren zwei, die ihr Vernunft redeten, Papa Patti und Strakosch.

Dem Letztern namentlich machte der Marquis große Sorge. Schauffirt kam Strakosch Abends aus der Oper, wenn Adelina gesungen und der Marquis auf der Bühne gewesen, und die Miene, die sie diesem dann gezeigt, war ihm immer ein bedenklicher Gradmesser gewesen. Daß der Marquis sie endlich fangen werde, war unzweifelhaft, und wirklich stürzte eines Abends Strakosch verzweifelt ins Kaffeehaus — er hatte sie!

Ullmann lachte sich ins Häufchen. Er war früher mit Strakosch associirt gewesen, hatte ihm Adelina geschäftlich überlassen müssen und dafür die einige Jahre ältere Schwester Carlotta als Sängerin ausbilden lassen. Fortab war also fortwährend von dieser die Rede. Carlotta kostete Ullmann schon ein Heidengeld; sie hatte Stimme und war auch schon

mit Erfolg aufgetreten, war aber doch nur als Concertfängerin zu gebrauchen. Ich nannte sie stets ihrer hohen Stimmlage wegen eine Clarinette. Aber sie hatte noch einen andern Fehler, ein verkürztes Bein, und auch das machte sie für die Bühne unbrauchbar. Ullmann wagte nicht einmal, sie in Paris mit ihrem Hinterfuß im Concert angesichts des Publikums über die Estrade gehen zu lassen und war schon mit einem berühmten Mechaniker in Beziehung getreten, um ihr eine Maschine anfertigen zu lassen, in der sie sich mit Grazie präsentiren konnte, denn Carlotta war kräftig gebaut und ihr Fehler also doppelt auffallend. Ihr Papa, so erzählte Ullmann, sollte sie einmal in New-York als Kind gegen die Bettwand geworfen und ihr dadurch das Bein gebrochen haben. —

Adelina war längst Marquise, als uns Ullmann eines Tages einlud, in der Salle Herz Carlotta's Debut in ihrer Spaziermaschine beizuwohnen.

Und Carlotta, diese robuste Frauengestalt, maß in der That, von ihrem Accompagnateur geführt, vor unsern prüfenden Augen die Estrade mit so sicherem Schritt, daß Ullmanns Gesicht strahlte. Sie sang vor dem eingeladenen Publikum mit großem Beifall, aber sie blieb immer die Clarinette.

Er begann also mit ihr seine Tournée. Ich glaubte, ihn los zu sein; eines Morgens aber, als ich auf einer Reise ahnungslos im Hotel Disch in Köln noch im Bette lag, überfiel er mich, um mir zu sagen, daß Carlotta morgen hier auftreten werde. Er quälte mich, für Deutschland etwas über ihn zu schreiben — „meinetwegen etwas Schlechtes!“ rief er, als ich das ablehnte. „Machen Sie mich so schlecht, wie Sie wollen, nur schreiben Sie über mich!“ Grund genug, eilig abzureisen. Aber er erwischte mich wiederum in Wiesbaden mit demselben Verlangen. Reclame war ihm ja Alles und für diese opferte er große Summen. — Auch Strakosch seinerseits tröstete sich inzwischen mit einem neuen „Stern“, den er entdeckt haben

wollte; aber sein eigner schien doch schon im Untergehen. Als er endlich so weit war, Minnie Hauck den Parisern vorzuführen, war er in großer Verlegenheit um eine wirksame Reclame, denn das Publikum der großen Oper ist in Paris ein sehr *difficile*. Mit dieser Sorge kam er eines Abends ins Kaffeehaus und beschwor uns, irgend etwas ganz *Exorbitantes* zu erfinden. Vielleicht war ich nun selber Schuld an Dem, was an diesem Abend erlitten wurde. In den nächsten Tagen nämlich brachten die pariser großen Boulevard-Zeitungen die Nachricht von dem bevorstehenden Debut der neuen Sängerin und diese ward dem Publikum mit der Erzählung interessant gemacht: Minnie Hauck sei von deutschen Eltern an der Indianergrenze geboren. Eines Tages, als sie, ein Kind noch, sich ganz allein in dem einsamen Blockhaus befunden, ward dasselbe von Rothhäuten überfallen, die das Mädchen zu skalpiren Miene machten; die kleine Minnie aber, nicht faul, ergriff mit Todeswuth ein Beil und jagte die Rothhäute in die Flucht. — Am Abend des Debut herrschte in der Oper über die Sängerin die Meinung, sie möge sehr tapfer sein, aber singen könne sie noch nicht.

Stratofsch's Stern war, wie gesagt, im Untergehen; er hatte kein Glück mehr mit neuen Zöglingen oder Schülzlingen, wie z. B. der kleinen Stella Faustina, einem zierlichen Püppchen, das unter diesem Namen auftrat, weil sie bei ihrer Geburt nur Faustesgröße gehabt, ferner mit der Thursby, seinem letzten Zögling Nikita u. A. Er besuchte mich später mit Stella und Die Bull, der in hohem Alter noch eine junge Frau geheirathet und mich an König-Tollert, den Direktor des Petersburger deutschen Theaters erinnerte, der mir auch im angehenden Greisenalter seine blutjunge Gattin präsentirte, die er nur seine Puppe nannte. — Um der Thursby willen gerieth ich übrigens Ende der siebziger Jahre mit Stratofsch, der sonst ein Mann der liebenswürdigsten Formen,

auf gespannten Fuß, weil ich seinem Wunsch nicht entgegenkam, sie in meinem Salon vorzuführen, in welchem uns Ole Bull so genußreiche Stunden bereitete. Der große Geiger war damals etwa siebenzig Jahre alt; er glaubte, der Abend seines Lebens sei ebenso lang wie die Abende seiner nordischen Heimath, aber es war doch eben nur eine Mitternachtssonne, die ihm glänzte. Ich erinnere mich gern, wie er uns seine bekanntlich sehr wechselvollen Schicksale in großen Umrissen erzählte, dann plötzlich sich in seiner ganzen knorrigen hohen Norwegergestalt erhob und uns eins seiner Meisterstücke vortrug. Die Musikgelehrten nannten ihn stets gern einen Autodidakten, aber selbst in seinem hohen Alter zeigte er noch dieselbe paganinische Leidenschaft auf seinem Instrument. — Es macht immer einen wehmüthigen Eindruck, einen großen Künstler an den Grenzmarken seines Lebens stehen zu sehen, während er noch lange nicht an denen seines Könnens angelangt.

Ebenso wenig Glück wie Strakosch hatte Allmann, nachdem sich Carlotta, die mit dem General Bataille in intimer Beziehung, auf eigne Füße gestellt. Er ließ eine Nichte von sich für schweres Geld ausbilden und erwartete Großes von seiner Bertha; schließlich aber war sie ihm — durchgegangen. Ich sah ihn auch ferner alljährlich, immer an seinem Platz im Café du Helder, aber er war unverdaulich geworden und hatte vielleicht aus Mangel auch seine kostspielige Leidenschaft für Taschenuhren aufgegeben, Patience aber legte er noch immer stundenlang; er ersann dabei die raffinirtesten Pläne, brachte es aber doch zu nichts mehr. Ich floh endlich sogar seine Nähe, denn er schnupfte abscheulich, hatte stets sein feuchtes, baumwollenes Taschentuch in der Hand und nieste mir ins Gesicht. Im Jahre 1881 begegnete ich ihm noch in Berlin im Hotel de Rome. Er wollte dort einen Sänger zum Debut bringen, hatte aber auch damit kein Glück mehr und schied einige Jahre nach Strakosch aus seinem unruhigen Leben, arm, wenigstens mittellos, er, der Millionen besaß!

Um jene Zeit, von der ich hier eben abgeſchweift, ging übrigens ein anderer Stern am Himmel der Kunſt auf — die blonde Chriſtina Nilſſon, eine echte Tochter Scandinaviens, ſtarlknochig, dabei ſchlank und anmuthig. Ich hatte ſie ſchon früher in Flotow's „Martha“, am Théâtre lyrique gehört, an welchem ſie, ein Kind blutarmer Eltern, das daheim auf den Märkten geſungen, engagirt war. Niemand ſuchte an jenem Theater in ihr, waſ ſie wirklich zu leiſten vermochte; ein glückliches Zufammentreffen brach ihr indeß die glänzendſte Künſtlerbahn. Choudens, einer der bedeutendſten Muſik-Verleger, machte mich mit ihr bekannt; er intereſſirte ſich für die beſcheidene und anmuthige Künſtlerin und dachte deßhalb immer daran, ihr eine größere Bühne zu öffnen.

Ambroiſe Thomas, der oft zu ihm kam, hatte dazumal ſeine Oper „Hamlet“ beendet. Choudens fragte ihn eines Tages, wann er denn mit derſelben heraus komme. Thomas antwortete achſelzuckend, er habe ja keine Ophelia! — «La voilà!» rief Choudens, auf die Nilſſon zeigend, die eben in ſein Bureau trat. Thomas hatte, wie er mir ſelbſt geſtand, kein Vertrauen, aber um ihres Gönners willen begann er, ihr die Rolle einzustudiren. Er war endlich in hohem Grade zufrieden und ſein Werk ging in Scene.

Die Nachricht, daß die Nilſſon an der großen Oper die Ophelia ſingen ſolle, erregte in Paris große Senſation. Niemand glaubte an Gelingen. Wie immer die Generalprobe ein Ereigniß, bot man Hunderte von Francs, um ein Einladungsbillet zu erreichen, und an dem entſcheidenden Abend ſah man in den Räumen des (damals noch des alten) Opernhauses die glänzendſte Geſellſchaft. Hof, Ariſtokratie, Börſe und Literatur, Alles war erſchienen und in hoher Spannung. Choudens, der für ſeinen Schützling ſo lange gezittert, zeigte ein triumphirendes Geſicht, denn er ſelbſt war bei den letzten Proben zugegen geweſen.

Die Ausſtattung der Oper war eine magnifiſte und verfeſtete

das Publikum gleich in eine weihevollere Stimmung; die Sänger wetteiferten vor dieser glanzvollen Versammlung; den Preis aber trug doch die Heldin davon, denn sie ri mit ihrem Gesang Alle hin; die Bühne füllte sich buchstäblich bis ber die Rampe mit Blumen und Kränzen und seit dem Abend gab es eine Nilsson, denn am nächsten Tage feierten die Pariser Journale sie als die erste Sängerin Europa's. Hatte sie dem Komponisten zu danken, so war jetzt das Umgekehrte der Fall; denn im Erfolg halfen ihm ber seine „Mignon“ hinaus nur die glänzende Leistung der Nilsson und der scenische Effekt einer ebenso glänzenden Ausstattung.

Während die Kunst florirte, trieb die Literatur ihre wildesten Blüten. So lange das zweite Empire schon bestand, hatte sie sich doch nicht in diesem Mae zum Ausdruck der durch den Hof und seine Kreaturen in Gesellschaft und Volk getragenen Sittenverderbnis gemacht wie jetzt. Rochefort, der unverzohuliche Feind der Kaiserreichs, geiselt dieselbe in seinem «Les Franais de la dcadence», aber freilich erfolglos, denn die Gesellschaft gefiel sich so, wie sie war, in ihrem Nothwendigen. Was wenige Jahre später die Commune that, war nur roher, brutaler, — berlicher nicht als man schon jetzt war.

Morny, der natürliche Sohn der Königin Hortensie, ein Abenteuerer, Spieler, Gauner, ein Lump in Folio, war erst kürzlich gestorben, aber der merikanische Krieg noch im Gange, den er um der elendesten Geldspekulation willen angezettelt. Es war die Zeit Rouher's, des Vice-Kaisers, Walewski's, Olivier's und der Uebrigen, die auch politisch den Karren in den Noth schoben, in welchem mit ihm die ganze Gesellschaft ertrinken sollte. Beide Geschlechter wateten schon bis an die Knie in dem immer höher aufsteigenden Grundwasser; in den Tuileries hatte die Kaiserin ihren petit crele, in welchem sich

die Damen nicht nur des napoleonischen Adels, auch alter verkommener Geschlechter, die man alle in den Boulevardblättern bei Namen nannte, „encanaillierten“, die Bänkelsängerin Theresja empfingen, ihren « bock » tranken und lebende Bilder der frivolsten Art stellten. In den Faubourgs, dem quartier Bréda, wohnte die haute cocotterie in Möbeln, die Millionen kosteten, im Bois fuhr sie in Equipagen mit gepuderten Dienern; eine Cora Pearl, eine kleine Blondine, die den Satan im Leibe hatte, vergeudete spielend die Millionen, die an der Börse gewonnen wurden, und die femme honnête, oder vielmehr die femme du monde, wie sie sich nannte in dem richtigen Gefühl, daß die erstere Bezeichnung nicht mehr zutreffend, wetteiferte im schamlosesten Luxus mit diesen Dirnen. Ein Bühnendichter legte sogar einer Dame der Gesellschaft die Worte in den Mund: « Être une femme honnête, je le veux bien; mais d'en avoir l'air . . . ? »

Der Pariser Salon, einst die Stätte des guten Geschmacks, des Esprit, die Pflanzschule der Galanterie, ward von den jungen Männern nur noch besucht, um zu gähnen und danach die Nächte im Café anglais, im Moulin rouge mit den „Biches“ beim Champagner zu verjubeln. Selbst die Kirche ward entweiht in dem Grade, daß eine der berühmtesten der Demi-Monde, die neben den femmes honnêtes in der Madeleine zu erscheinen pflegte, gefragt, warum sie die Kirche nicht mehr besuche, die Antwort gab, sie könne nicht, sie habe Trauer!

Der Spiegel dieser Gesellschaft war, wie gesagt, die Presse, die täglich aus den Boudoirs, aus den Schlafzimmern der femme honnête sowohl wie der Cocotte die indiscretesten Dinge erzählte — und Beide fühlten sich geschmeichelt. Gab es einen Gesellschafts-, einen Familien-Scandal, so rissen sich die Boulevardblätter um den kostbaren Stoff, wie z. B. den folgenden.

Armond Graf de Guerry de Maubrenil, Marquis d'Orvault,

vermählte sich mit achtzig und einigen Jahren mit einer Kutsherstochter, die unter dem Namen Madame de la Bruyère als Courtisane anderthalb Millionen erworben. Graf Guerry hatte schon unter dem ersten Kaiserreich seine Rolle gespielt, als Kapitän der Chevaux-Legers des Königs von Westfalen den Krieg in Spanien mitgemacht, sein Vermögen vergeudet, dann einen tödtlichen Haß gegen Napoleon I. gefaßt, als ein Machtwort desselben ihn um den Gewinn einer großartigen Schwindelei brachte, mit der man Spanien ausjog. Er zog also später mit den Allirten in Paris ein, sein croix d'honneur an dem Schweif seines Pferdes im Roth durch die Straßen schleppend; er war es, der auf dem Vendôme-Platz den Strick um den Hals der Napoleonsstatue schlang und sich zum Werkzeug einer dunklen Affaire zur Ermordung Napoleons hergab, als deren Urheber man Talleyrand beschuldigte. Letzteres ist nicht aufgeklärt worden; bestätigt aber ward, daß Graf Guerry die Wagen der Erbkönigin von Westfalen überfallen und ihre Reisetöffer und ihre Diamanten gestohlen. Von Talleyrand dezavouirt, ward er zu fünfjährigem Gefängniß verurtheilt und rächte sich dafür später dadurch, daß er ihm öffentlich eine wuchtige Ohrfeige gab.

Dieser Mann, lange verschollen, tauchte jetzt wieder auf als Greis und Gatte einer der berühmtesten Courtisanen, an die er gegen eine elende kleine Rente seinen Namen verkauft. Ein Prozeß, den die habgüchtigen Eltern des jungen Weibes gegen dieses einleiteten, brachte einen ganzen Berg schmutziger Wäsche zum Vorschein, u. A. daß Graf Guerry, die Verhältnisse seiner Frau ordnend, eine Reihe von jungen Männern wegen Wechsel bis zur Höhe von je 30,000 Franken verklagt, welche diese der Dame für das Vergnügen ihrer Bekanntschaft ausgestellt und einzulösen vergessen. — Es ist unmöglich, hier all den Schmutz aufzudecken, in welchem die Journale bei dieser Gelegenheit mit Behagen wühlten.

Aber die Pariser Gesellschaft schwelgte ja in diesen Stoffen. Zola mit seinem Wahlspruch *naturalia non sunt turpia*, damals noch ein stümperhafter Anfänger, verstand den haut goût nicht. Feydeau's Roman «*La comtesse Chalis*» dagegen, der um die Zeit des obigen Prozesses erschien, hatte sich seine Leute aus der höchsten Gesellschaft herausgesucht. Jeder erkannte in den Helden den Herzog von Grammont-Caderouffe und die Gräfin C. Die letztere, ein schönes, kokettes Weib, vermählt an einen kranken Gatten, der um seiner Gesundheit willen weit fort im Süden lebte, verzehrte ihre Rente von 40,000 Fr., machte sich aus dem Ehebruch eine Unterhaltung mit dem immens reichen, albernem und häßlichen, kaum zwanzig Jahre alten Fürsten, hier Titian Oyo genannt, dem Modell eines petit crevé; sie ließ sich von ihm prügeln und gerieth durch seine Vermittlung in intime Beziehungen zu einer Courtisane. Ein haarsträubendes Drama, das Feydeau erzählt, aber jeder Federstrich eine nackte Wahrheit, denn die Gräfin C. erschien in der Wirklichkeit einmal auf einem Ball im Costüm der schönen Helena.

Kurz vorher hatte Feuillet seinen «*Monsieur de Camors*» gebracht, dessen Held, wie jeder wußte, Herzog v. M. Dieser Held, einer der liderlichsten der aristokratischen Jugend, erst zwanzig und einige Jahre alt, verdiente sich seine Sporen, indem er die Gattin seines besten Jugendfreundes verführte. Er reitet nämlich eines Tages an dem Hause seines einstigen Schulfreundes vorüber, der ihn anruft, in sein Haus führt und ihm sein schönes Weib und sein Kind zeigt. Vierzehn Tage später verreis't der Harmlose und das junge Weib wird im Handumwenden das Opfer dieses zweiunddreißigtarätigen Bösewichts. Als sie aus ihrem Taumel erwacht, blickt sie ihn mit Entsetzen an: «*Comme vous devez me mépriser!*» ruft sie in Thränen. — «*Parbleu!*» antwortet er. „Jeder Andere an meiner Stelle würde Sie auch verachten!“ und geht seines Weges. — In

derjelden Nacht erschießt sich übrigens sein Vater, blasirt und ruinirt, und hinterläßt dem Sohn ein Testament voll guter Lehren, wie man ein angesehenener und einflußreicher Schurke werden könne. — Feuillet wollte eben nur ein Beispiel von der moralischen Verkommenheit der Weiber geben, beweisen, daß selbst diejenigen, die sich nicht bezahlen lassen, von den Männern en canaille behandelt sein wollen, und bezeichnete seinen Roman als: «*Les mœurs du jour!*» Ein größeres Kompliment konnte man den Frauen der Gesellschaft nicht machen, aber es hat ihn keine gesteinigt dafür.

Ich hatte übrigens Gelegenheit, auch die berühmten Männer, die diese Sitten schilderten, von einer charakteristischen Seite kennen zu lernen. Feydeau z. B. kam eines Morgens zu mir mit der Bitte, ihm für die deutsche Uebersetzung der Comtesse Chalis ein Vorwort zu schreiben. Der König der Niederlande hatte damals gerade die Absicht, Luxemburg an Frankreich zu verkaufen, die preußische Regierung hatte sich dem widersetzt und man rasselte in Frankreich gewaltig mit dem Säbel, obgleich man eigentlich keinen zur Hand hatte, denn die Armee war noch sehr übel in Mexiko engagirt.

Auch Feydeau war der Ueberzeugung, Frankreich müsse Preußen den Krieg erklären. Als ich ihn nun fragte, was er denn thun werde, wenn der Krieg ausbreche, rief er: «*Moi? Je déteste la guerre! Je vais en Algérie!*» — Man war damals in Frankreich noch an die gloire par procuration, an den Kriegsdienst durch Stellvertreter gewöhnt; Männer wie Feydeau also, welche die Untugend der Frauen verurtheilten, schämten sich ihrer eigenen Feigheit nicht. Die ersteren trugen mithin nur die eine Hälfte der Schuld, die andere gehörte den Männern.

Kein Wunder nach all Dem, daß gerade damals über das Abnehmen der Ehen und der Bevölkerung geklagt wurde, daß, wie einst der Kriegsminister unter Napoleon I. die Rekrutirung des kaiserlichen Ballets übernehmen mußte, derselbe jetzt Ab-

Hilfe zu schaffen suchte, indem er jeden unverheiratheten jungen Franzosen zwang, mindestens vier Jahre in der Mobilgarde zu dienen. Um nicht in den zum Frühjahr erwarteten Krieg ziehen zu müssen, heiratheten sie in Menge, aber selten ihre Geliebte, die merkwürdigerweise auch gleich mit einem Anderen zur Mairie ging. Das weibliche Geschlecht schien aber alsbald durch diese Neuerung gar nicht so befriedigt, denn bekanntlich schenkt der Ehemann seiner Frau Noben und Schmuck nur an Geburtstagen oder wenn er guter Laune ist, der Geliebte aber immer, wenn sie schlechter Laune ist, was sie alle Tage sein kann.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Liebe in der Ehe ihre Elektrizität verliert; Augier aber sah sich die Sache ganz französisch an, wenn er in seinem Schauspiel „Paul Forestier“ die Gattin mit dem häuslichen Herd, die Geliebte, d. h. die Maitresse, mit dem Wirthshaus verglich.

Ein merkwürdiger Gegensatz zu diesen „Sitten“-Romanen war damals der „Rocambole“ des edlen Ponson du Terrail, der ganz Paris in Athem erhielt und das Petit Journal zu einer Auflage von dreimalhunderttausend Abonnenten brachte. Terrail ließ seinen Helden, einen Galeerensträfling, Jahre hindurch Paris in Schrecken versetzen; nach sechs langen Bänden ließ er ihn endlich sein Leben ausathmen; da aber kam der Direktor des Journals athemlos zu ihm und rief: „Mann des Unglücks, sechs weitere Bände mußten Sie noch schreiben!“ Terrail ließ ihn also wieder aufleben und brachte nach sechs weiteren Bänden noch ein: «Dernier mot de Rocambole» . . .

Für die Pariser Journalistik war diese zweite Weltausstellungsepoche natürlich ein glänzender Feldzug. Die Boulevardblätter machten enorme Geschäfte, voran Willemeffant, dieser journalistische *faiseur par excellence*, mit seinem „Figaro“. Willemeffant gab damals schon seine „Memoiren eines Journalisten“ heraus, in welchen er sich selbst einen «tapageur» nannte. Für etwas Höheres als sein eigenes geschäftliches

Interesse hat dieser Mann trotz all seinen Konflikten mit dem Gouvernement nie gekämpft. Sein Hauptmitarbeiter war Henri Rochefort, einer der prickelndsten Geister, der zuerst den Muth hatte, dem Kaiserreich zu Leibe zu gehen. Seine Wochen-Chroniken ragten weit über das Kuchengebäck der übrigen Boulevardblätter hinaus, sein Witz war brillant, liebenswürdig; wer wie ich seine Leistungen mit so hohem Interesse verfolgte, mußte erstainnen, ihn so verirren zu sehen. Rochefort war ein so zerstreuter Mensch, daß, als er für seine Angriffe gegen das Kaiserreich verbannt wurde, Villemessant selbst ihn nach Brüssel begleitete in der Ueberzeugung, er werde trotz der Eisenbahn allein den Weg nicht finden; und dennoch fand er später bekanntlich auf seiner Flucht von Neu-Caledonien den Weg nach Europa zurück. — Ich sollte ihn später nach Niederschlagung der Commune, in der dieser Verirrte eine so traurige Rolle gespielt hatte, vor den Assisen sehen, vor denen er eine so klägliche Rolle spielte, daß selbst der Richter ihm als einem Feigling seine Verachtung aussprach. — Ein anderer Mitarbeiter war und ist heute noch Albert Wolff, ein Deutscher aus Köln, der frühzeitig in Paris ein Pariser ward und als Journalist sein Publikum fand. Bei Ausbruch des Krieges mußte auch er als Deutscher Frankreich verlassen; dahin zurückkehrend, ließ er sich erst maltraitiren, dann nationalisiren und behauptet noch heute seinen Platz im „Figaro“.

Anekdoten, Hiftörchen, blague, causerie, nouvelles à la main, Aktualitäten der Gesellschaft, Skandäler sind die Domänen dieser Blätter. Sie durften Alles bringen, was nicht unter den „Stempel“, d. h. zur Politik gehört, und sie verstehen es meisterhaft, das Publikum mit Zucker zu füttern, wie z. B. damals auch der dicke Timothée Trim, der Feuilletonist des Petit Journal. Um ihre Honorare hätte sie ein deutscher Minister beneiden können.

Während in der „ersten Presse“ auch diesmal Alles still ward und dieselbe sich vor dem Lärm der Ausstellung zurückzog, feierte man in der Oper zwei musikalische Ereignisse. Verdi brachte seine Oper „Don Carlos“ und Gounod „Romeo und Julie“. In der einen saß das Publikum bei der ersten Aufführung ganz verdukt da, sich fragend, ob diese langweilige Musik von seinem Liebling Verdi sei. Man hatte doch Wagner's „Lauhäuser“ vor Kurzem erst ausgepiffen und jetzt war auch Verdi in den Zukunftsdüsel hineingerathen. Indeß, was man an Wagner haßte, ließ man sich von Verdi gefallen und auf Monate hinaus war kein Billet für die Oper zu haben. Als jetzt nach Ostern Gounod's «Roméo et Juliette» einstudirt werden sollte, strich man in der Partitur außs rücksichtsloseste, und dennoch blieb auch sie langweilig. Die anerkanntesten und gefürchtetsten Kritiker geriethen sich darüber gegenseitig in die Haare. Gasparini lobte sie, Hevedo riß sie herunter und fluchte über die wahnsinnige Richtung, welche die Musik Jung-Italiens und Frankreichs einschlage. Offenbach aber lachte sich ins Fäustchen; „die Musik“, sagte er mir am Abend nach der ersten Aufführung der Oper im Café Riche, „ist doch nur erfunden, um Geld damit zu machen.“

Ganz Paris wanderte übrigens damals zum Marsfelde hinaus, in welchem man in allen Steigen, allen Restaurants den Incognito-Souveränen, den Zeitungsberichterstatlern und Feuilletonisten begegnete. Mir passirte es z. B. daß, als ich eines Morgens in dem Dreher'schen Bier-Pavillon frühstückte, ein älterer Herr an meinen Tisch trat, den Schlapphut lüftete und um die Erlaubniß bat, an demselben Platz zu nehmen. Die Züge desselben waren mir bekannt; ich erinnerte mich ihrer sogar ganz genau, erhob mich und brachte überrascht einige Worte hervor, etwa: „Majestät, diese hohe Ehre etc.“ Der Herr lächelte, gab mir den Wink, er wünsche nicht erkannt zu sein, bat dann um meinen Namen, drückte mir die Hand über

dem Tisch und danach saßen wir einander gegenüber. Es war Ludwig I. von Baiern, den ich in Rom in verschiedenen Künstler-Ateliers kennen gelernt und den vor mir zu haben mir gleich nach seinem Erscheinen namentlich ein Erkennungszeichen bestätigte. Er hatte in einem dieser römischen Ateliers einmal seine Handschuhe liegen gelassen, und die waren sehr, sehr abgenutzt. Er hatte sie aber trotzdem nicht missen wollen und war zurückgekehrt, sie zu suchen. Ganz ähnliche zog er auch mir gegenüber von der Hand, als er frühstücken wollte; er mußte es also sein.

Ich erstaunte über die geistige Frische des alten Herrn, der auch körperlich noch ganz rüstig; er sprach aber wenig, war zerstreut und schien sich in der Unruhe des Marszfeldes nicht wohl zu fühlen. Mein Anerbieten, ihn zu führen, lehnte er ab; sein Aufenthalt in Paris mußte ein ganz flüchtiger gewesen sein.

Michael Klapp, der Verfasser des Lustspiels: „Rosenstern und Gylidenkraut“, trat gerade in die Thür des Pavillons, als ich den König bis an diese begleitete. „Was hatten Sie denn da für einen alten Philister?“ fragte er, lief aber, als er gehört, Sr. Majestät sehr unehrerbietig nach, ehe ich ihn zurückhalten konnte. Klapp hielt sich damals lange in Paris auf und verkehrte in unserem kleinen Kreise im Café du Felder. Er hatte die Gewohnheit, immer mit dem Regenschirm auszugehen. Arthur Levysohn, der damals schon seit Jahren in Paris lebte, hatte seinerseits eine andere Gewohnheit: wenn wir das Café verließen, nahm er Klapp seinen Regenschirm ab und saßte erzählend und perorirend immer denselben in der Mitte. Als es endlich doch einmal regnete, trat Klapp mit dem Schirm, aber ganz durchnäßt ins Kaffeehaus. „Sehen Sie, so hat er ihn mir zugerichtet!“ rief er, vor uns den Schirm aufspannend. Der Seidenbezug desselben war nämlich so abgegriffen, daß er in Streifen an den Drahtstangen hing. — Klapp, eine liebenswürdige Umgangsnatur, starb vor Kurzem in Wien, seinem

Wohnort, als dort eben ein neues Lustspiel von ihm einstudirt wurde. Er hat den Erfolg desselben, der ihm übrigens auch keine Freude bereitet haben würde, nicht mehr gesehen. Es erging ihm damit wie Anzengruber.

Eine deutsche literarische Persönlichkeit, die natürlich nicht in der Ausstellung fehlen durfte, war Wollheim da Fonseca, der «chevalier», der gern den kleinen Mezzofanti als Sprachenkenner spielte. Er litt an einer chronischen Heiserkeit. Als ich eines Tages in der Ausstellung die Bureaux besuchte, um nach Jemanden zu fragen, sah ich ihn zu meinem Erstaunen an einem der Schreibtische sitzen. Auf meine Bemerkung, was er denn da mache, antwortete er mir in heiseren Zischlauten, er sei als Dolmetsch namentlich für die Chinesen engagirt. Wie die Söhne des himmlischen Reiches ihn verstehen konnten, erschien mir unbegreiflich, denn ich verstand kaum, was er mir auf deutsch antwortete.

Die Politik ward natürlich, während Paris durch die Ausstellung das Geld in Scheffeln einnahm, nur im Hintergrunde gemacht. Schon bei Eröffnung derselben trübte sich der Horizont. Zu Ende Februar nämlich hatte, wie schon erwähnt, die niederländische Regierung den Kaiser in Verlegenheit gebracht durch die Frage, was er thun werde, wenn sie wegen der Abtretung Luxemburgs an Frankreich, die doch beschlossene Sache war, von Preußen bedroht werde, von diesem angeschwollenen Nachbarstaat, dem man Sadowa nicht verzeihen konnte, denn jeder Gassenlehrer erzählte, daß durch diesen Sieg Preußens das „Prestige“ Frankreichs geschädigt worden.

Während der Weltausstellung wiederum einen Krieg führen, das ging nicht an, denn man hatte sich mit der mexikanischen Expedition ganz elend verrannt; die Niederwerfung der amerikanischen Sklavenstaaten hatte Napoleon einen Strich durch die

Rechnung gemacht. Der Präsident der Vereinigten Staaten hatte ihn schon zu Anfang 1866 aufgefordert, die Truppen aus Mexiko zurückzuziehen, und er hatte zugesagt, den unglücklichen Maximilian zu opfern — zu opfern, selbst noch als die arme Kaiserin Charlotte kam, um ihn süßfällig zu bitten, er möge ihren Gatten schützen. Die «revanche pour Sadowa» mußte also aufgeschoben werden, obgleich die Stimmung gegen Preußen schon eine so gereizte war, daß wir uns im Café du Helder (dem Offizier-Kaffeehause) ungemüthlich zu fühlen begannen und ich im Frühjahr bereits meinen Koffer gepackt hatte, um, wenn die nächste Nummer des Moniteur eine drohende Antwort auf Preußens Forderungen bringen werde, sofort abzureisen und mich bei unserem 8. Armee-Korps an der Grenze zu melden. Aber man machte gute Miene zur zwiefachen Unzufriedenheit des Volkes, denn auch die „Freiheiten“, über welche der Kaiser so lange nachgedacht, ehe er sie jetzt gegeben, sie fanden keinen Dank. —

Die mexikanische Armee kehrte inzwischen zurück. In dem großen Ausstellungs-Wirrwarr kümmerte man sich wenig um den Zustand ihrer Desorganisation; man zeigte sich photographische Abbildungen der zerschossenen Kleidungsstücke des armen Maximilian, von sonstigen Trophäen aber war wenig bemerkbar. Die zurückgekehrten Offiziere waren auch sehr kleinlaut und unzufrieden. Der interessanteste von ihnen war mir der schon erwähnte Colonel Du Pin. Dieser Mann stößte mir, als ich ihn wieder sah, einen Abscheu ein. Er war Kommandeur der von ihm organisirten französischen Contre-Guerilla in Mexiko gewesen und den Zeitungen nach sollte er haarsträubende Greuel verübt haben. Eines Tages nahm er mich im Kaffeehause bei Seite und fragte, ob ich über ihn gelesen. Er habe doch nur gethan, was er gemußt, als er gesehen, wie die Mexikaner ihre armen Gefangenen in glühender Sonne bei den Füßen an den Bäumen aufgehängt, sie unter gräßlichen

Qualen hingewürgt; er habe, um Exempel zu statuiren, Gleiches mit Gleichem vergolten, das sei Kriegrecht; jetzt aber, um einen Sündenbock zu haben, packe man ihm Alles auf, was dabei Ungerechtes geschehen. — Ich tröstete ihn damit, daß ja zu allen Zeiten Einer immer das Kreuz habe tragen müssen, er aber gestand mir zähneknirschend, daß der Kaiser bereits seinen Abschied unterzeichnet. Andere Offiziere bestätigten mir, daß Du Pin in der That grauenhafte Dinge verübt, das Interessanteste aber war mir, daß dieser Bluthund wenige Monde später an — gebrochenem Herzen starb, wie ich schon bei Gelegenheit von Eduard Hildebrands Tode erzählt. Daß er übrigens dieses Herz auf dem rechten Fleck gehabt, bewies die Antwort, die er Suarez sandte, als dieser ihm das Kommando über die mexikanische Armee anbieten ließ: er möge ihn nicht in Versuchung führen, denn wenn er annehme, so werde er, Suarez, der Erste sein, den er aufhängen lasse.

Paris machte, wie gesagt, glänzende Geschäfte, nicht so der Kaiser mit seiner Politik. Er hatte wohl die Genugthuung, die Souveraine Europas in den Tuileries zu empfangen, unter ihnen auch den König von Preußen; aber da kamen wieder die Verwickelungen mit diesem Staat wegen des Nordschleswig betreffenden Artikels des Prager Friedens und, was ihm eine Warnung für die Zukunft hätte sein können: seine Hoffnung auf einen süddeutschen Bund mußte auch scheitern. Er hatte zwar eine Zusammenkunft mit dem Kaiser von Oesterreich in Salzburg, aber eine Folge hatte diese nicht. Italien machte ihm auch wieder Sorge, es hinderte den Angriff Garibaldi's auf den Kirchenstaat nicht, und so mußte er denn durch den General Failly die Chassépots bei Mentana „Wunder thun“ und Rom von Neuem besetzen lassen. — Also war's denn voranzusehen, daß der Kaiser, leidend und nervös, gestachelte durch den Ehrgeiz seiner Gattin und der «*mère Montijo*», irgend etwas beginnen werde, was sein persönliches „Prestige“

wieder herzustellen geeignet. Er brauchte nur die Parole Sadowa und Luxemburg auszugeben, um seine Nation in den populärsten Krieg zu führen, und ihm diese unermüdsich zu souffliren, dafür sorgten die Weiber . . .

So verließ ich denn nach zwei Jahren Paris wieder, um eine Reise durch England, Irland und Schottland zu machen, mit dem sicheren Vorgefühl, daß wir über Jahr und Tag, sobald die Armee nach ihrem mexikanischen Fiasco reorganisirt, mit Frankreich zusammen gerathen würden — und in welchem Zustande sollt' ich nach abermals zwei Jahren die „Capitale der Welt“ wiederfinden!

XXX.

Die ganze Welt in Egypten. — Feierlicher Empfang in Alexandria. — Der Khedive, das neue Kairo und seine illustren Gäste. — Aubar-Pascha. — Des Vicekönigs Kolonisationspläne. — Die Kaiserin Eugenie auf dem Esel. — Der Reichskanzler Graf Beust im Harem. — Die Festlichkeiten beginnen. — Graf Andrássy. — Die französischen Actricen in der Kaserne. — Der Ritt über die Menschenleiber. — Die Schubra-Allée.

Zum fünften Male betrat ich die Schwelle des Orients. Ich war an der dalmatinischen und griechischen Küste schon so oft vorübergeschwommen, ich hatte jetzt abermals ihre Berge und Delbäume gezählt und es hatte keiner gefehlt; selbst auf Candia, einst Kreta, war's wieder still geworden und über den nackten Felsen dieser armen unglücklichen Insel suchten die Geier kreisend nach den Nesten einer christlichen Volkserhebung. Ein griechischer Himmel lachte über dem vom Islam geknechteten Eiland, mir aber erschien das wie ein bitterer Scherz.

Vor Alexandria flaggten alle Schiffe. Der Lootse, der an Bord des „Apollo“ kam, erzählte, die Kaiserin von Frankreich sei soeben bereits eingetroffen. Die Küste war so sandig wie immer und aus den Forts streckten die Kanonen ihre Hälsen in die Bucht hinaus, mit denen einige Jahre später der englische Admiral so schnell fertig ward, als er sich, ein zweiter Amru, die brutale Mühe gab, die einstige Pflegerin der Wissenschaften noch einmal einäschern zu wollen, während ein kühner Landgang seiner Blaujaken genügt hätte, die nur mit Knitteln bewaffneten arabischen Barden zur Reason zu bringen. Die französische Republik ließ sich bei dieser Gelegenheit bekanntlich von England übertölpeln, daß sich durch Occupation Egyptens dafür revanchirte, daß es im Krimkriege Frankreichs Hausknecht gespielt.

Ein wahre Seeräuber-Flottille von arabischen Packträgern und Commissionären umkreiste schreiend unser Schiff; da aber legte ein kleiner Dampfer mit vier Herren in Stambuline und Tarbusch an die Fallreepstreppe des „Apollo“, von denen einer sich als Ceremonienmeister des Khedive vorstellte und fragte, ob eingeladene Gäste desselben an Bord seien. Wir waren nur unserer Zwei, die von den Herren Palast- und Municipal-Beamten mit Artigkeiten überschüttet und in Gesellschaft des mit uns gekommenen reichsten Kaufmanns von Alexandrien, Antoniades-Bey, in den Dampfer geladen, dann in eine Equipage komplimentirt und in das Hotel d'Europe gefahren wurden. In diesem ersuchte uns Loutfy Effendi, Einer der Empfangsdeputation, uns als Gäste seines erhabenen Herrn ja keinerlei eigne Unkosten zu bereiten, da er persönlich die Sorge für Bewirthung, Bedienung und Equipage zu tragen und um unsre Wünsche zu bitten habe.

Die orientalische Gastfreundschaft hatte ich mehrfach schon genossen, von Ismael Pascha's grenzenloser Freigebigkeit aber war zu erwarten, daß er diese überbieten und mit derselben nicht hinter den märchenhaften Schilderungen zurückbleiben werde, welche die Presse der ganzen Welt schon über das gebracht hatte, was bereits geschehen und erst zu erwarten war.

Unter Palmen, Bananen, Magnolien und haushohen Jasminen verbrachten wir vor dem Rosette-Thor den Nachmittag in Noupba, dem reizenden öffentlichen Garten Alexandrias, mit seiner ganzen Tropenflora, nachdem uns Juppa-Bey, der Direktor des Gartens, ein prachtvolles Rosenbouquet als Selam geboten; der Kapellmeister empfing uns in dem Rondeau mit arabischen Melodien und einigen sehr europäischen Polkas, ohne Taktstock, nur mit einer Haselgerte dirigirend, und was an beau monde von der Kolonialgesellschaft schon zurück aus der Sommerfrische, das wandelte in den Steigen und in dem Palmenhain am Thor. Am Abend festliches Souper unter Theil-

nahme des vicelöniglichen Flügel-Adjutanten und verschiedener Würdenträger, unter Toasten auf die «union des peuples», auf den Suez-Kanal, den Vicelönig. Danach Promenade durch die glänzend illuminirten Straßen, zu dem von Arabern belagerten Consuln-Platz, von wo aus Ihre graziose Majestät Kaiserin Eugenie, inzwischen vom Vicelönig eingeholt, ihre Reise soeben nach Kairo fortgesetzt, denn sie beehrte die Festlichkeiten allein, ohne den Gatten. . . .

„Und der Herr ließ Ungeziefer kommen über Pharao, seine Knechte, sein Volk und sein Haus und alle Häuser wurden voll. Und der Herr ließ Heuschrecken kommen, die fraßen Alles.“ Der Bibelvers fiel mir ein, als ich am andern Morgen Alexandria verlassen und im Kaffe-Bagat mit einem glänzenden Frühstück bewirthet, von zwei Herren der Deputation begleitet, mich wieder in Kairo, im Hotel d'Orient einquartiert fand und im Hofe desselben einem mir von früher bekannten Angestellten der Daira begegnete, der mir mit süßfaurem Lächeln sagte: „O Herr, wir sind glücklich, so ausgezeichnete Gäste bei uns zu sehen, aber uns armen Beamten wird schon seit Monden nur die Hälfte des Gehaltes gezahlt und die Feste werden Millionen über Millionen verschlingen!“ Wir erschienen dem armen Volk also nothwendig wie eine neue Landplage, die der Khedive über sein Land gebracht. Zudem stand dieser eben schlecht mit seinem erhabenen Gebieter, dem Sultan, der von ihm, da er doch so viel Geld verschwende, noch vor der Eröffnung des Suez-Kanals die Zahlung eines höheren Tributs verlangt und mit Anwendung von Gewalt noch vor dieser Eröffnung gedroht hatte, was aber dem Vasallen wenig zu imponiren schien.

Der Kanal war fertig; er war eine europäische Nothwendigkeit von unermesslicher Tragweite. Schon Voltaire hatte den Gedanken, den alten Pharaonen-Kanal wieder herzustellen, «digne des siècles les plus éclairés» genannt, aber es fehlten noch 25 Millionen Pfund für all das, was noch daran geschehen

mußte. Inzwischen stand jedoch auch das Land selbst vor einer Krise; gelang es dem Khedive, es ganz der europäischen Kultur zu erschließen, so gewann das Abendland hier einen seiner glänzendsten Stapelplätze und Egypten stand eine große Zukunft bevor; aber der Khedive war von dieser Kultur feindlichen Männern umgeben, die an der Pforte ihre Stütze hatten; triumphirten sie mit Hülfe derselben in diesem geheimen Kampf, der sich hinter dem Wirrwarr aller dieser Festlichkeitsvorbereitungen abspielte, d. h. gewann die reaktionäre, arabische Partei die Oberhand, und fiel durch sie Alles wieder in den orientalischen Schlendrian zurück, so lagerten sich die räudigen Hunde auf die Ruinen des Halbfertigen und Alles, was so immense Summen verschlungen, das Volk durch grausame Steuern so arm gemacht, versank wieder in den Jahrtausende alten gewohnten Schmutz, Egypten selbst aber auch in den Bankerott, der freilich bei der sinnlosesten Finanzwirthschaft so wie so nicht ausbleiben sollte.

Schon ein Blick auf das neue Kairo, wie es sich in den letzten Jahren in seinem Mittelpunkt, dem großen, ehemals so verjandeten Esbekieh-Platz modernisirt und verschönert hatte, zeugte von des Vizekönigs Interesse für die Europäisirung seiner Hauptstadt (die Araber freilich hatten sich furchtsam vor jeder Berührung mit diesem Firnis gehütet), und ganz neuerdings hatte er mit Millionen das Unglaublichste geleistet, um seinen erleuchteten Gästen eine moderne weltstädtische Scene zu bieten, hinter deren Coulissen sich allerdings der alte arabische Schmutz versteckte. Die Musikie, die alte einerseits in den Bazar, andererseits in die Esbekieh mündende arabische Krämergasse war natürlich dieselbe geblieben; kein Pascha hätte ja gewagt, daran zu rühren. Ismael hatte eben nur ein neues Herz in die Stadt gesetzt, das mit den Eingebornen keine Circulation kannte. Er selbst, in Paris erzogen, war ja Lebemann ganz europäischen Stils; er reiste nach Paris, er bezog Alles von Paris, von der Oper

und dem Ballet bis hinab zu den Confitüren seiner Tafel, er bevorzugte die Franzosen, die sein Ahne, der große Mehemet Ali, einst in das Land gerufen und jeden andern fremden Einfluß zu bekämpfen suchten.

Nubar Pascha war's, der mich schon an einem der nächsten Tage dem Vice-Pharaonen in seinem Residenzschloß Abdin vorstellte — Nubar, ein schöner Mann von aalglatttem Wesen, der seine Karriere vom Eisenbahnbeamten bis hinauf zum Minister des Auswärtigen gemacht und als schlauer Armenier auf diesem Wege ein Vermögen aufgelesen, das man schon damals auf zwanzig Millionen schätzte. Er hatte es verstanden, sich dem Khedive unentbehrlich zu machen, namentlich in dessen wichtigen Beziehungen zu den europäischen Großstaaten wegen der politischen Bedeutung des Suez-Kanals und in seiner Absicht, die lästige und viel mißbrauchte Gerichtsbarkeit der fremden Konsuln in seinem Lande abzuschaffen, denn jeder nicht eingeborne Strolch brauchte sich bisher nur unter den Schutz eines Konsuls zu stellen, so war er den Landesbehörden unerreichbar. Wenn der Khedive nach Paris und London reiste und das Geld mit vollen Händen um sich warf, um sich mit den Kabinetten auf guten Fuß zu setzen, mußte Nubar dabei sein und dann gingen Millionen, soweit sie nicht in den Schooß der Danaë, d. h. der Kurtisanen geworfen wurden, durch seine Hände. Nubar war sein Vertrauter in Allem und ihm jetzt um so unentbehrlicher, als dieser, in allen Sprachen geübt, die Aufgabe hatte, den Gästen die Honneurs zu machen.

Die Persönlichkeit des Khedive war mir von Paris aus schon bekannt. Die corpulente, mittelgroße Gestalt mit dem vollen Gesicht, den kleinen Augen und dem spärlichen Haupthaar saß in der Ecke des großen, nach orientalischer Sitte nur mit dem um die Wände laufenden Divan garnirten Empfangsjalons, der Vorstellung immer neuer Gäste gewärtig. Er empfing mich mit freundlichem Lächeln, lud mich ein, neben ihm Platz zu

nehmen und war sehr mittheiljam. Aus seinen Worten glaubte ich zu entnehmen, was mir Nubar schon angedeutet. Diese Gäste, hochgestellte Männer von europäischen Namen, kamen hieher mit der vorgefaßten Meinung, in ihm einen stupiden, im Harem erschlafenen Mohammedaner zu finden, und waren befreundet, einen routinirten Weltmann vor sich zu sehen, in ihm, der nicht nur dies, sondern auch Geschäftsmann, Spekulant, Fabrikant, Landwirth und namentlich Baumwollenpflanzer! Sie glaubten, als europäische Gelehrte, Staatsmänner oder National-Oekonomen ihm imponiren zu können, während er ihnen doch in Europas über-tünchier Höflichkeit noch etwas vorgeben konnte; namentlich die letzteren mochten ihm über afrikaniſche Boden- und Landeskultur Ansichten ausgesprochen haben, die in ihrem Munde erklärlich, wenn sie gesehen hatten, in welcher ursprünglicher, Jahrtausende zurückdatirender Weise der Fellah noch seinen Acker zu behandeln gewohnt.

Wohl eine Stunde plauderte ich mit Ismael, der sehr gesprächig in seinem eleganten Französisch. Es schien ihm willkommen, mit Jemand sich zu unterhalten, der die afrikaniſchen und namentlich die egyptiſchen Verhältnisse kannte. „Meine Fellachen“, sagte er endlich, „behandeln unsern aus festem Nilschlamm bestehenden Boden, wie er behandelt sein will, jede Neuerung wäre verhängnißvoll. Die Kerle sind eben nur faul, und verstehen die rationelle Landwirthschaft nicht; es fehlt auch an Armen, das ganze Land zu bebauen, und deshalb trage ich mich mit einer Idee. Als ich kürzlich durch Deutschland reiste, überzeugte ich mich von den Vorzügen seiner Landwirthschaft; ich halte seitdem den Deutschen für den besten Agriculteur und habe auch bereits auf meinen großen Gütern Deutsche angestellt, mit denen ich sehr zufrieden; ich möchte nun Egypten der deutschen Kolonisation öffnen; von den Deutschen sollen meine Fellachen lernen, ich will aber dafür das Recht haben, aus diesen Kolonisten mir tüchtige Verwalter für meine Be-

sizungen auszuwählen. Dieser Kolonie will ich alle Bedingungen des Gelingens als Grundlage geben; sie erhält unentgeltlich gutes, fruchtbares Terrain in gesunder Lage, ich lasse ihr Häuser, Schulen, Spital und Kirche bauen, die Bewässerungskanäle graben, liefere ihr Ackergeräth, die erste Aussaat, lasse die Leute durch meine Dampfer von Triest abholen und stelle ihnen 10,000 Pfund Sterling für ihre Ernährung bis zur ersten Ernte. Haben Sie als deutscher Reisender Lust und Zeit, die Gründung dieser Kolonie zu übernehmen, so stelle ich Ihnen ein Dampfschiff und eine meiner eignen großen Nil-Barken zur Verfügung, damit Sie selbst sich das Land in Unter-Egypten an einem der Nil-Arme aussuchen können. Sie würden“, fuhr er fort, „auf diesen Schiffen allen Comfort, meine eigne Küche, meinen Weinkeller finden, zwei meiner höheren Beamten mit Vollmachten an alle Gouverneure würden Sie begleiten. Sie würden aber nur zu Wasser reisen können und die Barke als Ihr Hotel betrachten müssen, damit Sie nicht bei den Scheichs und Mudiren zu wohnen brauchen, auch eine eigne Bedienung nicht vermissen. Pferde und Barken würden Ihnen überall zur Verfügung stehen, ebenso würde ich Ordre geben, Ihnen Zutritt zu allen meinen Besitzungen, Pflanzungen, Fabriken und Etablissements zu gewähren. . . . Es möge Sie nicht überraschen,“ schloß der Khedive, „daß ich, der ich Sie mit Ihrer Kenntniß des Landes als den richtigen Mann für meine Pläne betrachte, Sie schon heute in diese einweihe; Sie begreifen ja, daß ich während der nächsten Wochen kaum die Zeit finden würde, darauf zurück zu kommen. Ueberlegen Sie meinen Vorschlag und sind Sie bereit, so füge ich heute nur hinzu, daß ich Ihnen 5000 Feddan Land, je nach Bedürfniß das Doppelte und Dreifache zur Verfügung stelle, jedoch nur von meinem eignen Grund und Boden, denn Gouvernementsland darf ich nicht fortgeben; aber es soll guter Boden nach Ihrer Wahl sein, so gut wie ich ihn eben besitze, und schließlich stelle ich der Kolonie

zwei arabische, aber in München gebildete, also deutsch sprechende Aerzte zu Diensten.“

Was ich da gehört, war mir eine angenehme Ueberraschung; ich durfte annehmen, daß Nubar-Pascha die Hand im Spiel habe, dem ich beim Diner die Aeußerung gethan, daß Delta sei das kostbarste Land für europäische Kolonisation, auch von meinen bisherigen mißlungenen Versuchen in dieser Richtung gesprochen hatte. Der Plan des Khedive war verlockend und offenbar schon durchdacht. Hunderte, ja Tausende meiner Landsleute konnten, fleißig und strebsam, aus diesem überfruchtbaren Boden, in diesem gesegneten Klima eine sorgenlose Existenz finden, zumal wenn sich meine Annahme bestätigte, daß zwischen den beiden Nil-Armen im Sommer eine kühlere, wenigstens wechselnde Temperatur herrsche. Ich dankte also für so viel Freigebigkeit und bat, die Sache überlegen zu dürfen. — Der Khedive entließ mich danach mit dem Bemerken, er werde nach den Festlichkeiten mich durch Seti-Bey, seinen Ceremonienmeister, ersuchen lassen, das Weitere mit ihm zu überlegen.

Glänzend waren diese Versprechungen. Nubar, als ich ihm begegnete, wußte auch schon davon, daß der Khedive mir diese Vorschläge gemacht; er fügte hinzu, daß Se. Hoheit nur seine baaren Auslagen für Erbauung der Häuser &c. zurück begehre, aber zinslos und erst nach fünfundzwanzig Jahren, während welcher, wenn die Administration der Kolonie von den Leuten einen nur geringen Beitrag erhebe, das Kapital dafür nicht nur aufgebracht, sondern wenn es inzwischen auf Zinsen gelegt werde, noch einen Ueberschuß geben müsse. — Des Jahres mindestens zwei Ernten an Getreide und Gartenfrüchten ohne die Mühe des Düngens, die ja die Nil-Ueberschwemmung übernahm, während derselben Reife der Baumwolle, des Reis, die des Wassers bedürfen, zwischen der Baumwolle wachsend die Versime, der fußhohe fette Alee, dazu die Ernte an Datteln, Orangen, Mandarinen, Gummi, Rhabarber

u. j. w.! Nur mit der Kartoffel sah's böse aus; sie gedeiht nicht, in dem fetten Boden wächst sie bis zur Größe eines Kindstropfes und ist ungenießbar. Dagegen die fetteste Weide: Butter und Käse mußten bisher aus Europa hieher kommen; wenn die Kolonisten Rindviehzucht trieben, ließen sie sich hier herstellen und theuer nach Kairo und Alexandria verlaufen.

Nachdem das Alles erwogen, durchsprach ich mit Nubar noch einmal das ganze Projekt; dann ward es einstweilen bei Seite gelegt. Kairo füllte sich inzwischen immer mehr mit Gästen; die Kommissare der europäischen Großstaaten hatten ihre Sitzungen behufs Abschaffung der Konsular-Gerichtsbarkeit, die dem Khedive längst wie ein Alb auf dem Herzen gelegen und für welche die Kabinette von Paris und London zu stimmen Nubar schon Millionen an die Presse zc. verausgabte, schon begonnen. Herr von Keudell, damals Bismarck's unentbehrliche linke Hand, stand an der Spitze der preussischen, Herr von Gagern an der der österreichischen Handelsdeputation; Nubar leitete die Verhandlungen und zu glücklichem Resultat. — Auch für das Kolonisationsprojekt hatte letzteres ganz besondere Bedeutung. Die gemischten, aus Arabern und Europäern bestehenden Gerichte sollten die moralische und politische Basis der Kolonie sein, die sonst eine Unmöglichkeit, denn nach den „Kapitulationen“, den Vereinbarungen der Mächte mit der Türkei zu Gunsten ihrer Angehörigen im Orient, unterstanden diese dem Rechtsschutz ihrer Konsuln, welche die Befugniß hatten, die Austreibung Dessen zu verlangen, der sich ihrem Gerichte entzog. Die Kolonie konnte also nicht unter der Jurisdiktion der Konsuln stehen und wäre nach den Kapitulationen rechtlos gewesen, mithin war sie nur möglich, wenn diese gemischte Gerichtsbarkeit zu Stande kam, und diese wurde mit den europäischen Kommissionen jetzt vereinbart.

Inzwischen war der November gekommen. Erdrückend lag vor mir die Sonnengluth auf der Esbekieh; ein buntes Diorama bewegte sich auf dem Platz, dessen Boden die Arbeiter noch durchwühlten, um europäische Garten-Anlagen für die hohen Gäste zu schaffen. Alles ward modernisirt, die arabische Original-Prägung entfernt; die Gruppen schmutziger Beduinen, die bisher mit ihren Kameelen hier gelagert, waren verjagt, selbst die heulenden Derwische, die noch vor einigen Tagen mit ihrer wahnsinnigen Gymnastik unter wildem Geheul das Andenken eines großen Marabu gefeiert, waren verstummt. Statt ihrer ritten die Fremden in Schaaren auf Eseln über den Platz, den Kopf gegen die Hitze in einen ganzen Wust von Bettwäsche gehüllt. Frisch angekommen, in einer wahren Pyramidenwuth, trieb es sie zum Wüstenland hinaus, nach der Stätte, wo die Mutter Gottes in der Krypta, und nach dem Marienbaum, der heiligen Sykomore, unter dem sie geruht, um ihm alle Blätter und Zweige abzureißen, nach dem versteinerten Wald, nach Heliopolis, nach der längst verschwundenen Balsamstaude, mit deren Saft die Königin von Saba den Salomon beschenkte, nach dem Schiff-Ufer der Insel Rhoda, wo die Tochter Pharaos einst das Kind Moses gefunden, u. s. w.

Die Hotels füllten sich mit berühmten, mit hohen und höchsten Persönlichkeiten aller Nationen, zahmen und wilden Fürsten, von welch' letzteren die interessantesten Exemplare aus dem tiefsten Asien und Afrika mit pomphaftem Gefolge gekommen; namentlich die Terrasse des großen Hotels Shephard wimmelte von Notabilitäten; in mehr oder minder freudiger Ueberraschung drückte man sich auf derselben die Hand mit Persönlichkeiten, die man irgendwo in der weiten Welt kennen gelernt, oder denen man eben erst vorgestellt worden, deren Einladung ihnen schon ein Patent ihrer Stellung, ihres Verdienstes, ihrer Berühmtheit; man redete auf der Terrasse, in den Salons dieses Hotels alle bekannten und unbekanntem Sprachen und

tauschte die Karten. Im eigenen Hotel sah man sich als Zimmer-Nachbarn irgend eines hervorragenden Mannes und so sah ich denn vor dem meinigen einen weißbärtigen Emir mit seinen Begleitern absteigen — Abd-el-Kader, der von Damascus kam und eine ganze Etage bezog.

Die graziose Kaiserin Eugenie, welcher der Khedive den zur Beherbergung erlauchter Gäste ausgeräumten Harem seines Märchen-Schlusses Gesirch draußen auf der Insel Rhoda zur Verfügung gestellt, hatte soeben eine Nilfahrt angetreten, und dem Reichskanzler Grafen Beust war das Glück zu Theil geworden, wie er selbst gestand, mit einem heimlichen Schauer diese ihres süßen Geheimnisses beraubten Gemächer als Gast zu beziehen.

Das Schloß Kasr-el-Nil, am Ufer des heiligen Stromes gelegen, schwamm inzwischen jeden Abend in einem Meer von Licht; die Alméhs und Gawazzi, die öffentlichen Tänzerinnen zeigten auf der Estrade des großen, von Tausenden umringten Platz in möglichst dürftigen, aber goldgestickten Kostümen ihre Kunstleistungen, von denen Andrassy, der ungarische Minister, mit dem ich mir durch Trinkgelder einen Platz auf ihrer Estrade erkämpft, behauptete, seine heimischen Zigeunerdirnen verstünden die Sache besser. Sie hatten nämlich den Befehl, einen gewissen Anstand zu beobachten, diese öffentlichen Geschöpfe, von denen Mehmet Ali einmal Hunderte aufgreifen und nach Gzneh transportiren ließ, wo sie eine Beute seiner schwarzen Soldaten wurden.

An einem früheren Abend, als die Kaiserin Eugenie noch nicht weiter gezogen, hatte der Khedive ihr zu Ehren bereits eine orientalische Hochzeit auf dem Platz veranstaltet, die mit ungeheurem Gepränge gefeiert wurde. Ich sehe noch die Esel-Karawane in dem Lichtmeer daher ziehen: voran glänzende Equipagen mit den Vorreitern in weißen Hemden, dann Scherif-Pascha, der Minister des Innern, auf einem Esel, hinter ihm

der Vice-König und ihm zur Seite die Kaiserin Eugenie, beide auf Eseln — ein wunderbarer Anblick! Der Moniteur hatte verkündet, sie wallfahrte nach Jerusalem, aber sehr ernst konnt' es ihr mit der frommen Absicht wohl nicht gewesen sein. Ich hatte sie bereits in Begleitung ihres Adjutanten in der Loge des französischen Theaters, dann bei der Eröffnung der großen Oper gesehen, zu welcher der Rhedive eigens die Urda hatte komponiren lassen, aber beide Male hatte sie in der weltlich lustigsten Stimmung sich den Hof machen lassen. Honni soit qui mal y pense!

Ich füge hier in Parenthese ein, wie in dem großen Wirrwar u. A. die französische Theater-Gesellschaft in Kairo empfangen wurde. In Alexandrien hatte man sie in die Coupés gepackt und nach der Hauptstadt gesandt; hier wußte man bei dem Obdachmangel am Abend ihrer Ankunft nicht, wohin mit ihnen. Für die ersten Mitglieder war allerdings gesorgt, hinsichtlich der anderen aber, der Choristinnen und Balletteusen, blieb nur übrig, sie für die Nacht in dem öden früheren Polizeigefängniß oder einer Kaserne unterzubringen, die leer sein sollte. Sie zogen das Erstere vor und mit Schaudern traten die Unglücklichen in die mit Eisenstäben verwahrten schmutzigen Räume, in die man verfaulte Matratzen und Strohsäcke gelegt — für sie, die in Paris gewohnt, auf seidnen Pfählen und Eiderdaunen zu schlummern! Sie wiesen ein solches Lager zurück, aber Niemand nahm Notiz davon. Als nun aber aus den düsteren Wandlöchern die Skorpione herauströchen, als sie die Taranteln in allen Ecken sitzen sahen und die Moskito's ihnen schauerliche Lieder von den Unglücklichen sangen, denen man hier die Köpfe abgeschlagen, und aus den an der Decke hängenden Stricken und Schlingen die Geister der darin Erhängten ihnen die Zungen herausstreckten, überwältigte sie das Grauen. Sie beschloßen, lieber in die leere Kaserne zu fahren, von der man ihnen gesagt, und so fanden sie denn um Mitternacht

einige Ziaier, deren schwarze Kutscher sie zu einem Hause führten, vor welchem zwei Soldaten schilderten. Diese erstaunten über den schönen nächtlichen Besuch, meinten aber, die Offiziere hätten sich vielleicht ein Vergnügen bereitet; die Damen wurden also in einen großen mit leeren Britzchen gefüllten Raum geführt. Wiederum lautes Schluchzen; die Kaserne war nicht leer, die Kutscher waren davon gefahren! Was konnte ihnen die Nacht hindurch passiren! Todmüde vor Angst kauerten sie sich endlich auf die Britzchen; da aber traten einige verwegene egyptische Offiziere herein, um den schönen Gästen den Hof zu machen. Wildes Geschrei, jähe Flucht die Treppe hinab auf die dunkle Straße — wo sie in der Nacht noch geblieben, ist nicht bekannt geworden.

Noch ein anderes Schauspiel von graufiger Originalität ward auf Befehl des Khedive den Gästen bereitet. Obgleich man vor dem Beginn der alljährlichen großen Pilgerfahrt nach Mekka stand, wurde die scheußliche Ceremonie des „Menschenritzes“ jetzt veranstaltet, die, so viel mir erinnerlich, sonst in den Monat des Geburtsfestes des Propheten fiel. Aber Allah selbst mochte wissen, was plötzlich wieder in seiner Kirche los war; auch die Heulerei der Derwische hatte wieder auf abgelegenen Plätzen angefangen, da auf der Esbekieh kein Raum für sie war; der Scheik der Saadi-Derwische unternahm jetzt wieder seinen Ritt über die Menschenleiber, nämlich über die wie die Häringe im Taß dicht neben einander liegenden nackten Fanatiker. Man ließ uns fränkische Gäste bereitwillig in den Hof ein, in welchem die Ceremonie statthaben sollte, stolz darauf, uns zu zeigen, wie groß der Prophet. Man reichte uns Kaffee und Tschibutz; die nackten Kerle von allerlei Farben, durch achttägiges Fasten vorbereitet, streckten sich so dicht einer neben dem anderen vor unseren Augen auf den sandigen Boden, daß das Ganze wie ein Mosaik von Köpfen und Menschenfleisch erschien, zwischen das man kaum eine Hand hätte stecken können.

Und so lagen sie denn da, bis unter großem Korybanten-

lärm der feiste Scheik der Derwische auf seinem Roß erschien. Anfangs scheute sich dasselbe, auf die lebendigen Menschenleiber zu treten, wie das Pferd ja selbst in Schwadronen die Verletzung lebendiger Wesen zu vermeiden sucht; aber angetrieben von dem Reiter schritt es endlich über die Leiber hinweg, während die zuschauenden Mahomedaner unter Gebeten dasaßen. Mancher der Daliegenden mußte bei dieser Promenade über ihn hinweg doch arg gequetscht worden sein, denn nach dem Ritt erhob sich ein Jammergeschrei und ein halbes Duzend ward mit zerbrochenen Rippen und zeretzter Haut davongetragen. Aber damit war ihnen recht geschehen nach mahomedanischen Begriffen; hätten sie genugsam gefastet, es wäre ihnen kein Leid geschehen. — Dieser Ritt gehört wie das Schlangen-, Skorpion- und Säbelverschlingen dazu, den Fanatismus zu schüren; er ist ein religiöser Humbug, der als schwere Kasteiung aufgefaßt sein will. . . .

Während die Empfangsjäle des Khedive in Kasr-el-Nil jeden Vormittag sich immer dichter mit illustren Fremden füllten, waren die Räume des Hotel Shephard und namentlich die reizende Schubra-Allée das Rendezvous derselben. Es hatte den heimlichen Zauber eines Märchens, nach Sonnenuntergang in dem Kaffeehaus an der Allée zu sitzen, wenn der Occident mit seiner Prosa in der Stadt die arabischen Kaffeehäuser überschwemmt.

Nur ein Blick auf dieses Märchenbild sei mir gestattet, auf dieses stille, lautlose Diorama: Dunkler wölbt sich bereits das Dach der an ihrem mächtigen Stamm mit der Judasfeige überjäten Sykomore und da kommt denn eine Reihe von Kameelen, eins das andre am Strick mit sich fortziehend, langbeinig und bedächtig, den Kopf in ewigem Gleichmaß wagerecht am Halse wiegend; hinterdrein der Kameeltreiber, das letzte an dem kurzen Schweif haltend und leitend, als sei er wirklich der Steuermann dieser Wüstenschiffe. Eine Gesellschaft von jungen

Nellachen-Weibern kommt vorüber. Sie müssen etwas Erfreuliches vorhaben, denn sie singen halblaut ihr „Lulu“ und quirlen dazwischen wie wenn man in eine mit Wasser gefüllte Clarinette bläst. Ihre olivbraunen Gesichter sind in indigofarbige Gewänder eingehüllt und damit ist der Sitte genügt; aus der üppigen Büste machen sie kein Hehl und junonisch sind ihre schlanken Leiber in dem blauen Hemd, ein Gegenstand des Neides für die körperlich längst hinfallige Actrice des französischen Theaters, die zur Stadt zurückkehrend, an ihnen vorüber tutschirt. — Stolz und ernst herabblickend von seinem Mahara, dem Rennkameel, den Kopf eingehüllt in die Koffieh mit den heiligen Farben, den Kameelhaar=Strick um das Haupt gewunden (denselben, den die Bibel meinte, als sie vom Kameel in dem Nadelöhr sprach), so kommt der Beduine daher. Sein Mahara, das edle von der Farbe der Antilope, mit den großen Augen und dem Schlangenhals, grazios in seinen Bewegungen, zieht so aristokratisch an den übrigen vorüber; es ist ja der „Trinker der Büste“, mit dem die schnellste Stute den Kampf nicht aufnimmt, der Kampfgefährte des Bedui, des stolzen verschleierten Quarek, während jene plebejischen Kameraden die Lasten schleppen, die ihnen die Kaufleute, die Philister der Wüste auf den Rücken laden! —

Und dort kommt auch Hekelim=Bey, der Weise, der Gelehrte, der reiche Mann. Konnte Allah mehr Ehre und Glück auf einen Sterblichen häufen, denn er besitzt sogar einen Palast in der Schubra=Allee! Ernst und würdevoll, den Stecken in der Hand, blickt er, schon dem Greisenalter nahe, vom Sattel herab; sein Auge leuchtet Weisheit, seine goldne Schabracke Reichthum. Mich erkennend, dem er vor einigen Tagen seine werthvolle arabische Bibliothek gezeigt, legt er die Finger grüßend und lächelnd an die Lippen und giebt einem wunderlichen Gefährten Raum, einem großen, länglichen Wagenlasten, bunt bemalt, mit Zelttuch bedeckt. Arabische Frauen hocken in der „Araba“, ein-

gehüllt in kostbare goldgestickte Gaze-Mäntel. Aus dem Schleier, der ihr Antlitz deckt, blicken nur die großen schwarzen, mit Kohol künstlich umrahmten Augen melancholisch heraus und vielleicht entdeckt auch das eines neugierigen Europäers (denn der Mohammedaner verletzt kein Weib durch seinen Anblick auf öffentlichem Wege) ein paar Füßchen in zierlichen Babuschken, die sich unter dem Haufen von Gaze herausstrecken. Die Aermsten! Sie blicken so stumm, so traurig hin auf die Frauen, die Töchter der Konsuln, der christlichen Kaufleute, die sich lachend und plaudernd an ihnen vorüber bewegen! Sie tragen zwar auch schon den Zerschmack, den Schleier, so dünn und durchsichtig, daß er kaum noch seinem vorgeschriebenen, sittlichen Zweck entspricht, aber die Andern da, sie brauchen nicht wie ein Klümppchen Unglück auf dem Wagen zu sitzen, dessen neben demselben die Zügel führender Arabadschi es nicht einmal wagen darf, ihr Gesicht zu streifen! —

Sie ziehen vorüber, und da kommen dann die Märtyrer des Morgenlandes, auf deren geduldigem Rücken der Handel und Wandel desselben ruht, eine Heerde von Eseln. Der arme Buriko, er hat Feierabend; er, der Urbewohner Egyptens — denn ehe die Hyksos das Land eroberten, war er schon da — trägt sein Martyrium, sein Leid seit seinem Urahnem, dem des Bileam, der klüger war als sein Herr, als er den Engel am Wege sah, dem der Herrgott erbarmend damals schon den Mund aufthat, damit er sage: warum schlägst du mich? — Ach, er würde heute den ganzen Tag zu reden haben und doch nichts ändern an seinem historischen Verhängniß! — Endlich kommt noch unter großem Geschrei arabischer Kinder eine Heerde von Angora-Schafen und krummnasigen Ziegen, die vor der Equipage eines Konsuls und deren Vorläufer, dem Saiz, einem Schwarzen in weißen Pluderhosen und fliegenden Ballon-Armeln, aus einander stieben.

So ziehen sie Alle, die Wagen, die Kameele, die Menschen

und die Esel, vorüber in der schönsten Allee der Welt, unter dem dichten Laubdach der Sykomoren, bis der glänzende Mond an den blauen Himmel tritt und die Sterne wie Diamanten um ihn blitzen. Hier unten aber wird's dunkel, daß das Auge kaum noch die nackten Mohrenbuben unterscheidet, die an den Stämmen der Bäume im Sande spielen. . . . Sie stehen ja Alle mit den Hühnern auf und gehen mit den Lerchen zu Bett, nur der Occident, der jetzt als Heuschrecken Schwarm hereingebrochen, kümmert sich nicht um Tag und Nacht, wenn er genießen will; er geht in seinen Sünden schlafen, wenn er genug hat. Hier draußen in Schubra war es denn auch, wo ich einer Dame, die eigens nach Egypten gereist, um hier bei dieser Gelegenheit (keine schlechte Idee!) mit dem Album unter dem Arm Autographen zu sammeln, in dasselbe schrieb:

„Ich kannt' in der Wüste ein Mohrentind,
 Viel weiser als alle Weißen sind;
 Das sprach: Ihr Christen von Nazareth,
 Geht lieber wie wir mit der Sonne zu Bett,
 Denn was nicht sieht das Auge des Lichts,
 Das taugt vor Gottes Antlig nichts.“

XXXI.

Die Eröffnungs-Ceremonie. — Die europäischen Handels-Deputationen. — Monsieur de Lesseps, le grand Français. — Durch das Land Gosen nach Suez. — Wie man durchs rothe Meer geht. — Der testamentarische Humbug. — Die Probefahrt auf dem Suez-Kanal. — Empfang in Ismailia. — Feste über Feste. — Port-Said. — Die esprits éclairés. — Die Braut des Isthmus. — Der Kronprinz und der Khedive auf der Hertha und der Marussa. — Großer Seeball. — Kaiser Franz Joseph und die Kaiserin von Frankreich. — Die Einsegnung des Kanals. — Ein deutscher Baron als Kanal-Arbeiter. — Die griechischen Spielhalter. — Die große Festfahrt durch den Kanal. — Die Lager der Wüstenöhne um Ismailia. — Benst und Andrassy bei den Schlangenfressern. — Der große Ball. — Revue der Kameel-Reiterei. — Schlussfeierlichkeiten in Kairo. — Où est la femme?

Die Zustände Egyptens unter Ismael Pascha schilderte ich umständlich in meinem Buche „Vom armen ägyptischen Mann“, das leider ohne mein Wissen schon gedruckt und versandt wurde, während ich bei der Armee in Frankreich war, und so mit einer unzählbaren Menge von schänden Druckfehlern in die Welt gegangen. Ich erzähle also hier nur von den Aktualitäten.

Die Zahl der Gäste war auf etwa zwölfhundert angestiegen und Alle waren sie mit verschwenderischer Gastfreundschaft bewirthet worden, als sie endlich am 10. November durch einen Anschlag in allen Hotels alarmirt, d. h. zum Aufbruch nach Port-Said eingeladen wurden. Das vorläufige Programm der Eröffnungs-Ceremonie lautete: Empfang der hohen Gäste (der erwarteten Monarchen) und feierlicher Gottesdienst in Port-Said,

danach große Festlichkeiten, Bälle und Tafel in Ismailia, Rückkehr nach Kairo, Ball in Kasr-el-Nil, große Illuminationen, Pyramidenfahrt, Revuen 2c.

Die Handelsdeputationen wünschten nun doch vorher eine Probefahrt von Suez aus auf dem Kanal zu machen, und Lesspès kam ihrem Begehren entgegen. Er, damals schon ein Mann von vierundsechzig Jahren, aber erstaunlich frisch und rüstig, hatte sich vor Kurzem erst zum zweiten Male verlobt. Der Mann des Tages, der nach Ueberwindung aller Schwierigkeiten den Kanal endlich vollendet, stand damals auf der Höhe seines Ruhmes, von der er jetzt nach zwanzig Jahren, ein müder Greis, so tief herabsinken sollte, daß er als Unternehmer des Panama-Kanals sich der Vergeudung eines Aktientapitals von fast 1 $\frac{1}{2}$ Milliarden, sogar der Unterschlagung von 900 Millionen ohne einen Versuch der Rechtfertigung von Pariser Zeitungen schweigend beschuldigen ließ, daß er den Fluch von achthundert Aktionären und Obligatären, meist kleinen Leuten, auf sich nahm, es duldeten, wie einige derselben den Namen «le grand Français», den ihm die Bewunderung seiner Nation gegeben, in «le grand voleur» umwandelten!

In fürchtbarer Sonnengluth erreichten die Delegirten der Handelskammern, denen ich mich angeschlossen, Ismailia, wo unser ein Diner harrte; dann ging's durch den Wüstenjand nach Suez. Und auf diesem Wege hatten die Herren (zumeist Geheimen) Commerzienräthe ein Bild von der Wirthschaft des Khedive. Ehedem führte nämlich eine Eisenbahn von Kairo direkt nach Suez; dem Khedive aber kam plötzlich die Laune, sie aufzugeben. Er verkaufte sie nicht einmal für einen Spottpreis als altes Eisen und da lag sie denn jetzt noch im Sande! Die neue Bahn ging bis Zagazik und darüber hinaus durch die lachenden Fluren mit ihren Baumwollenseldern, deren Knospen sich eben zu großen Schneeballen öffneten; die Nil-Ueberschwemmung glänzte noch zwischen den mathematisch das Land durch=

schneidenden hohen Dämmen, den einzigen Kommunikationen; bis an die Knie im Wasser arbeiteten die Fellachen, braune Bursche und Dirnen, halb oder ganz nackt, in den Feldern, und lustig trabten die Esel auf den Dämmen dahin. Dann aber ging's durch das Land Gosen, in welches die Hebräer einst eingewandert und sich vermehrend, so üppig geworden, daß die Regierung des Pharao sie zu fürchten begann. Moses führte sie bekanntlich von Gosen ins gelobte Land. Heute ist hier Alles ein einziger Wüstenland wegen Mangel an Bewässerung; er könnte aber auch mit einer solchen noch jetzt wieder ebenso blühend und fruchttragend werden wie ehemals; davon gab mir den Beweis die inmitten des Landes liegende vielkönigliche Pflanzung „Bir=Abu=Bellach“ (der Brunnen des Vaters der Datteln, oder wie wir weniger metaphorisch sagen würden: der Dattelbrunnen), eine alte römische Militärstation.

Ismailia war eine Barackenstadt auf dem Scheidepunkte zweier Welttheile, eine Stadt von Pappdeckel möcht' ich sagen, aus dem Sande hervorgezaubert in wenigen Wochen und mit paradiesischer Flora geschmückt — Alles durch die Zauberkräft des Geldes, das hier nicht geschont worden. Die ganze Welt war auch hier schon zusammen gelaufen und sie redete in allen Sprachen, trug aller Länder Trachten. Zelt an Zelt, Baracke an Baracke, Schnapsbude an Schnapsbude mit französischen und italienischen Aufschriften. Tausende von Händen schafften noch in der Sonnengluth an dem Kanal, an den Festvorrichtungen; die Bitterseen waren mit einer ganzen Flottille bedeckt.

Etwas um vier Uhr erreichten wir Suez, empfangen von dem Agenten der Kanalgesellschaft und den Salut-Schüssen einer ägyptischen Fregatte. Hier erwartete uns schon ein kleiner Dampfer, der uns zu den Hafendarbeiten hinaustragen sollte, und diese Fahrt geschah im wunderbarsten Abendlicht, das violette Tinten auf das Ataka warf, während drüben auf der asiatischen Seite die Höhen des Sinai und die Moses-Quelle in goldene Gaze ge-

hüllt lagen. Hindu=Kellner mit ihren schwarzen Augen und Oliv-Gesichtern bedienten uns nach der Rückkehr in das Suez-Hotel; Alles war sonst quite english in dem mit von Indien kommenden Travellers gefüllten Hotel.

Am nächsten Morgen, dem 13., durchfuhren wir als die ersten Passagiere den Suez-Kanal. Die Ziffer brachte indeß kein weiteres Unglück, als daß der Agent Herr Schiff von Bord ins Wasser fiel. Vor uns glitten zwei große arabische Barken dahin; sie trugen Mecca-Pilger nach Asien hinüber. Einer derselben aber mochte seinen Rosenkranz zu Hause gelassen haben, denn als sie schon weit hinaus ins Meer gefegelt waren, sprang er aus der Barke und lief nicht durch das Wasser, sondern auf demselben nach Suez zurück. „Sehen Sie da!“ rief ich einem der Herren zu, „so erklärt sich auch das Wunder, von dem uns die Bibel erzählt!“ Der Hadjschi, der Pilger, lief nämlich auf einer langen Sandbank dahin, daß ihm das Wasser um die Ohren spritzte.

Ich will nicht gottlos reden, aber es ist hier, wo Alles noch von der Zeit unserer Christwerdung spricht, damals viel Humbug getrieben worden. Da die Sitten des Volkes noch dieselben wie vor Jahrtausenden, so liegt uns jene Zeit hier noch klar vor Augen und man braucht nicht scharf hinzusehen, um zu gewahren, wie in dem Heiligen-Nimbus recht viel Goldschaum. Es ist mir leider verjagt, die Tradition von Christo, wie sie mir in Jassa ein alter Hadjscha aus alten koptischen Ueberlieferungen gab, hier wieder zu erzählen; sie fiel ungefähr mit den historischen Deduktionen Jacquelinots zusammen. Christus erscheint uns hier immer mehr, seiner Uebernatürlichkeit entkleidet, als der edle Mensch und Sittenprediger, der das Volk aus der tiefsten sittlichen Verwahrlosung (in der es heute noch steckt) zu reißen von Gott die hohe und schöne Mission übernommen. Wie Moses auf einem Berge, also gleichsam hinter einem Bettschirm Wunder thun, das kann Jeder; die Schlangen

in Stäbe verwandeln, das machen noch heute vor unseren Augen die elendesten Araber, und fünfzehnjährige Burjehen leisten, nur mit ihrem kurzen schmutzigen Hemd bekleidet, Zauberkünste, die Bozco nicht besser gemacht haben würde . . .

Unfertig sahen wir noch Alles bei der Einfahrt in den Kanal; aber Welch ein unübersehbarer Park von riesigen Arbeitsmaschinen umgab uns von der Stelle ab, wo der erste Spatenstich geschehen war. An zehntausend Arbeiter aller Nationen waren noch beschäftigt, eine babylonische Sprachverwirrung herrschte unter ihnen; einem Ameisenhaufen gleich schafften sie an den hohen Böschungen, bis an die Knie standen die Araber im Wasser, und alle blickten erstaunt unsern Dampfer an; selbst die Ingenieure in ihrem blauen Calico-Anzug mit dem pilzartigen Hut auf dem Kopfe begriffen nicht, wie wir durch diese Masse von Draguens, Elevateuren, Arbeits- und Kohlen-schiffen und den übrigen schwarzen Ungeheuern hindurch kommen wollten. Von dieser Unmöglichkeit überzeugte sich denn auch bald unser englischer Kapitän. Mit heißem Kopf schrie er die Ingenieure auf den Baggern an, die aber erklärten, die Ordre, Platz zu schaffen, sei ihnen soeben erst zugegangen. Never mind! rief endlich der Kapitän; er dampfte drauf los und so saßen wir denn beim 155. Kilometer schon fest. Wieder flott gemacht, geriethen wir mit einem Bagger zusammen, dann wiederum mit einem anderen, und da verlor er den Muth, erklärte die Fluth abwarten zu müssen und so saßen wir denn stundenlang in versengender Gluth auf dem Deck. Ich fand inzwischen Muße, den Baron von Reudell, unseren Regierungs-Kommissar, in das Kolonisationsprojekt des Khedive einzuweihen, das bisher geheim gehalten worden. Er fand die Sache hochwichtig, aber, setzte er hinzu, er befürchte, daß Bismarck sie nicht unterstützen werde, da er von keinerlei Kolonisation wissen wolle. Indeß, auch er sah ein, daß bei den glänzenden Konzeßionen des Khedive nur eine moralische, politische Begünstigung nothwendig sei. —

Der Reichskanzler hat bekanntlich aus dieser Abneigung früher nie ein Hehl gemacht, es konnten also später nur besondere Veranlassungen sein, die ihn zur Nachgiebigkeit zwangen, und gerade die afrikanische Kolonisation mußte es schließlich sein, in welcher die Verschiedenheit der politischen Strebungen zwischen ihm und dem Kaiser zuerst eclatirte. Sein Prinzip war es, dafür zu sorgen, daß Keiner seiner Pflicht entzogen werde, den „Kuhfuß“ zu tragen.

Ich darf nicht ermüden durch umständliche Schilderung dieser ersten Probefahrt auf dem weltverbindenden Kanal. Derselbe mit seinen nackten, todten Sandufers gleicht eben einer langen, durch den Sand laufenden Rinne, die sich auf der Sohle rundet, so daß das Ausweichen von größeren Schiffen nur in den Seen stattfinden konnte; er hat nämlich etwa 48 Meter Breite, 18 Meter unten und 7, bei Fluth 8 Meter Tiefe in der Mitte, passirt den alten Pharaonen-Kanal und durchläuft in dem kleinen und großen Bassin den Bittersee, ein breites, schönes Fahrwasser, das durch Bojen bezeichnet. Ein großer Theil dieser Seen war einst verdampft und ausgetrocknet, vielleicht etwa wie die Sebka's der kleinen Sahara; jetzt waren sie mit frischem, lustigem Wasser fernhin angefüllt.

Erst gegen Abend passirten wir die damals so gefährliche Stelle des Serapeum, an welcher noch die ausgehobenen riesigen Granitblöcke die Sandhügel des Ufers deckten, und so war denn doch Aussicht, Ismailia noch vor der Nacht zu erreichen. Dunkel war's schon, als wir im Timsah-See schwammen, aber der Mond breitete hell sein Licht über die Fluth und das Hyänen-Plateau. Wir hatten die uns überall hemmende und bedrohende Welt der Maschinen hinter uns und endlich glänzten uns auch die Lichter von Ismailia entgegen, dem Ziel unserer Fahrt. Hier wurden zunächst die von dem Ingenieur der Commerz-Deputation den Tag hindurch gemachten Peilungen zusammengestellt: 28—33 engl. Fuß Tiefe des Kanals, im Durchschnitt

26 Fuß, an der bösen Stelle des Serapeum nur 12 Fuß, die bis 16 vertieft werden sollte. Das Urtheil der Kommission, so wichtig für den Kanal, war also ein ganz günstiges und ward sofort dem Khedive telegraphisch gemeldet.

Großer Empfang danach am Kai durch die Beamten des Herrn von Lesséps, der bereits dem Khedive und Nubar-Pascha nach Port-Said gefolgt; unter einer Ehrenpforte ging's über die Brücke des Süßwasser-Kanals, zwischen Baracken und Zelten über fußhohen Sand in die eben erst geborene Stadt. Vor derselben wurden in offenen Zelten schon die Würdenträger des Kreuzes im Orient, die koptischen Priester, die Mönche vom Sinai zc. bewirthet. Mit feierlichen Gesichtern saßen sie da mit ihren dunkelblauen Turbanen und Barets, mit den weißen „Bäffchen“ unter dem Kinn und verschmähten den Wein nicht, die frommen Herren. Im Hotel Muric, das der Khedive auch gleichsam aus Karton errichtet und in aller Eile mitten im Sande mit wunderbarer tropischer Vegetation, mit Palmen, Bananen, Rosenlorber, Zuckerrohr zc. umgeben, harrte unser wiederum festlicher Empfang, dann endlich gab es Ruhe.

Ganz erschöpft vom Sonnenbrand der beiden unruhigen Tage schaute ich vom Fenster meines Zimmers hinab auf ein Bild von eigenthümlichem Reiz. Da saßen sie in ihrem Wüsten-Café chantant, alle die Arbeiter in ihren buntschekigen Kostümen, eine wilde, rohe Gesellschaft, nachdem sie Hacke und Schaufel hingelegt. Harfe, Fiedel, Clarinette und Cymbel klangen in den Zelten, die Primadonna böhmischer Musikanten trug deutsche Lieder vor, in den griechischen Zelten klang die Mandoline, die Dalmatiner sangen ihre Gebirgslieder, die deutschen Arbeiter träumten beim Bierkrug vom Vaterlande. Dazwischen lag ein ganzer Zeltmarkt von Quincaillerie, Fleisch, Wurst, Schnaps und Tabak, überwacht von theilweis berittenen türkischen Kawaffen in dunklen Burnussen, mit dem blanken krummen Säbel in der Hand. Tiefe Stille herrschte in dem weiter ab-

gelegenen arabischen Viertel, dessen Wüstenjöhne bereits seit Sonnenniedergang in ihren Zelten schliefen, und ebenso still lag heute noch das große vom Monde bestrahlte Chalet, das der Vice-König in fünf Monaten mit dem Aufwand einer Million hatte errichten lassen, um darin den großen Fest-Ball zu veranstalten! . . .

Am Morgen trug uns ein anderer Dampfer weiter durch den Menzaleh-See, an den Pelikan-Inseln vorüber, nach Port-Said. Hier nahmen uns festlich flaggende, hochbordige Schiffe auf; Lesspys selbst mit seinem Stab empfing uns am Quai stehend, um uns zum „Cercle“ zu führen, wo das Dinner stattfand und er, der Vierundsechzigjährige, uns seiner von Damen umgebenen Verlobten, „der Braut des Isthmus“ vorstellte, während unten im Garten eine französische Schiffskapelle spielte.

Niemals hat sich wohl eine so illustre Gesellschaft von in allen Wissenschaften, in den Künsten, der Literatur, der Politik leuchtenden Männern zusammen gefunden, wie an diesem Abend im Cercle von Port-Said; aber man empfand alsbald, daß etwas fehlte. Der anwesende Damenslor war verschwindend gering angesichts aller dieser, meist schon im höheren Mannesalter stehenden Berühmtheiten. Man empfand eben, daß man im Orient. Der Khedive hatte Alles gekonnt und geleistet, was für Geld zu haben war, aber von den europäischen Kolonien der Hauptstadt hatten sich nur wenige Damen in diesen Wirrwarr gewagt, und dem hohen Gastgeber sowohl wie seinen Ministern und Pascha's erlaubte die geheiligste der Sitten nicht, ihren Harem hier aufzustellen. So waren denn alle die berühmten Männer unter sich, und der Hofstaat der Braut des Isthmus bestand aus Französinnen, denen alle diese fremden Namen nur Dunst waren.

Am darauf folgenden Morgen Kanonendonner, österreichische Hymne und Hurrah im Hafen. Der „Greif“ brachte, salutirt von allen Schiffen, den Kaiser Franz Joseph. Die Matrosen

standen in den Raaden der Kriegsschiffe aller Großstaaten, während ein Boot der „Marussa“ den Khedive mit seinen Ministern an Bord des „Greif“ trug. Der Kaiser besuchte natürlich den Khedive wieder auf dessen prachtvollem Leibschiff; Lesseps lud die Handelskommission zur Vorstellung bei Franz Joseph ein, also auch wir legten an der Marussa bei und wurden vom Khedive dem hohen Gaste präsentiert; dann ging's nach Port-Said zurück zu einem glänzenden Diner im „Cercle“, dessen ich nur erwähne, weil diesmal der ganze Atlas des gestirnten Himmels es nicht mit all' den Sternen hätte aufnehmen können, die heute am Kanal glänzten, denn wer kein Großkreuz auf der Brust trug, hätte sich schämen müssen, ein kleines anzulegen. — Abends war großer Ball auf der Marussa und noch lag ich schlaftrunken nach demselben im Bette, als Herr von Kündell mir im Morgenrauen einen Zettel sandte: „Wir fahren dem Kronprinzen entgegen, dessen Schiff Hertha signalisirt ist.“

Für ihn wär' ich noch früher aufgestanden; also wieder hinaus auf die See. Auch die Marussa folgte uns mit dem Khedive an Bord. Auf dem Verdeck empfing uns der Kronprinz mit seinen Offizieren nach einer wegen hohen Seeganges unruhigen Nacht. Er hatte für alle die Herren ein freundliches Wort; als er mich unter den Handelsherren erkannte, rief er lachend: „Wie kommt Saul unter die Propheten!“ und ließ sich dann von mir über den Erfolg der Probefahrt erzählen, von der telegraphisch gemeldet worden. Kapitän Köhler, der Kommandant der „Hertha“, drückte mir als altem Freunde die Hand, während die Kanonen des Schiffes donnernd schon den Khedive begrüßten. Es war ein hochinteressanter Moment, die Empfangs-Szene: Die hohe, schöne Gestalt des Kronprinzen in der Uniform eines Infanterie-Generals, wie sie mit freundlich ausgestreckter Hand den korpulenten Khedive in schwarzem Stambulin, den Tarbusch auf dem Haupt, empfing und die beiden Fürsten des Morgen- und des Abendlandes in französisch-

scher Sprache herzliche Worte der Begrüßung wechselten, während die begleitenden Garde-Offiziere mit neugierigem Interesse den Herrn des Pharaonen-Landes musterten.

Sie hatten sich denselben so ganz anders vorgestellt, als er jetzt, ein Mann der vollendetsten Etikette, mit seinem runden, blondbärtigen Gesicht, den kleinen listigen Augen auch sie, die schlanken militärischen Gestalten musterte, die ihm, der längst gewohnt, die Illustrationen Europa's in seinem Palast zu empfangen, nichts Neues, dessen eigene Adjutanten ja auch auf europäischen Kriegsschulen ausgebildet waren. Das Letztere veranlaßte mich denn auch, den Offizieren zuzuraunen: „Die Adjutanten sprechen deutsch!“ denn es konnte leicht ein unüberlegtes Wort fallen, wie es vor Kurzem dem deutschen Konsul passirt, als er, nach Eintritt seines Amtes bei einer Cour gefragt, ob er denn schon dem Kronprinzen Tawfik (dem jetzigen Rhedive) seinen Besuch gemacht, antwortete: „Dem dummen Jungen!“ Einer der Adjutanten hatte das angehört, dem Rhedive mitgetheilt und die Folge war, daß der Unvorsichtige in Ungnade fiel. Nach dem Begrüßungs=Ceremoniell lud der Rhedive zu einem Dejeuner ein, bei welchem der Kronprinz in vortrefflicher Laune war. «*Quel bel homme votre prince!*» rief der Rhedive mir zu, als sich der Kronprinz mit Kubar unterhielt, und in der That war ihm die Person desselben noch in sympathischer Erinnerung geblieben, als die Festlichkeiten längst vorüber.

Großer Ball am Abend auf der Marussa, zu dem auch die Kaiserin von Frankreich als Krone desselben sich nach ihrer Nilfahrt eingefunden; danach zwei Tage lang ein Kanonendonner, daß das Trommelfell erzitterte, Illumination des Hafens, in welchem ganze Seeschlachten durch Feuerwerk geliefert wurden. Endlich am 16. große religiöse Overture der Festlichkeiten, die Einsegnung des Werkes in Tempeln, die in die Brandung des Meeres erbaut worden. Durch ein Militär=Spalier führte der

Kaiser von Oesterreich die Kaiserin Eugenie, neben ihr schritt der Kronprinz von Preußen, eine kolossale Suite folgte zum Meeresufer und hier fand dann eine kirchliche Feier statt, wie sie so großartig und eigenthümlich kaum sich wiederholen dürfte. In den beiden Tempeln standen rechts die Mema's, die arabischen Priester mit ihrem Oberhaupt, links die christlichen Diener desselben Gottes im Oriente mit dem apostolischen Delegaten Egyptens. Der noch junge Monsignore Bauer, ein Günstling der Kaiserin Eugenie, ein Mann, gleich gerecht im Beichtstuhl wie im Boudoir und im Sattel, hielt die Rede, umbraust von der Brandung in märchenhafter, Tausende von Köpfen überstrahlender Beleuchtung.

Todmüde wollte ich mich in den Cercle schleppen, als mir auf dem von großen Leuchtpfannen tageshellen Wege eine Männergestalt entgegentrat, in deren abenteuerlichem Kostüm ich einen der Kanalarbeiter erkennen mußte. Der vom Wetter zerzauste, von der Sonne fast verbrannte große Strohhut beschattete ein tief gebräuntes Gesicht, dessen Vollbart schon ins Grau spielte; ein in der Farbe verblichenes Halstuch war lose um seinen sehnigen braunen Hals geschlungen, ein graues, grobes Hemd, wie es von Spekulanten hier zu wohlfeilen Preisen den Arbeitern geliefert wurde, eine grobe Jacke von dalmatiner Wollengewebe, ein Leder-Gürtel, an dem ein Holzbesteck mit einigen Messern hing, eine graue Hose und ein paar hohe Stiefel kennzeichneten den Mann der schweren Arbeit, und mehr noch that es die schwielige braunrothe Hand, die er mir entgegen hielt.

„Sie erkennen mich nicht?“ fragte er, mit der andern den Sombbrero etwas über die Stirn zurückschiebend, in dem Ton, mit welchem man an etwas erinnert, das man ungern berührt, und mit einem Dem entsprechenden verbissenen Lächeln setzte er hinzu: „Baron K . . ., den Sie in diesem Kostüm gewiß nicht suchen würden!“

Ich erschral, ihn wirklich erkennend an den großen dunkeln Augen und einer Quart-Marbe auf der dunkeln Wange; ich fühlte mich sogar verlegen, nicht gleich wissend, welche Miene ich ihm gegenüber annehmen sollte, denn angenehm war mir die Erinnerung an ihn keineswegs, an einen früher auf seinen Reichthum, noch mehr aber auf seine Person eingebildeten, hochfahrenden Menschen, der als Kürassier-Lieutenant den Löwen der Gesellschaft gespielt, den Dienst hatte quittiren müssen auf Verlangen seiner Kameraden, weil er an der ihrer Schönheit und Anmuth wegen gefeierten Tochter eines hochehrenhaften Beamten zum Schurken geworden, dann auf Reisen gegangen, um überall seine persönlichen Vorzüge, sein großes Vermögen zu galanten Abenteuern zu mißbrauchen und die Spuren seiner Gewissenlosigkeit zurück zu lassen.

Ich hatte ihn in Petersburg wieder gesehen, wohin er, der von den Frauen verwöhnte Mann, der Tochter einer aristokratischen Wittwe aus Klein-Rußland gefolgt sein sollte, die er in Gmz kennen gelernt. Es hatte damals geheißsen, seine Verlobung mit der schönen jungen Comtesse stehe bevor, aber als ich ihm ein Jahr darauf in Wien wieder begegnet, jagte man mir, er habe dies Verhältniß plötzlich abgebrochen und die Comtesse sei nach einer schweren Gemüthskrankheit in ihre Heimath zurückgekehrt. Auch in Wien spielte er die Rolle des Lovelace und rühmte sich u. A. in unserm Hotel auch der Rolle, die er in einer gerade damals viel besprochenen Affaire mitgespielt haben wollte. Graf H. nämlich, der Sohn eines der reichsten schlesischen Grundbesitzer, hatte sich mit der Prinzessin A. verlobt; als aber bald darauf sein Vater noch eine zweite Ehe einging, die von der prinzlichen Familie als Mezalliance betrachtet wurde, löste die letztere diese Verlobung. Graf H. erschien darauf im Speisesaal unsres Hotels mit seiner Dogge, der er das ihm von seiner Braut zurückgesandte kostbare Diamant-Collier um den Hals gebunden. Folge davon war, daß der

Bruder der Braut den Grafen forderte und Beide sich an der belgischen Grenze schlugen.

Baron K. rühmte sich damals fälschlich seiner Theilnahme an diesem Handel, nur um interessant zu erscheinen, und ging bald darauf mit einer zum Gastspiel dort eingetroffenen Tänzerin nach England durch, wo er sie nicht heirathete, sondern sitzen ließ. Er war den Männern eine höchst unsympathische Erscheinung und Niemand begriff die fast blinde Hingebung der Frauen an diesen Noué. — Jetzt stand er vor mir und unangenehm berührt schaute ich ihn darauf an, wie er in diese Lage gekommen und was er von mir begehre. Er kam meiner Neugier entgegen, fragend, ob ich ihm einige Minuten widmen wolle, führte mich dann abseits in die Baracke eines Griechen, in welcher eine abenteuerliche Gesellschaft vor einer Roulette saß.

Hier war sein Schicksal bald erzählt und in einer Weise, die mich überzeugte, daß er in seinem Ingrimm über daselbe inmitten seiner Arbeitsgenossen vollständig verroht. Er, der an den Frauen so viel gesündigt, war endlich in die Hände Einer gefallen, die ihr ganzes Geschlecht rächte und ihm sein Vermögen durchbrachte. Mit dem Rest hatte er daselbe in Monaco vergeblich wieder zu gewinnen gesucht, war nach Egypten gegangen, um da in der Armee Dienste zu suchen, hatte sie nicht gefunden, sein letztes Geld verzehrt und danach hatte ihn der Hunger gezwungen, am Suez-Kanal die Hacke in die verwöhnte Hand zu nehmen. — Was er jetzt von mir wollte, brachte er auch in einer brutalen Weise vor, als sei es Jedermanns Pflicht, ihm zu helfen: er habe mich mit Lesseps sprechen gesehen, ich sollte also ihm eine Sections-Aufscherstelle verschaffen, auch wenn ich nach Berlin komme, seine Schwester, die ihm seit vier Jahren auf keinen seiner Briefe geantwortet, beschwören, ihm die Mittel zur Rückkehr nach Europa zu schicken.

Ich versprach Alles zu thun, was er begehrte, denn mir ward's unwohl in dieser Baracke, in welcher einer der griechischen

Spielhalter seine Hölle etablirt, nämlich seine Roulette aufgestellt, um den Leuten ihr Geld abzunehmen, wie das öffentlich selbst in Kairo im oberen Stockwerk des viel besuchten Kaffeehauses an der Esbekieh geschieht. Niemand stört ja diese Gauner in ihrer Wirksamkeit, die Abends in den beiden Hauptstädten Unter-Egyptens beginnt. Es finden sich immer Glücksuchende, die ihr Geld einer zugedeckten Roulette anvertrauen; die Spieler verlieren natürlich immer, so weit es nicht dem Spielhalter rathsam und zweckmäßig erscheint, das Vertrauen nothdürftig zu erhalten. Nicht selten aber endet der Abend mit plötzlichem Erlöschen der Beleuchtung und obligaten Messerstichen, denn wenn es Einem wirklich gelungen, einen Gewinn einzustecken, so handelt es sich darum, ihn nicht mit demselben davon gehen zu lassen.

Noch empfand ich, im Cerele sitzend, den harten Druck dieser schwieligen, einst so aristokratischen Hand, mit welchem mich der Unglückliche noch einmal ersucht, ihn nicht zu vergessen, als Rubar eintrat, um mir zu sagen, wir sollten am Morgen ganz zeitig wieder die Ersten sein, d. h. auf dem Dampfer „Mehemet Ali“ die große Fahrt durch den Kanal eröffnen; der Khedive werde schon in der Nacht aufbrechen, wir sollten ihm mit Rubar und der Suite folgen. „Recht so!“ dacht' ich mir. „Bleiben wir mit dem großen Dampfer in dieser Suppenschüssel stecken, so verstopfen wir den Uebrigen den ganzen Kanal!“ . . .

Ruhe gab's natürlich die Nacht hindurch nicht. Illumination und Feuerwerk lagen eben erglommend in den letzten Zügen, als wir schlaftrunken vor dem Morgengrauen zwischen all den schwarzen Schiffsriesen mit ihren qualmenden Schloten zum „Mehemet Ali“ hinausruderten und in dem uns umgebenden düstern Chaos den hochbordigen Dampfer erkletterten. In einem Halbschlummer saß ich im Salon, als mich der Lärm auf Deck erwachen ließ. „Der „Latif“, der in der Nacht vorausgegangen, sitzt schon im Kanal fest“, hieß es. „Wir gehen auf die „Alexan-

dra“, die eben auf der Leeſeite anlegt.“ Und jetzt begann ein neuer Wirrwarr. Unſre Koffer, die Kiſten mit gebratenen Boularden, Paſteten, Weinen zc. flogen nur ſo hinab auf die „Alexandra“ und den daneben liegenden Poſtdampfer, und ſo ward's 8 Uhr, als wir, den letzteren vor uns, aus dem Hafen ſteuerten, vorüber an dem „Greif“, der „Grille“, dem „Nigle“ mit den Allerhöchſten Herrſchaften, die uns folgen ſollten (denn der „Latif“ war inzwischen wieder flott gemacht), zwiſchen den künstlichen beiden Obeliſken hindurch mit flotter Briſe in den Kanal hinein.

Alles ging gut. Ein Schwarm von Möven begleitete uns. Vom Menzaleh-See erhoben ſich die Flamingos in geflügelten Bataillonen und ſäumten den Horizont mit einem breiten Roſafaden; die Pelikane ſteuerten uns wie eine weiße Flottille entgegen, um uns zu begrüßen. Bei El Kantara, von wo die Karawanenſtraße nach Syrien geht, ſalutirte uns ein egyptiſches Kriegſſchiff; ganze Schaaren von Arabern ſtanden auf den Böſchungen des Kanals. Sämmtliche Maſchinen waren in der Nacht beſeitigt, auch die größeren Schiffe hinter uns fanden kein Hinderniß. — Vor Iſmailia neue Ovationen im Timjah-See. Weit hin ſtreckten ſich die Lager, die Zelte der Stämme von Syrien, Arabien und Libyen mit ihren Kameelen, Pferden und Eſeln; ihre Scheiks tummelten ſich auf goldſtrohenden Schabracken; Tunis, Tripolis, die Duars der Wüſte hatten ihre Scherifs, ihre Emire, ihre Djemmas, den Rath der Edelſten geſandt; der Beduine, der Tuarek, der Negerfürſt, — alle bildeten ſie ein Wüſtenbild, das nur ein Horace Vernet wieder zu geben vermocht hätte.

Hier in Iſmailia ward Raſt gemacht — was ſage ich: Raſt! Hier ſollte die Feſtlichkeit erſt beginnen, hier, wo die heimiſchen Gäſte zweier Nachbar-Welttheile uns erwarteten. Hier lag Alles vor uns, was uns Scheheraſade von ihren ſchönſten Märchen hätte erzählen können, im Wüſtenſonnenbrand erſt den

Abend erwartend! — Durch ein Spalier von Soldaten in weiten Hosen ging's zur Stadt. Schwärmerei aber wäre der Gedanke an ein Quartier in derselben gewesen; ein großes Feldlager von Zelten dehnte sich über die Ebene für die Gäste; im Timjah=See warteten Hunderte von Dahabien als Herbergen auf sie und in eine derselben trug auch mein arabischer Diener über die Süßwasserbrücke bereits meinen Reiseack. Keis Tahib, der Kapitän mit einem Mohrengezicht, empfing mich mit seinem „Merhaba!“ und führte mich in den mit blauseidenen Divanz ausgestatteten Salon, während draußen kaum hundert Schritt entfernt ein betäubendes Bombardement die Ankunft auch der allerhöchsten Gäste begrüßte.

Abend ward's inzwischen. Das Pfeifen und Trommeln in den zahmen und wilden Lagern begann; in dem großen Kameelpark ward's lebendig; eine großartige Fantasia, ein Ritterspiel, entwickelte sich mit blitzenden Lanzen, Tarbuschen, Turbanen und Schabracken; der Abendsonnenschein, der das ganze Wüstenbild in einen Goldschleier gehüllt, kämpfte mit den Millionen von erstrahlenden Lichtern; in den Zelten der Emire und der Scheiks brannte der Fanús, die bunte Laterne; die arabischen Gauklerzelte füllten sich, die Almehs begannen ihre Tänze, die Gymbeln und Schalmeien erklangen, Nationalgesänge erhoben sich mit einem Vorjänger, die Medachs, die Märchenerzähler, sammelten ganze Haufen um sich und die großen Zelte der Saadijeh=Derwische, der Schlangenfresser, wurden förmlich belegert.

Vor einem solchen fand ich am späten Abend Ungarn und Oesterreich Arm in Arm, den Reichskanzler Graf Beust und den Ministerpräsidenten Graf Andrássy, und mit ihnen betrat ich den Schauplatz dieser widerwärtigen Vorstellung, um die Schlangenfresser eben vor einem Halbkreise der größten Notabilitäten Europas ihre Einleitungs=Ceremonie, die Freßbarmachung der Schlangen, beginnen zu sehen. Der Ober=Schlangen=

fresser gerieth indeß bald in die übliche Ekstase; in einer wahren Tollwuth packte er die Schlange, eine große Natter, biß ihr den Kopf, den Schwanz ab und würde in seinem Paroxysmus das ganze Reptil verpeist haben, wenn ihm die übrigen Derwische dasselbe nicht entrißen hätten. Danach folgte noch eine lange wahnsinnige Ceremonie der Gliederverrenkung, eines Hin- und Herwiegens der Köpfe unter summendem Geplärre und endlich versanken die Derwische in eine Betäubung, ein fragenhaftes Delirium, dem man mit Ekel den Rücken wandte. Das Schlangenbezaubern versteht ja der Araber; das Thier hat musikalischen Sinn und läßt sich von ihm durch gewisse Töne aus den tiefsten Verstecken herauslocken, wie ich dies wiederholt mit angesehen, und das hat seine interessante Bedeutung in der Psychologie der Thiere, wenn ich mich so ausdrücken darf. Das Fressen der Schlangen aber ward den Saadijehs von ihrem Oberhaupt längst schon unterjagt, weil diese nicht zu den Thieren gehören, die das Gesetz zu essen erlaubt. Die ganze Ceremonie ist also nur ein geschäftlicher Humbug.

Am nächsten Nachmittage große Revue der Wüsten-Reiterei des Khedive, prachtvolle Dromedar-Schwadronen, geritten von den Söhnen des Sennar, von Kordofan und Wadai. Kaiserin Eugenie, die von Lesseps in einer mit sieben Kameelen bespannten Kalesche empfangen worden, hatte sich für den Nachmittag auch einen Wüstenritt bestellt und trabte auf einem Kameel mit großem Herrngesolge durch die Lager; Lesseps selbst, ein echter Komödiant, gab ihr bei dieser Gelegenheit einen Beweis seiner vierundsechzigjährigen Jugend und sprengte vor dem Hotel Muric mit dem Uebermuth eines Husaren-Lieutenants über einen Graben, verlor aber dabei den Bügel und das Pferd ging mit ihm durch, mitten hinein in die ihn bewundernde Arabermenge.

Am dritten Abend kam der Ball im Palais des Khedive. Er war glänzend. Eugenie erschien wieder am Arme Franz

Josephs. Was hier an Uniformen und Kostümen geleistet wurde, grenzte ans Unmögliche. Als ich um zwei Uhr morgens meine Milbarke aufsuchte, öffnete sich vor mir der Wüstenjand der Ebene und spie eine Feuergarbe aus, die pièce de résistance des Festes, die den Himmel in Flammen zu setzen schien. Ich dankte Gott, daß damit hier wenigstens Alles zu Ende. Am andern Morgen ging's weiter nach Suez, aber nicht so glatt wie bisher. Havarien überall durch unkluges Vordrängen der Schiffe. Die „Pelouse“, nachdem sie einer englischen Corvette die Stiege und zwei Boote weggerissen, blieb mit dieser stecken und versperrte den nachfolgenden Schiffen fünf Stunden lang die Passage. Einzelne Schiffe langten erst am andern Morgen in Suez an. Die „Elisabeth“ mit dem Reichskanzler Venst war bei Tussum sitzen geblieben und kam erst am nächsten Nachmittag an.

Eine babylonische Konfusion herrschte bei der Rückreise nach Kairo im Bahnhof von Ismailia. In der Wüste gerieth unser Wagen in Brand, aber malesch! es wurde doch weiter gefahren und wir erreichten Zagazik ungerüstet. Und jetzt begann erst der Lärm in Kairo selbst wieder! Wettrennen von Kameelen und Eseln, Illuminationen, Bälle in den Schlössern von Kasr-el-Nil und Gezireh, festliche Beleuchtung der Pyramiden und danach erst zerstreuten sich die Gäste in alle Welttheile, sofern sie nicht, wie der Kaiser Franz Joseph und der Kronprinz von Preußen, noch eine Nil-Reise antraten. Als die Handelsdeputationen dem Khedive mit einer Dankesadresse die von ihnen gefaßten Beschlüsse überreichten, fanden sie diesen todmüde. Der Ärmste war froh, daß er in seinem Zuspelalast wieder Ruhe hatte, daß sein Harem in Gezireh wieder einzziehen konnte, dessen schöne Säle natürlich erst stark durchranchert werden mußten, weil Männer darin gewohnt gegen Sitte und Gesetz. Die Damen selbst mochten so streng nicht darüber denken, und des Khedive Mutter, eine Georgierin, war ja bekannt als so kluge Frau. «Où est la femme?» hatte mir ja schon ein Palast-

beamter geantwortet, als ich ihn nach der wirklichen Ursache des Zerwürfnisses zwischen dem Khedive und dem Sultan fragte. Die egyptischen Harem-Damen sollten beim letzten Besuch D^z-maels in Konstantinopel den Neid derer im Serai des Padischah erregt haben, weil diese so frei, *alla franca* kostümiert erschienen, und der Sultan habe nur mit Mühe in seinem Hause eine Harems-Revolution unterdrückt, als seine Frauen dieselbe Begünstigung verlangt.

XXXII.

Meine Nil-Expedition. — Abd-ul-Wachad-Bey und Signor Marchetti. — Die Poesie der Nil-Ufer. — Das Delta. — Die Reise des Nil. — Ein Tag aus dem Fellachjen-Leben. — Der Bey als Märchen-Erzähler. — Die Ufer-Schlösser und ihre schönen Geheimnisse. — Ismael-Pascha als Weltmann und Moslem. — Valide und das Frauen-Depot. — Der Ober-Eunuche im Palast Abdin. — Die Messalina Egyptens. — Im Harem. — Die flüchtige Sklavin. — Der Bey und sein Bambus. — Eureka! — Das Kolonisationsland. — Der alte Fellah mit Blind und Kindeskind. — Inussuf-Bey. — Der Schech von Abu-Mlandur. — Die Schwarzen und die Weißen. — Die Rechtlosigkeit der Ehe. — Tantah, Said-el-Bedui und seine Orgien. — Die Vermessung des Kolonisations-Landes. — Der Sultan macht einen Strich durch die ganze Kolonisation. — Ismaels Entthronung und seine Gläubiger.

Es war mir nicht vergönnt, den Rehraus der Festlichkeiten in Kairo zu sehen, denn der Dampfer und die große, prachtvoll ausgestattete Nilbarke „Belzoni“ lagen schon seit einigen Tagen für mich am Schlosse Kasr-el-Nil bereit. Abd-ul-Wachad-Bey, eine alte Excellenz des Palastes, und Signor Marchetti, Direktor einer der viceköniglichen Plantagen, die mich begleiten sollten, der Eine als Autorität den Gouverneuren gegenüber, der Andere als Landes- und Geschäftskundiger, sie warteten in der Barke schon auf mich und so begab ich mich denn an Bord an demselben Abend, an welchem im Schlosse der Ball für den Kronprinzen stattfand.

Der Schwierigkeiten, mit denen ich zu kämpfen haben werde, war ich mir wohl bewußt. Der Bey war ein altgläu-

biger Türke von wohl siebzig Jahren und gehorjante nur dem Befehl, als es sich darum handelte, die Ungläubigen auch in das flache Land zu führen, das Kreuz inmitten des Fellsachenthums auf eine christliche Kirche zu pflanzen. Die Artigkeit, mit welcher er sich mir zu Diensten stellte, durfte mich also nicht täuschen. Signor Marchetti seinerseits war eigens aus seiner Plantage abgerufen und betrachtete die Expedition wie eine angenehme Unterhaltung; im Uebrigen war auch er Partei. Die Nachricht nämlich, daß man den Deutschen ein so vortheilhaftes Kolonisations-Land einräume, hatte die Eifersucht der Franzosen und der Italiener gestachelt; namentlich die Ersteren waren empört; sie, die ersten Fremden, die Mehemet Ali ins Land gerufen, betrachteten dasselbe längst als ihre Domäne, und der französische General-Consul hatte sogar dem Khedive schon bittere Vorstellungen deshalb gemacht. Ohne Kampf ging's also sicher nicht ab; vorläufig aber handelte es sich darum, das geeignete Land zu finden.

Der Khedive hatte in der letzten Audienz noch besondere Konzessionen, aber auch Vorbehalte gemacht; zu den letzteren gehörte, daß die Kolonisten keinen seiner Fellsachen in ihren Dienst nehmen dürften, um die Eingeborenen den Fremden nicht botmäßig werden zu lassen; daß ferner keine Kinder unter zwei Jahren eingeführt würden, weil eigenthümlicherweise diese selten im Delta gedeihen, sogar Kinder aus Mischehen erst fortkommen, wenn sie das Fellsachengesicht auf die Welt bringen; dahingegen hatte er die Einföhrung von Waffen und eine regelmäÙige Uebung in denselben gestattet.

Wie verlockend es nun für mich ist, die wundervolle Poesie der Nil-Ufer hier zu schildern, ich beschränke mich auf das Nothwendigste über diese Entdeckungsfahrt nach dem gelobten Lande, in das ich meine Deutschen führen wollte, auf einen Blick über das Fellsachen- oder Bauernleben des Delta, von dem bisher so wenig bekannt geworden, denn unsere Reisenden jagen

den Nil hinauf und hinab, nach den monumentalen Resten der Vorzeit suchend, aber für das Kulturleben Unter-Egyptens interessirt sich Niemand — für ein Kulturleben, das leider seit Jahrtausenden unter dem hergebrachten Druck der Gewalthaber seufzt.

Das ganze Delta, so weit der mächtige Strom seine beiden Arme durch dasselbe streckt, so weit seine Wasser in den das Land durchziehenden Kanälen den Boden zu befruchten vermögen, wenn er aus seinen Ufern tritt, um es mit seinem fetten schwarzen Schlamm zu düngen, es ist ein einziger Fruchtgarten von unglaublicher Ueppigkeit. Aber wie groß der Segen ist, den der ewige Strom alljährlich über das Land gießt, der Bauer, der ureingeborene Fellahe, er hat die Ernte davon nicht, denn ist diese da, so kommt der Schech-el-Beled, der Dorfschulze, die Steuern zu holen, und der nimmt ihm fast den ganzen Ertrag der Baumwolle, des Weizens, der Gartenfrüchte, der Datteln und läßt ihm höchstens die dürstige Reis-Ernte, das bißchen Durrah, wenn er ihn selbst nicht sogar mit sich schleppt zum Frohdienst, viele Meilen weit, von dem er vielleicht niemals zurückkehrt. Denn gilt es irgend welche große, gouvornementale Bauten oder Grundarbeiten, die Fellaehen werden zu Tausenden herbeigeschleppt und verenden unter schwerer Arbeit, wie beispielsweise am Mahmudieh-Kanal, der zwanzigtausend dieser Armen das elende Leben kostete*).

Es scheint fast, als habe der Himmel, als er dem Volke der Fellaehin einen Boden gab, den er selbst zu düngen sich vorbehalten, dieses Volk vor Ueberfluß und Ueppigkeit bewahren

*) Heute, seit der Occupation Egyptens durch England ist das freilich Alles anders, besser nicht. Handel und Industrie sind ganz in englischen Händen, die Beamten englisch bis zum Nachtwächter hinab, die Steuern nicht geringer, denn die Schulden sollen bezahlt werden, die alten und die — neuen.

wollen, indem er Willkür und Steuerdruck seit Jahrtausenden über dasselbe verhängte.

Der Nil ist ja der allmächtige Nährvater der ganzen Bevölkerung, auf den Alles um eine bestimmte Stunde des Jahres wartet; das ganze Delta, diese Fruchtkammer wäre eine Wüste, bliebe nur einige Jahre seine Ueberschwemmung aus; nur die Reichen, die ihre Besitzthümer an den Ufern des Stromes haben, würden im Stande sein, dieselben noch zu bewässern, hier, wo der Regen eine so große Seltenheit, daß der Araber, wenn ihm einige Tropfen vom Himmel auf seine nackte Haut fallen, mit dem Ausruf: matter! (Wasser) schleunigst nach einem Obdach sucht.

Man erzählte sich gerade in jenem Jahre eine Anekdote, die sehr bezeichnend. Sir Samuel Baker, der bekannte Afrika-Forscher, hatte das Bedürfniß, wieder eine Reise in den schwarzen Welttheil zu unternehmen, für die der Khedive die Kosten tragen sollte. Er mit seiner Kenntniß der Aequatorial-Länder überzeugte also diesen, daß es den Regersfürsten da oben ein Leichtes sein würde, ganz Unter-Egypten in eine Wüste zu verwandeln, wenn sie den Zuflüssen, die den Nil in der Regenzeit speisen, eine andre Richtung gäben. Ein so kluger Mann wie Ismael-Pascha ist, die Darstellung erschien ihm doch bedenklich, wenn auch wohl nicht ganz einleuchtend. Er hatte aber ohnehin längst den Plan, die faulen Schwarzen da oben sich zu unterjochen und sie zur Baumwollen-Kultur für seine Rechnung zu zwingen; genug, er rüstete Sir Baker damals eine glänzende Expedition aus, die Millionen kostete und bekanntlich ein so trauriges Ende nahm, daß der letztere, seine in Elend und Krankheit verkommenen Leute im Stich lassend, froh war, mit Mistress Baker das nackte Leben zu retten.

Interessant ist die Gewissenhaftigkeit, mit welcher der Nil seine Mission, die armen Fellachen zu ernähren, zu erfüllen gewohnt; es sei mir deshalb gestattet, hier einen Blick auf die

Reise zu werfen, die er alljährlich macht, wenn er, anschwellend durch die Regengüsse und andre Zuflörungen, von den Central-Plateaux herabsteigt, am 24. Februar in Gondokoro anlangt, sich unterhalb desselben in den Sümpfen, in welchen vor achtzehnhundert Jahren Nero's römische Centurien umkamen, in unzählige kleine Arme verliert, dann in Khartum sich etwa am 27. April mit dem blauen Nil vereinigt, der fester und sicherer gebettet, mit diesem fünfhundert Kilometer bis Abu-Hammed zusammen reißt, ohne daß beide ihre Farben ganz vermischen, sich dann am 16. Mai in Dongola und wieder zwölf Tage später bei Wadi-Halfa erwarten läßt, um hinter Assuan, dem ersten Katarakt, in Unter-Egypten einzutreten, wo ihn zahllose Aderlässe, die Bewässerungs-Kanäle, und die Bevölkerung etwa am 17. Juni mit großen Festlichkeiten empfangen. Anfangs ist das Steigen des Wassers kaum bemerkbar; Wochen verstreichen, ehe die Wassermasse mit Gewalt herandrängt, und erst in der ersten Hälfte des August, wenn die Steigerung zwei Drittel ihres üblichen Wassers (man rechnet 5 Meter 25 Centimeter) erreicht hat, sorgt man unter feierlichen Veranstaltungen für die Füllung des Kairo durchschneidenden Khalig-Kanals, der zwar heute keine Bedeutung mehr hat, aber als die letzte Spur des von den Pharaonen zur Vereinigung des Flusses mit dem rothen Meer gegrabenen Kanals betrachtet wird. Die höchste Höhe erreicht der Nil erst um Mitte September und verbleibt auf dieser Höhe etwa vierzehn Tage, ehe er zu fallen beginnt. Ehedem opferte man bei dieser Gelegenheit alljährlich, der Sage nach, dem Nil eine Jungfrau, bräutlich geschmückt, um die Vermählung von Isis und Osiris zu symbolisiren. Von der Oeffnung der Kanäle ab dauert das Steigen des Wassers bis zum Herbst-Aequinoctium, doch in geringerem Grade, denn das ganze Delta ist überschwemmt und die Masse theilt sich nach allen Richtungen. Im allgemeinen betrachtet man in Kairo den 26. September als das Ende dieser Steigerung. Nach diesem Tage fällt das

Wasser bis zum Sommer allmählich, wenn nicht etwa eine Contre-Überschwemmung noch eintritt, welches Phänomen der Almanach von Kairo auf den 14. October legt, also 119 Tage nach dem ersten Moment der Steigerung. Wie ungeheuer die Wohlthaten sind, welche der Nil dem Egypterland erweist, daß ohne ihn eine Wüste sein würde, so hat doch auch er eine üble Gewohnheit, die er an diesem gelobten Lande ausläßt. Es ist dies das sogenannte „grüne Wasser“, das für Kairo in den ersten Tagen des Monats Juni beginnt und eine ganze Unglücksaison bezeichnet. Die in den Aequatorial-Gegenden und weiter nördlich hinab gelegenen Seen werden nämlich während der Monate, in welchen die Zuflüsse ausbleiben, kein Regen fällt und die Sonne glühend auf sie herab brennt, zu stinkenden Sümpfen, in welchen sich eine Menge organischer Stoffe, Pflanzen, Stämme, Blätter und Schilf zersetzen. Ganze Schwärme von Insekten schlagen sich auf sie nieder und verfaulen mit all dieser Vegetation. Ein grünlicher dicker Schlamm bedeckt die Sümpfe, die Luft verpestend, und all die Verwesung setzt sich in einer ungeheuren Masse in Bewegung, wenn die Zuflüsse eintreffen.

Das ist gewissermaßen die Avantgarde des Nils, welche mit dem 6. Juni eintrifft und verderbliche Miasmen verbreitet. Diese Masse, für den Gesundheitszustand der Hauptstadt so gefährlich, erhält sich bis zur Ankunft der eigentlichen rothen Wasser, also fünfundzwanzig Tage, den ersten geringen Zufluß nicht gerechnet, der sie nicht hinweg zu schwemmen vermag. Die Kairiner, wie alle Egypter auf das schmachhafte und gesunde Nil-Wasser angewiesen, sind also gezwungen, sich wie zu Moses Zeit Brunnen in der Nähe des Flusses zu graben, um klares Trinkwasser zu finden, während die Reicheren zu ihren Cisternen Zuflucht nehmen.

Es waren Tage, Wochen, Monde von wundervollem Reiz, aber auch großer Beschwerde, während welcher ich den Nil hinauf und hinab schwamm, denn es galt immer wieder, gefolgt von den dreißig Eingebornen aller Farben, die den Bey begleiteten, die noch überschwemmten Felder, die hohen verwahrlosten, zerbröckelnden Dämme im Sattel zu passiren, deren klaffende Lücken von unsern Leuten und denen der Mudire erst mit Schlamm und Maisstroh ausgefüllt werden mußten. Wo wir landeten, hieß es respektvoll: Effenidine! beim Anblick der viceköniglichen Flagge; die Gouverneure, die Machmure, die Schechs sprengten mit einem ganzen Troß von Beamten, zum Theil auf kostbaren Schabracken an's Ufer, um die Befehle der Excellenz zu hören und die nöthigen Pferde und Mannschaften zur Besichtigung des Landes zu stellen. Sie sandten uns Schüsseln mit seltsamen Gerichten an Bord, luden uns in ihre Konaks und in ganzen Kavalkaden geschahen dann diese Besuche, das Umhersehweisen in den Ländereien, denen eine echt orientalische Bewirthung durch dreißig bis vierzig Gerichte folgte. . . .

Nur einen Tag will ich hier aus diesen Monden erzählen, nur einen Blick auf das äußere Leben der Fellsachen werfen, denn sie haben ja kaum ein inneres, obgleich auch sie eine unsterbliche Seele in sich tragen. Hoch geschürzt, die meist schön geformten gelben Beine bis zur Lende im Wasser, das dunkle Antlitz unter dem indigofarbenen, weiten Hemd versteckt, die nackten Arme am Handgelenk mit Messing- und Silberspangen, die Finger mit werthlosen Ringen geschmückt, stehen die Fellsachen-Weiber am Ufer des Nils oder des Kanals, ihre Schüsseln und Krüge waschend, denn die ganze Wirthschaft wird am Ufer besorgt. Neben ihnen spielen die nackten Kinder, Knaben und Mädchen, mit den Gänsen im Wasser, oder sie hocken, am Zuckerrohr nagend, auf dem schlammigen Ufer. Kerzengerade, mit jener unnachahmlichen anmuthigen Haltung der Egyptianer, steigen die Fellsachinnen vom Dorf herab zum Ufer, den hohen

und schweren Krug auf dem Scheitel, den Körper nur in den blauen Mantel gehüllt, den die Brise, vom Nil herüber wehend, an ihre Formen schmiegt. Ein Kind an der Brust, ein andres rittlings auf der Schulter, den Krug auf dem Kopf, einen kleineren Krug auf dem linken Arm, während die rechte das Kind hält, steigt die Mutter zum Ufer herab, hinter ihr die Tochter, eine Gans im Arm, die sie ins Wasser trägt, oder ein Zicklein, das sie am Ufer badet. Mit einer Kraftanstrengung, welche die Muskeln eines Mannes voraussetzt, hebt die junge Fellachin den schweren Krug gefüllt auf ihren Kopf, nimmt sie den zweiten auf die Hand und mit der Geschicklichkeit eines Jongleurs balancirend, steigt sie aufs Ufer zurück. Eine nach der andern kommen sie Morgens, Mittags und Abends, um die Krüge zu füllen, die Schüsseln, das Gemüse oder ihre blauen Mäntel zu waschen, ihre ganze Garderobe, wenn sie nicht den Luxus eines gewöhnlich rothbunten Beinleides treiben.

Dort zieht auf dem hohen, schmalen Deich-Pfaden eine Gesellschaft von Fellachen einher. Einer nach dem andern, der Eine auf dem Esel, sein Kind hinter sich, die Frau, die Märtyrerin des Orients, zu Fuße neben sich, ebenfalls mit einem Kind auf der Schulter; der Nachbar auf dem Kameel, das mit Versime, mit Klee, beladen, aus dessen Kraut hoch oben ein paar gelbe Kindergesichter herauslugen, gravitatisch den langen Hals wiegt. Lustig trabt das Gesel, schwerfällig und gemessen setzt im Paßgang das Kameel seine hohen Beine mit den dicken Knien vorwärts. Ein Rudel nackter oder kaum halb bekleideter Kinder läuft dazwischen. So zieht die Gesellschaft dahin, schweigend, in der Durchsichtigkeit der Luft so plastisch wie in einem Diorama und elastisch wie auf einem Gummi-Boden. Denn der Nilschlamm, fest getreten, bildet eine seltsam weiche Tenne; er ist fest und sicher, die nackten Füße der Fellachen geben ihm eine schwarze Politur; der Pferdehuf drückt sich in die Rinde, die nachgebend ist, aber dem Druck einen Gegendruck giebt.

Dort wieder ist eine Anzahl Fellachen beschäftigt, das Durrah-Kraut aus der Erde zu reißen oder mit der kleinen Sichel zu schneiden. Sie stehen bis über die Knöchel im Wasser, noch tiefer vielleicht im Reisfeld von Morgens bis Abends unermüdetlich, die Beine in der Rässe, den Kopf in der Sonnengluth; aber es sicht sie kein Rheuma, kein Sonnenstich an. — Da wieder blicken die braunen Köpfe der Fellachen-Dirnen aus dem Baumwollensfelde heraus. Ihre Scheitel sind bedeckt mit dem blauen Hemd, das ängstlich über das Gesicht, über die großen schwarzen, mit Kohol umrahmten Augen gezogen wird, wenn sie Männer daher kommen sehen. Mit peinlicher Verschämtheit werden Gesicht und der mit Flitterwerk, mit Münzen und Spangen behängte Hals, die nackte Brust bedeckt, sobald sie einen so seltenen Fremden herannahen sehen, aber neugierig lugen die funkelnden Augen zu ihm herüber, wenn sie nicht von ihren Nachbarn bemerkt werden. Ihr Antlitz ist also bedeckt und damit dem Gesetze genügt, der Anstand gewahrt, aber Brust und Beine giebt sie preis; sie hat keine Ahnung, daß auch diese zu ihrem Fleisch gehören.

Zu zehn und zwanzig stehen die braunen Dirnen zwischen den Baumwollensstauden, deren gelbe Blüthen eine eigenthümliche Nuance ihrer olivenfarbigen Gesichter bilden. Und um die dunkeln Gesichter schließt sich die schwebende Schneedecke der reifen, aufgebrochenen Baumwollensfrucht in faustgroßen weißen Bällen; daneben die halb geöffnete Kapsel, wieder daneben die dunkle, saftige, schwere Knospe und über alle hinwegragend die gelbe, große, leichtsinnige Blüthe mit ihrem großen dufstlosen Kelch. Sie brechen die Ernte aus den Kapseln, füllen sie in Körbe und schnattern dabei wie heisere Gänse mit ihren groben Stimmen. Es ist Dezember und sie stehen im Wasser. Aber was thut das in einem Lande, das keinen Winter kennt! Nachlässig und systemlos wie Alles, was der Fellah thut, lassen die Dirnen einen guten Theil der kostbaren Ernte in den Kapseln hängen.

Was kann's dem Pascha schaden, ob er ein paar Säcke mehr oder weniger erntet! Zudem hat die Ernte ja eigentlich kein Ende, denn neben der Frucht hängt die Knospe noch, die erst reifen will, und die Blüthe, die erst zur Frucht zu werden ihre Zeit begehrt.

Zwischen den Dirnen weiden die schwarzen Büffel oder die braunen egyptischen Kühe in der Versime, dem Alee, den der Fellah zwischen die Baumwolle säet. Alles verträgt sich bei einander; auch die weißen Kuhreihher spazieren dicht bei ihnen in der Flachss- oder Weizenfaat; der kleine zierliche „Coq“, rehfarbig, mit dem Kamm auf dem Kopf, das goldgefärbte Rebhuhn raschelt zwischen den Halmen; der schwarzweiße Dominikaner, elsterartig gescheckt, steigt auf seinen langen Beinen neben den Dirnen umher, die Becassine läuft durch das Kraut und blickt neugierig umher, die Bachstelze hüpfst ihnen vor den Beinen umher und drüben in dem mit Schilf garnirten Pfuhl zieht ein Völkchen junger Taucher-Enten lustig im Zickzack hin und her. Sie sind ja immer beisammen; keins fürchtet sich vor dem andern. Der Egypter kennt unsre Mordlust nicht, die uns gleich die Flinte vermissen läßt, sobald wir ein Feldhuhn aufsteigen sehen; er darf ja auch keine Waffe haben. Die Thiere sind also zutraulich; die Bachstelze pickt den Fellachen das Korn aus der Hand, der Kuhreihher geht kaum dem pflügenden Bauern aus dem Wege, und der Flamingo, der Pelikan, wenn sie in großen Schaaren, in ganzen Regimentern am Nil-Ufer sich versammeln, stellen keine Schildwache aus, weil sie wissen, daß Niemand ein Interesse daran hat, ihnen etwas zu Leide zu thun. Die Köpfe auf den laugen Halsen wiegend oder philosophisch drein schauend, lassen sie die Nilbarke dicht an sich vorüber gleiten und lauschen dem Gesang der Schiffsleute, wenn diese unter der Aufsicht des Keß ihre Ruder mit dem wuchtigen Doppeldruck in das leichte Wasser der Kanäle tauchen.

Dort wieder ist der Fellah mit der Art beschäftigt, die Baum-

wollenstanden niederzuschlagen, die ihm das kostbare Feuerungs-Material gewähren, denn auch die Berzime ist geerntet; neben ihm umbricht schon der Nachbar das abgehauene Baumwollensfeld mit dem ungeschickten Pfluge, wie er zur Römerzeit schon üblich. Die Spitze des Pfluges rißt kaum drei Zoll tief den Boden; der Fellah muß schon den Fuß zu Hülfe nehmen, um die Schar in den Boden zu drücken, und vorn das ungleiche Gespann, ein Kameel mit einem Büffel zusammen, hebt den Pflug oft ellenweit in großen Sprüngen über den Boden hinweg. Hinter ihm, der Spur des Pfluges folgend, arbeitet ein Anderer mit der Hacke. Er schlägt die Klumpen entzwei, die der Pflug zurückgelassen, denn der Fellah kennt die Egge nicht; er baut sein Feld, wie es seit Unbeginn seine Vorfahren behandelt haben, und dieser Boden hat niemals einen andern Dünger gesehen als denjenigen, welchen ihm alljährlich der Nil gebracht. So säen, so ernten sie seit Jahrtausenden und Egypten wäre doch das reichste Land der Welt, wenn es nicht durch Steuerdruck und Verschwendung das ärmste wäre.

Dort hinten wieder am Grabenrand arbeitet eine wunderliche Gesellschaft, zehn, zwanzig, in allen Couleuren vom Sudan-Ebenholz über den dunkelbraunen Berberiner hinweg bis zum gelben Egypter; sie arbeiten wie der Hamster, wie der Fuchs, wie der Dachshund, wenn er seine Mine gräbt. Es sind hohe, schlankte, halb oder ganz nackte Gestalten, Modelle zum Antinous, zum Apoll trotz der dunkeln Haut, denn hier im Egypterland gedeiht selbst der Herkules noch. Sie sind schlank wie ihr Vorbild, die Palme, geschmeidig wie die Natter, anständig und gelehrig; aber es ist niemand, der alle ihre Vorzüge zu bilden sich die Mühe gäbe, denn der Kurbatsch ist ihr Erzieher, ihr Lehrmeister. Sie graben eine Sakieh, oder sie durchwühlen den Damm, den Deich, mit dem sie sich vor der Ueberschwemmung geschützt. Der Nil ist schon sehr zurückgetreten, obgleich er in diesem Jahre höher war als seit Menschengedenken; es gilt

den „Schaduf“ jetzt zu hantieren. Das Alles geschieht mit den Händen. Sie behandeln ihren Boden wie der Bäcker seinen Teig. Und der Mischlamm ist ja weich wie Buttermilch. Sie haben keine Werkzeuge als die, welche ihnen angeboren. Sie haben keine Handwerker, denn sie brauchen nicht einmal den Schuster, weil sie barfuß gehen. Auf zwanzig Meilen in der Runde würde vergebens ein Handwerker gesucht werden. Hat doch der reiche Pascha selbst, für den die Armen hier arbeiten, nicht einen Mechaniker, nicht einmal einen Schlosser, um die schöne Lokomobile, die Dampfmaschine zu repariren, die da neben dem Deich in den Schlamm versunken und von Roth bedeckt ist. Vielleicht hat sich nur ein Nagel gekrümmt, ist ein Niet, ein Ventil nicht in Ordnung. Ein Schlossergeselle würde sie in einer halben Stunde wieder in Gang bringen; aber der fehlt eben. Man müßte nach Alexandrien schicken, um ihn holen zu lassen. Und das ist mühselig, wenigstens umständlich ist es.

Viel lieber läßt man die ganze Maschine da liegen. Sie hat gewiß ihre tausend bis zweitausend Pfund Sterling gekostet; vielleicht schon nach einigen Wochen ist durch ungeschickte Behandlung etwas an ihr entzwei gegangen. Der Fellah sieht, sie geht nicht mehr; er weiß nicht mehr, was noch mit ihr anfangen. „Asrid“, der Teufel selbst, ist vielleicht mit dieser Höllenmaschine im Bündniß. So bleibt sie liegen. Die Kohlen, die kostbare Feuerung in dem holzarmen Lande, werden von den Fellahs gestohlen. Niemand kümmert sich um die schöne Dampfmaschine — und so wie sie liegen hundert invalid im Land umher!

Und wiederum dort drüben, wo sich wie mathematische Linien die Deiche über den blanken Spiegelflächen der Infiltrationen erheben, arbeitet eine andre Gruppe, über den Boden gebeugt, die nackten Beine in dem salzigen Sumpf, die Arme in der schlammigen Masse. Sie sind fast Kinder noch, Mädchen und Knaben. Den Frohdienst leisten sie, der von dem gegen-

wärtigen Vicetönig gesetzlich auf ein Minimum beschränkt worden ist. Aber was sind Gesetze zu Gunsten derjenigen, die kein Recht haben! Der Schech-el-Beled übt die Gesetze, die der Befehl des ersten besten Paschas oder Mudirs, des Gouverneurs, dictirt, und die Unglücklichen wissen ja kaum, daß es andre Gesetze giebt.

Ihrer dreißig, ja fünfzig arbeiten die jungen Geschöpfe, um den Deich wieder herzustellen, der zusammen gesunken. Das Wasser überschwemmt die Felder des Paschas jenseits des Deichs; der Pascha ist vielleicht gar Minister und das ganze Dorf muß herbei, um dem vornehmen Mann seine Ernte zu schützen. Nacht, wie sie Gott erschaffen hat, arbeiten die Burschen von siebzehn, achtzehn Jahren in dem Morast; neben ihnen die Mädchen von acht bis zehn Jahren, reifer als die unsrer Zonen in solchem Alter, denn sie werden mit zehn und zwölf Jahren schon als heirathsfähig betrachtet. .

So wie hier an dieser Stelle unter der Obhut der mit dem Stock bewaffneten Creaturen des Schechs, arbeitet auch drüben im Maisfelde ein Bursche in demselben Natural-Costüm. Neben ihm ein Mädchen in dem Tob, dem zerrissenen, blauen Hemd. — Man sagte mir immer, sie wissen nichts, also ist keine Gefahr, denn wie sie auf den Feldern zusammen arbeiten, schlafen sie auch in ihren höhlenartigen Lehmhütten eines neben dem andern, vorurtheilslos und ohne Schaden für die Moral. Aber ich hab' es anders gesehen. Ich glaubte eines schönen Tages ein Mädchen dieses Alters mit dem Stock vor der Lüsterheit eines solchen Burschen gerettet zu haben, und am Abend sah ich Beide in der intimsten Brutalität doch bei einander. Was ist da an der Moral zu retten, wenn der Schech oder einer seiner Diener an dem unglücklichen kleinen Wesen vielleicht längst zum Schurken geworden!

Die armen Fellachen! So arbeiten sie den Tag hindurch, vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang! Man nennt sie faul, aber daß sie nichts vor sich bringen, ist eben die Schuld

ihrer Unterdrücker. Sie haben nichts als den nackten Leib und das zerrissene oder verschossene blaue Hemd, den schweren Frohdienst, der ihre Kräfte aufzehrt, und den Feldbau, dessen Ernte die Steuer frisst, ohne daß selbst diese in die Hände des „Esfendine“, des Vicekönigs gelangte. Denn zahlt der Fellah für den einzigen Feddan, den er besitzt, ein oder zwei egyptische Pfund Steuer an den Schech-el-Beled, so liefert dieser dem Mudir von den fünfzig Francs nur vierzig ab. Der Mudir giebt dem Gouverneur nur dreißig. Der Gouverneur zahlt dem Divan nur zwanzig, vielleicht gar nur zehn, und so ernährt der arme Fellah drei große Spitzbuben ehe der Vicekönig im Stande ist, die Steuer millionenweise zum Fenster hinaus zu werfen.

Sie arbeiten und schaffen von Morgens bis Abends, und gelingt es ihnen selbst, sich ein paar Piafter zu erscharren, der Schech hat sehr bald Wind davon und die Bastonade bringt den Reichthum aus Tageslicht, wenn nicht der Fellah darüber hinstirbt und selbst seine Familie nicht einmal erfährt, wo er den Sparspfennig vergraben.

Ein einziges Ackerland ist also das Nil-Delta, sagte ich, eine flache Ebene, durchkreuzt von Kanälen. Und doch hat auch dieses seine Poesie! Man sehe das Fellachen-Dorf am hohen Ufer des Nil. Es ist zwar nur ein Haufe getrockneten Rothes, aber so seltsam erscheint der kegelförmige Bau dieser Lehmhöhlen mit den dunklen Löchern anstatt der Fenster; die Dächer sind gedeckt mit Maisstroh, die zahllosen Tauben-Thürme, die wie Regel über die Höhlen hinweg ragen, übersäet mit der geflügelten Schaar; das zierliche Minaret, die Kuppel des Marabu, und darüber die hohen Bütche, welche den schlanken Palmenstamm krönen — man sehe sie im Morgenschein, wenn die Nebel über dem Wasser sich zertheilen, sehe sie im goldigen Schein der Abendsonne, wenn diese über die herrlichen Baumgruppen der Palme, der Nil-Akazie, des Gummi-Baumes, der melancholischen Sykomore oder der Trauerweide ihre letzten

Pichter wirft, es ist die Poesie, mit welcher Gottes Allmacht das Elend der Unterdrückten vergoldet. Und dennoch beten sie täglich fünfmal zu Allah, dennoch rufen sie ihn so fromm, so gläubig an, und wer da kommt, es ist immer der Schech-el-Beled, der sie zum Frohnen, zum Zählen, zum Leiden ruft! Allah kerim! Gott ist groß, aber der Schech kennt kein Mitleid.

Mein Bey, der anfangs etwas unwillig gewesen darüber, daß er um meinetwillen daheim die Freuden der Rhamadan, der langen Fastenzeit, mit ihren schwelgerischen Haremznächten einbüßen mußte, er hatte sich als ein unübertrefflicher Märchen-erzähler entwickelt. Abends, wenn wir im Schiffsjalon auf den seidenen Kissen hockten und er in seinem weißen, von goldenem Gürtel gehaltenen Talar erschien, um mit uns seine Wasserpfeife zu rauchen, that sich sein märchenreicher Mund auf; er erzählte mit der echt kindlichen Naivetät des Orientalen und ihm danke ich denn einen ganzen Rosenkranz von arabischen Märchen, deren Veröffentlichung ich mir immer noch vorbehalten.

Er hatte viel erlebt, war u. A., ein junger Mann noch, von Mehemet Ali als Gesandter an den Sultan von Darfur geschickt worden, der ihn, den Absichten des großen Pascha nicht trauend, lange in Gefangenschaft gehalten und ihn endlich mit einem Geschenk von fünfzig Sklaven und Goldsäcken an seinen Herrn zurückgeschickt. Die Sklaven waren ihm unterwegs davon gelaufen (wenn er sie nicht unterwegs verkauft hatte) und die Goldsäcke hatte ihm die Regenzeit in Abessinien weggeschwemmt. Marchetti aber meinte, er werde doch wohl einige gerettet haben, denn der alte Schelm sei sehr reich und habe die schönsten Weiber in seinem Harem. Daß der Bey noch ein alter Schwere-nöther, verrieth er, wenn wir am Nil an den Besitzungen des Rhedive anlegten, in welchen die von dem letzteren pensionirten

Frauen mit ihren Kindern wohnten, weil diese vor ihrem hohen Papa keine Gnade gefunden, also die Mutter mit ihnen entfernt worden. Da machte denn der Bey stets in Galalleidung seine Visiten und er empfing auch an Bord in seinem kleinen Salon verschleierte Gestalten.

Die zum Theil schönen Landhäuser des Khedive, dem bekanntlich zwei Drittel des besten Terrains im Delta gehörten, sie bargen überhaupt so manche interessante Geheimnisse, die ich zu belauschen Gelegenheit hatte, wenn wir Tage und Nächte lang vor ihnen lagen. Die verstoßenen Frauen hatten natürlich ihren ganzen Hofstaat von jungen Dienerinnen, die unverschleiert in den offenen Klosters und Lauben in ganzen Gruppen plauderten, auf dem Rasen lagerten und sich in orientalischem Phlegma sträfslich langweilten. Keine hohe Mauer umgab, wie sonst üblich, diese Einsamkeit, und so konnte es geschehen, daß Marchetti und ich eines späten Mondschein-Abends, als wir uns im Boot des Dampfers einen Kanal hinabtreiben ließen, ein halbes Duzend ganz junger Geschöpfe am Ufer badend überraschten, was diese übrigens sehr gefaßt hinnahmen, denn sie streckten uns eben nur die Köpfe zum Wasser heraus. Uebrigens ging von einem der schönsten dieser Landhäuser die ganz frische Sage, daß die kürzlich noch ziemlich jung, durch Gift gestorbene „Hanum“ sich hübsche Fellachenburche herein gelockt, deren Leichen man am Boden des Kanals gefunden.

Wie sehr auch Ismael Pascha selbst die fränkischen Sitten liebte, er beobachtete doch in seinem Hauswesen was ihm Sitte und Gesetz vorschrieben, und verstand dies mit seinen Neigungen in Einklang zu bringen. Als moderner Lebemann hatte er seinen Harem draußen, alle Welt kannte denselben, auch in seinem häufigen Wechsel; über seinem Familienleben aber lag der traditionelle Schleier, und in diesem war seine Mutter, Dchiar, eine Georgierin, unter dem Titel Valide, die Beherrscherin, obgleich Ibrahim Pascha sie niemals zu seiner legitimen Gattin

erhoben haben sollte, sie vielmehr dessen Sklavin geblieben war. Man kannte sie, sah sie oft in ihrer Equipage; ich selbst war ihr im Hause Kubars begegnet. Sie galt als eine geistig sehr begabte Dame, als ihres Sohnes politische und namentlich finanzielle Rathgeberin und Verwalterin seines ungeheuren Grundbesitzes. Sie auch führte im Hause das Scepter, herrschte über die Frauen, deren der Khedive, so viel mir bekannt, vier legitime mit einem Duzend von ihm als Prinzen und Prinzessinnen anerkannter Kinder besaß; die übrigen hat wohl Niemand gezählt.

Unter Valide's Obhut standen auch die jungen Schönen, die das Glück hatten, in den Harem gezogen zu werden und sich in diesem selbst als Sklavinnen betrachteten, obgleich sie es dem Geetze nach nicht sein dürfen. Ziel hier das Auge des Khedive auf eine derselben und hatte das seine Folgen, so hing ihre ganze Zukunft davon ab, ob das Kind dem Khedive gefiel und er es anerkannte, wenn es ihm (oft wohl mit anderen gleichberechtigten) durch den Eunuchen vorgeführt ward; hatte es seinen Beifall nicht, so sorgte Valide als die Vorsteherin des weiblichen „Depot“ für die Zukunft von Mutter und Kind; sie verheirathete die erstere an irgend einen Beamten, oder war dieselbe, ehe der Khedive es für der Mühe werth hielt, das Kind in Augenschein zu nehmen — denn die Zahl wird ja schließlich auch lästig — schon über ihre Schönheit hinaus, so fand sie ihr Obdach in einem dieser Schlösser am Nil. Viel hing dabei nicht allein von Valide's Gunst, sondern auch von der des Eunuchen ab, der ja die Rolle eines Vice-Papa's in den Harem's spielt. Den damaligen, eine lange, hohe Gestalt, sah ich oft, wenn er morgens im Wartezimmer von Abdin erschien und mit einem verbindlichen oder auch wohl herablassenden Lächeln die des Empfanges Harrenden begrüßte. Sein Auftreten bewies immer, wie sehr er sich seines Einflusses bewußt. —

Auffallend und doch begreiflich war es mir, in der Nähe dieser Frauenwohnungen so oft einen der jungen „Magnonn“

zu finden, einer ganz besonderen Species von Heiligen, welche auf allen Landstraßen, in allen Fellah-Dörfern zu finden — Verrückte nämlich, die in Egypten so heilig, daß selbst das Weib sich ihrer Brutalität nicht erwehren darf. Kein Wunder also, wenn der Irresinn in diesem Land ein sichrer Broterwerb geworden, der seine besondern Vorzüge hat. Junge Taugenichtse von hübscher, kräftiger Gestalt benutzen das Privilegium des Magnoun, nackt mit einem ganzen Storchneß von Stroh auf dem Kopf durch das Land zu laufen, jedes Haus, ja selbst die Schwellen betreten zu dürfen, die sonst dem fremden Männerfuß untersagt.

Mit einem unheimlichen Gefühl lag ich u. A. vor Benah, dem Ufer-Palast, in welchem Abbas Pascha, das größte Schenjal und Mastischwein, das auf dem Vicethron Egyptens gefessen, erdroffelt ward, und zwar auf Anstiften seiner eigenen Tochter, der berüchtigten Messaline Egyptens, der Prinzessin Nasle-Hanum, eines der entartetsten Weiber, von dem man heute noch singen und sagen hört, das wiederum die Gattin eines der größten Bluthunde, des berüchtigten Destardar Ahmet-Bey, gewesen, der den ganzen Sennaar, Kordofan und die Negerlande des oberen Nil mit Brand und Blut überzog und ganze Stämme mit Greifen, Weibern und Kindern hinschlachtete. Nasle ließ ihn vergiften, trieb danach ihr Unwesen namentlich in ihrem Palais an der Muskieh in Kairo und ließ die jungen Männer, die sie in daselbe gelockt, in eine Cisterne werfen, bis es endlich einem jungen Armenier doch gelang, sich aus dem Palais zu retten und als Zeuge gegen sie aufzutreten. Ihrer Verbrechen überführt, gestand sie selbst, daß sie einige zwanzig junge Männer hingeopfert. Said-Pascha, der damals am Ruder, ließ sie in ihrem Harem als Gefangene bewachen, ihre Dienerschaft verbannen und den Arzt, den Vertrauten ihrer Verbrechen, nach Europa in seine Heimath spediren. — Mit einem gewissen Grauen betrat ich das verödete Schloß von Benah, das seit jener Erdrofflung wohl geschlossen und verödet. —

Lange und gern würde ich noch von diesen Tagen und Nächten auf dem ewigen Strom, auf seinen denkwürdigen, von der Geschichte gezeichneten Ufern erzählen, von den Erlebnissen und Beobachtungen, denn des Bey hohe Stellung und der hohe Begriff, den man deshalb von der meinigen hatte, öffneten mir Thür und Thor, die im Orient sonst so verschlossen; man traute mir einen Einfluß zu, den ich nicht besaß, und überhäufte mich mit Artigkeiten, die ich nicht begehrte, namentlich wenn Marchetti sich den Spaß gemacht, den Schemen und Machmuren hinsichtlich meiner Person etwas aufzubinden. Auch die Frauen erschienen stets in höchster Neugier hinter den spalierartig geformten hölzernen Haremsgittern; wenn die Hausherrn, die höheren Beamten uns ihren Lavendelstrauß als Selam gebracht, fiel wohl zuweilen zwischen diesen Gittern eine Rose oder Jasminblüthe uns zu Füßen, und Abends, wenn wir angefüßt des Gehöftes unter dem Zeltdach der Nilbarke saßen, lugten die dunklen Augen im Mondschein zwischen den Gittern heraus. Einer der Beamten, bei dem wir zu Gast ungewohnter Weise *alla franca* in feinen Betten schliefen, der Direktor einer viceköniglichen Baumwoll-Egrainir-Anstalt, der von der Kultur ein wenig belehrt, führte mich sogar in seinen Harem, als er sich in seinem Champagner einen gesekwidrigen kleinen Rausch angetrunken; es erschien mir aber nicht der Mühe werth, aus diesen Weibern ein Geheimniß zu machen.

Eines Abends ward ich auf dem Schiff in unangenehme Verlegenheit gesetzt. Eine Sklavin, noch ein junges, hellbraunes Ding, stürzte, von Angelo, unsrem viceköniglichen Koch verfolgt, zu mir in den Salon und hob flehend die Arme. Ich verstand sie nicht, sah nur, daß ihr Rücken unter dem herab gefallenem blauen Hemd von Bambusstreichen blutrünstig; endlich aber erklärte es sich, daß sie ihrem Herrn entlaufen und, mich wahrscheinlich für einen fränkischen Konsul haltend, sich zu mir gerettet und einen Freischein begehrte. Seit der offiziellen, aber nicht that-

fächlichen Aufhebung der Sklaverei hat nämlich jeder Konsul das Recht, einen solchen zu ertheilen, wenn sich ein Sklave in sein Haus flüchtet. Der Bey war zum Glück nicht an Bord; er würde sie übel aufgenommen haben, und ich meinerseits war ja nicht im Stande, der Unglücklichen zu helfen. Eine Stunde darauf wurde sie denn auch vom Tschauschen, dem Profossen, zurückbegehrt und ich mußte sie ausliefern.

Der Bambus spielte überhaupt vor meinen Augen oft eine böse Rolle; der Bey ließ nämlich jedesmal, wenn Einer seinen Befehlen nicht gehorchte, den Schuldigen packen, niederlegen und ihm fünf und zwanzig aufzählen, und so geschah es namentlich auch auf der Barke eines Abends, als Angelo mir gemeldet, der Wein, mit dem wir in den edelsten Marken ausgerüstet waren, verschwinde ihm aus dem unteren Schiffsraum. Der Bey stellte eine Untersuchung an und es fand sich, daß unsere Araber auf dem Deck sich heimlich Nachts darüber hergemacht und sich betrunken hatten. Es gab furchtbare Bambushiebe. Die Antwort des Bey auf mein Erstaunen über die Trunksucht der Mohammedaner lautete nach meinem Tagebuch:

„So sprach der Bey: Herr, daß Ihr trinkt
Mit Raßen, nur gerecht mich dünkt;
Doch wäre beim Verlust des Paradieses
Der Wein uns nicht verboten, merk' Dir dieses:
Der Rebe könnt' der Herr kaum so viel Segen schenken,
Daß Berber und Araber ihn nicht tränken.“

Ich ließ ihn natürlich bei dieser vortheilhaften Meinung von unsrer Enthaltjamkeit.

Wie wir oft auf weiten Umwegen suchen, was vor uns liegt, so hätte auch ich der Ausrüstung dieser ganzen Expedition gar nicht bedurft, wäre ich von Alexandria den Mahmudieh-Kanal hinauf zum Rosette-Nil-Arme, über denselben hinüber nach Dessuk gefahren, hätte bei dem Ufer-Dorfe Saleh meinen

Stab in den Boden gestoßen und gerufen: Eureka! Hier laßt uns Hütten bauen! — Ich hatte ja nicht gewagt, so nahe, nur wenige Eisenbahn-Stunden von Alexandria und Kairo, an einer zweiten, schon projektirten Eisenbahn, unmittelbar an dem majestätischen Nil-Arm zu suchen, was ich fand: ein weites, landeinwärts unübersehbares Land, in dessen Mitte sich zwei hier so seltene Hügel erhoben; eine Landstrecke, die schon zum Theil in Kultur gewesen, aber vernachlässigt worden, weil die schlechten Kanäle verschlemmt. Das Terrain war bewachsen hier und da schon mit prächtiger Baumwolle, mit Klee, mit kleinen Gärtchen, deren Anlage der Schech den armen Fellachen gestattet, mit Durrah und Reis, bestanden ferner von herrlichen Sykomoren, Nil-Akazien, Gummibäumen, Jasminen, Tamarinden, Orangen und Mandarinen, aber verwahrloßt Alles durch Faulheit und Unverstand! Eine Landstrecke war's, deren Kultivirung wohl während der ersten Jahre kräftiger Arme bedurfte, die aber unfehlbar eine höchst dankbare und gesunde, denn als mir der Bey bestätigte, sie sei „Eiffendine“, gehöre dem Khedive, und ich mit ihm und dem ganzen Schwarm von Beamten die Hügel hinanritt, umwehte mich die frische Brise vom Mittelmeer, und als ich gleich am ersten Tage meine sämtlichen Araber und einige Duzend Fellachen ausschickte, um in allen Richtungen Grabungen nach möglichen Meeres-Infiltrationen vornehmen zu lassen und auf die Rapporte wartend, den Nachmittag hindurch auf dem einen „Comm“ (Hügel) campirte und auch auf diesem graben ließ, da ward mir eine freudige Ueberraschung: ich stieß auf uraltes Gemäuer, dessen Backsteine hart wie Eisen; ich stand also auf einer Stätte, die einst bewohnt gewesen; die Ziegel waren vielleicht zur Pharaonenzeit von den Juden gestrichen, es konnte möglicherweise hier auch eine Syksoz-, eine Baschmuren-Ansiedlung gestanden haben.

Ein Mitt am nächsten Tage durch das weite Terrain überzeugte mich, daß allerdings die höher gelegenen, wasserarmen

Strecken nur dürftige Kultur zuließen, aber ich stieß auf große, versunkene Kanäle, die nur wieder herzustellen waren und durch die Ueberschwemmungen erreicht werden mußten; ich fand auf vier Fuß Tiefe keine Spur von Infiltration, wie sie bekanntlich selbst in und um Kairo sich zeigt, fand alles nach Wunsch, nur baumlos, schattenlos Alles, und das Warum, ich kannt' es ja, ich sollt' es auch hier von einem Eingeborenen mir sagen lassen. Der Schech hatte nämlich weit hinaus Boten ausfenden lassen, um die Fellachen, die kleine Strecken in Pacht hatten, von unsrer Ankunft zu benachrichtigen, und so kam ich denn an einige kegelförmige Lehmhütten, eine Art Termitenbau, inmitten eines üppig grünen, nur wenige Feddan messenden Mais- und Baumwollensfeldes.

Ein alter Teppich lag vor einer der Hütten und aus derselben heraus trat uns eine seltsame Profession entgegen: ein Fellah-Greis mit langem, weißem Bart, nur mit dem kurzen Hemd und der Kappe von Kamelhaar bekleidet, den Hirtenstab in der Hand, ganz, als trete er uns aus dem alten Testament entgegen, und ebenso unverfälscht biblisch war, was ihm folgte, nämlich mindestens zwanzig Gestalten im Fellahenhemd, eine immer jünger als die andere, bis zum Bebe hinab, Kind und Kindeskind. Mir war's, als sehe ich Jakob, den Stammvater des Israeliten-Volkes leibhaftig vor mir, als der Greis uns begrüßte, und um die Täuschung zu vollenden, ward auf einer Holzschale ein gekochter Hammel vor uns auf den Teppich gesetzt. Die ganze Familie gruppirte sich vor uns, als wir vom Sattel stiegen; wir mußten, uns auf den Teppich hockend, seine Bewirthung annehmen und jeder den Finger in den Hammel graben, um ein Stück heranzureißen.

Zußuf-Bey, der Gouverneur, der mich begleitete, erzählte mir, der Greis habe schon unter Mehemet Ali, dem großen Pascha, gedient und sei von diesem mit dem Stückchen Land belohnt worden; er sagte jetzt auch dem Alten, weshalb ich

komme, und dieser nahm das schweigend hin. Als mir, im Sonnenbrand darsitzend, die Hitze lästig ward, fragte ich ihn, warum er keine Bäume pflanze. „Herr,“ sagte er, „Baum giebt Schatten, aber wo Schatten, da ist kein Wachsthum! Wirst Du Bäume pflanzen, so ziehe ich fort von hier.“ Der Araber war's, der aus ihm sprach; er verlangt Licht, Sonne, und selbst seine Palme wächst ja so hoch, daß ihre Krone ihn mit keiner Linie des Schattens belästigt.

Vierzehn Tage lang war ich der Gast des Schem's von Abu-Mandur, und er war auch mit seinem wohl fünf und neunzig Jahre alten Vater, seinem Vorgänger im Amte, der meinige an Bord — zwei Riesengestalten, wie sie Egypten so vielfach noch besitzt; aufrecht Beide trotz der Last der Jahre, gefürchtet und doch geliebt, eine lebendige Chronik Egyptens seit dem Auftreten des großen Pascha, von dessen blutiger Vernichtung der Mamelucken in der Citadelle von Kairo der Vater sogar Zeuge gewesen. Sie waren Beide reich; der Schem besaß sogar ein Haus in der Schubra-Aller, trug den Medschidieh-Orden jener Klasse, die der Khedive eigens für die Mitglieder seines Parlamentes gestiftet, eines Parlamentes, in dem natürlich nur er zu verfügen hat, und ward später zum Bey ernannt. Interessant für mich war auch sein jüngerer Bruder, Schem im Nachbarbezirk Fuah, ein Mann von weltmännischem Schliff, der sich mir schon am ersten Tage zur Verfügung stellte; doch war mir mein Schem lieber, weil er ehrlicher erschien. Ich gedachte des Letzteren später noch in meinem „Nil-Tagebuch“:

Er war ein Mann von derbem Fellah-Schlag,
 Mein Gastfreund für so manchen schönen Tag,
 Der alte Schem am Nil von Abu-Mandur,
 Fromm wie ein Kind und streng doch wie ein Pandur.

Kein mächt'ger' Haupt trug je des Schemen Würd',
 Kein Riesenteib so leicht der Jahre Würd'.
 Soldat einst unterm Pascha Mehmet Ali,
 Dient' er getreu dem Mudir und dem Wali.

Stolz unter Palmen lag sein Dach; ein Troß
 Von Schwarzen lungerte im Erdgeschoß;
 Der dunkle Nubier, der braune Berberiner
 War'n seines Reichthums Sklaven, seine Diener.

Des Harems süß Geheimniß lag gen Nord,
 Ein feister Mohr von Siut war sein Hort,
 Und klagend drang wohl durch des Konaks Gitter
 Der Sklavin Lied, Schatmaienton und Zither.

Und auch der Weisheit Meister war er. Wenn zur Nacht
 Am Nil der Ibis hielt die stille Wacht;
 Gab er mit heitrem, wortbegabten Munde
 Von mancher alten Mär mir schöne Kunde.

*

Die Jahre flohen seit ich ihn verließ.
 Scheck Tahib der ging ein ins Paradies.
 Still sind die Lippen, die so froh einst waren
 Und über's Dach zieh'n der Flamingo Schaaren.

Auffallend war mir die große Zahl von Schwarzen gerade in dieser Gegend, im Herzen des Delta; der Scheck wich aber meiner Frage aus; von andrer Seite vernahm ich indeß, daß ein Gouverneur des nördlichen Nubien einmal ein gutes Geschäft gemacht, indem er eine ganze Ladung von Schwarzen hieher an die Paschas verkauft, daß diese aber gezwungen worden, denselben wenigstens größtentheils die Freiheit zu geben, als die Sache rufbar geworden. Eine andere gerade entgegengesetzte Beobachtung war mir die Zahl so vieler weißer Kinder, die wenigstens nicht die Fellah-Farbe trugen, und das erklärte man mir bereitwilliger. In dem nachbarlichen Fuah gab es große Darbutsch-Fabriken, die ganz Egypten mit dieser rothen Kopfbedeckung versahen; vor längerer Zeit hatte man von England eine Anzahl von Ingenieuren und Arbeitern nach dort kommen lassen, die allerdings wieder nach Hause abgereist, aber ihre Spuren hier zurückgelassen.

Der namentlich in dieser Gegend herrschende Mangel an Sittlichkeit mußte mir, während ich zwei Wochen lang mich hier in den Fellachendörfern bewegte, nothwendig auffallen. Die Ursache

davon fand ich zunächst (wie freilich überall auf dem flachen Lande) in der Rechtlosigkeit der Ehe selbst, die, wie sie hier besteht, mir des großen Gepränges bei den Hochzeiten gar nicht werth erschien. Man sollte nach diesem auf eine lebenslängliche Vereinigung zweier Menschen schließen, aber weit davon! Nach einigen Wochen schon trennt sich der Mann vielleicht ohne jede Ceremonie von seiner Frau und nimmt sich eine andere. Die Verlassene geht resignirt zu ihren Eltern zurück, und hat sie deren nicht, auch kein Obdach, so nimmt sie einen Korb, sammelt den Kameelmist auf den Straßen und bäckt Gilde daraus, Mistkuchen, die in dem holzarmen Lande als Feuerung dienen. Dumme Jungen von dreizehn, vierzehn Jahren heirathen irgend ein Mädchen, verstoßen es wieder und nehmen sich ein anderes. Der erste beste Eseljunge auf der Esbekieh in Kairo ist vielleicht seit Jahren schon Gatte, hat vielleicht im Auftrage eines reichen Mannes ein sittsames, armes Ding geheirathet, dem dieser vergeblich nachgestellt. Acht Tage nach der Hochzeit hat er seine Frau diesem überantwortet und kennt sie nicht mehr. Unter unsrer Begleitung befand sich ein Schwarzer von athletischer Gestalt, ein roher, gewalthätiger Patron von etwa zwanzig Jahren; der erzählte mir, er habe schon zwei Frauen gehabt und werde sich jetzt eine dritte nehmen. Was aus den beiden Verlassenen geworden, das wußt' er nicht.

Indeß, das kümmerte mich weniger als die übel berücksichtigte Nachbarin, die Stadt Tantah, nur zwei Bahnstunden entfernt, die auf meine Kolonie von bösem Einfluß werden konnte. Tantah ist nämlich die Hauptstadt der Provinz Garbieh mit 60,000 Einw., der Knotenpunkt der Eisenbahnen von Kairo nach Mansurah, nach Dessuk und Alexandrien. Es liegt unmittelbar am Nil-Kanal, in der fruchtbarsten Gegend des Delta und ist der Sitz einer Mudirieh, eines Gouvernements. Sein Stolz ist die große, mit Kuppeln und Minarets erbaute Moschee, die das Grab Said-el-Beduis umschließt. Seine Bevölkerung macht den Eindruck der

Wohlhabenheit, zu der die großartigen, jährlichen Messen namentlich beitragen, denn während einer solchen giebt es keinen noch so elenden Raum in den Häusern, der nicht für schweres Geld vermietet wäre. Die weibliche Bevölkerung, wenn ich sie mit ihren rothen Hosens und den aus dem Schleier herauslugenden schwarzen Augen in den Straßen spazieren, sich an den Brunnen oder am Ufer versammeln sah, schien mir von ganz besonderem Temperament zu sein, und auch hierzu tragen diese Messen bei, die keineswegs geeignet, der Sittsamkeit unter die Arme zu greifen.

Von Tantah erzählen sich die Bewohner zweier großer Welttheile, so weit der Islam reicht; sein Name ist bekannt, so weit es gläubige Mohammedaner giebt, und wer von ihnen die Stadt selbst in ihrem festlichen Glanze zu sehen das Glück gehabt, der hat einen beneideten Vorgeschnack vom Paradiese.

Von Said-el-Bedui sprechen und schwärmen namentlich auch alle Frauen des Orients. Er war einer der Gefährten des Propheten, er stiftete jenen Wahnsinns-Kultus, der noch heute, wie erwähnt, Jeden zwingt, einen Verrückten nicht nur wie einen Heiligen zu betrachten, der sogar jedes Weib zum Opfer desselben macht, wenn der „Magnoun“, der Verrückte, es begehrt, der meinen Gastfreund sogar nöthigte, einem dieser aus der Verrücktheit ein Geschäft machenden Strolche den Eintritt in seinen Harem zu gestatten! Said-el-Bedui, dieser Angebetete, war nach unseren Begriffen gerade so ein brutales, viehisches Subjekt, wie wir ihm noch jetzt täglich im Orient als Magnoun auf der Straße begegnen; aber um so heiliger ist er geworden. Er war ein verrücktes Schenjal von bestialischen Instinkten, und in diesen stiftete er seinen Kultus, den ich leider nicht näher zu bezeichnen wagen darf. Genug damit: Said ward der Schutzgott, der Trost aller kinderlosen Frauen, und so pilgern denn jetzt noch von weit her alljährlich Tausende und aber Tausende von Weibern aller Stände, von der Bettlerin bis zur Fürstin, zur Messe nach

Tantah, um an Saids Grabe sich seinen Segen zu erköhlen und hoffnungsvoll wieder heimzureisen, nachdem sie selbst nichts versäumt, was diesen Segen zu fördern geeignet. Kein Gatte darf es seinem Weibe oder seinen Weibern versagen, wenn sie dessen bedürftig sind, nach Tantah zu ziehen; die Frauen der Emire und Begs senden Boten voraus, um sich ein Obdach in Tantah sichern oder kostbare Zelte in der Ebene um die Stadt herum aufschlagen zu lassen; die Frauen aller Klassen bis zum elendesten Beduinenweib ziehen in die Stadt und suchen ein Dach, ein Zelt, oder lagern sich zu Tausenden unter dem freien Himmel auf die Gassen. Ein Eunuche und zahlreiche Dienerschaft begleiten die Reichen, die Armeren bedürfen eines Schutzes nicht und begehren ihn auch nicht. Die Stadt füllt sich mit jungen Weibern beider Welttheile, die alle nur Ein Gedanke hierher geführt.

Inzwischen aber ziehen auch die Kaufleute aus dem tiefsten Asien und Afrika in ganzen Karawanen herbei, um in Tantah ihre Waaren und vielfach sehr kostbare Gegenstände, Teppiche, Seidenstoffe, Gold, Silber und Geschmeide feil zu bieten; die Stadt und ringsumher die Ebene werden ein einziger Bazar, reich mit Teppichen geschmückte Dahabien schaukeln auf dem Kanal; der Fanus, die bunte Laterne, hängt am Mast, kein Schiffsknecht stört zur Nachtzeit das junge Weib des reichen Pascha, das auf seidenen Kissen von dem Segen des heiligen Bedui träumt oder ihn zu empfangen im Begriff ist. Ein unentwirrbares Gewühl der buntesten Trachten bewegt sich in der Stadt und draußen; Kameele, Pferde, Esel bilden mit dem Gepäck einen unabsehbaren Kreis um die Messe; Buden und Waarenlager ziehen einen Wall um den großen Schauplatz; ein betäubender Lärm von Stimmen, von Trommeln und Schalmeien erfüllt die mit Staub geschwängerte Luft, und acht Tage lang giebt's von einem Sonnenaufgang bis zum anderen keine Pause. Große Zelte bieten Erfrischungen und locken mit schönen Teppichen und

blankem Gesicht zum Genuß des Scherbet und des Margileh, die Gawazzis und Almehs, die Tänzerinnen, sind aus beiden Welttheilen in ganzen Heerden herbeigezogen und entzücken in bunt beleuchteten Zelten die auf den Teppichen hockenden Effendis durch ihre Produktionen. «Nahle! Nahle!» schreit es in jedem Zelt; die „Biene“, der Lieblingstanz Aller, begeistert sie — eine eigenthümliche choreographische Leistung von wunderbarer Steigerung des Effektes. Die Almehe nämlich dreht und windet sich auf dem Teppich vor den Zuschauern, um eine Biene zu hassen, die sich in ihre Kleidung gesetzt; erst sucht sie ernst und vorsichtig, dann nervöser; sie wirft ein Kleidungsstück nach dem andern ab und unter dem Jubel des Publikums geht dabei der letzte Rest von Anstand verloren.

Auch der Sklavenmarkt steht auf dieser Messe trotz aller Verbote im höchsten Schwung. Die verlockendste nackte Waare ist jedem Auge preisgestellt; Käufer und Neugierige sammeln sich um die unglücklichen Geschöpfe und betasten sie nach Belieben; zu Hunderten gehen sie in einem Tage ab, und immer wieder kompletirt sich das Lager. In der Nähe desselben sind gewöhnlich die Zelte der reichen und vornehmen Pilgerinnen aufgeschlagen; auch aus ihnen dringt Musik; die Magnoun ziehen in großen Trupps durch die Massen, denn sie sind ja die Helden dieses Festes, die Jünger Saids; die Weiber mit halb verhülltem Antlitz ziehen in ganzen Gesellschaften durch die Straßen, betrachten die ausgestellten Waaren und huschen hier und dort in die geschlossenen Zelte; die Moschee ist umdrängt von Gläubigen, die am Grabe Saids beten wollen. Aber erst wenn die Nacht sinkt, geht der eigentliche Herynjabath los, ein Getöse, ein Geschrei, ein Gewirre, das unbeschreiblich, und namentlich die Weiber, hoch und niedrig, feiern die Nacht mit einer Sittenlosigkeit, die jeder Beschreibung spottet.

Hat nun diese von einer halben Million Menschen gefeierte Orgie sich nach acht Tagen ausgetobt, so schließt sie mit einem

Maskenzug, der, wie dieser ganze Markt, an die alten babylonischen Feste erinnert. Es wird eine „Fantasia“ veranstaltet. „Fantasia“ nennt der Araber allen Sport, namentlich seine Reiter-spiele; hier in Tantah aber hat sie ihre eigene, und zwar auch historische Bedeutung. Hier nämlich wurde der kreuzfahrende Ludwig der Heilige 1299 zum Gefangenen gemacht, nachdem er das mohammedanische Heer in zwei Schlachten geschlagen; von hier ward er nach Mansurah ins Gefängniß gebracht. Um dieses Ereigniß zu feiern, kleidet sich zum Schluß der Messe von Tantah ein Theil der Araber in plumpe, lächerliche Kreuzritter-Kostüme, wird von den Sarazenen auf eine ganz schmählische, das Christenthum verhöhnende Weise vor Tausenden von Zuschauern besiegt und unter Hohn und Spott gefangen in die Stadt geführt. Das ist die *pièce de résistance* des ganzen Festes, zu der die Requi-siten, die Kreuzfahrer-Rüstungen seit lange bereit gehalten werden.

Welchen Einfluß diese alljährlich seit undenklicher Zeit sich wiederholenden Orgien auf die Bevölkerung üben, während welcher sich Alles, was noch Lebenskraft besitzt, acht Tage und Nächte lang der wüthendsten Massen-Ausweifung überläßt, das begreift sich leicht. Ich sah denn auch die jungen Fellachenweiber, die Mädchen in ihren rothen Hosen sich unverschleiert an den Brunnen, in den Straßen bewegen, und als ich eines Tages mit meiner Barke zu Füßen der Stadt am Ufer des Kanals rastete, warf eine Gesellschaft junger Mädchen vor unseren Augen ungenirt den „Tob“, das blaue Hemd, von sich und watete in das Wasser hinein. — Bedenklich war ohne Frage diese Nach-bar-schaft, aber andrerseits hatte das Terrain den enormen Vor-zug der Nachbarschaft der beiden Hauptstädte Unter-Egyptens, der direkten Verbindung mit ihnen durch zwei Eisenbahnen und den Mahmudieh-Kanal. Ich mußte mit diesen rechnen und begab mich also von Tantah, nachdem ich den Gouverneur von meinem Entschluß benachrichtigt, in wenigen Stunden wieder nach Kairo, um dem Khedive meine Meldung zu machen.

Ismael Pascha empfing dieselbe zustimmend. «Vous avez bien choisi!» sagte er. «Je vous donne cela!» Er bestätigte mir, daß ich den Boden einer alten, schon in Kultur gewesenen Baschmuren-Niederlassung gewählt, dessen Kanäle nur wiederherzustellen; er werde die Steine der alten Grundmauer zum Bau der Häuser verwenden. Franz-Bey, sein Baumeister, erhielt sofort den Auftrag, die Gebäude der Kolonie zu zeichnen, nämlich Kirche, Schule, Hospital, ein großes Haus für die Administration und einige hundert Kolonistenhäuser; dann gab er mir einige Ingenieure mit, die er mit Vollmachten an den Gouverneur ausrüstete, und ich kehrte zurück, um die Vermessung im Beisein des Mudir von Tantah und des Schech vorzunehmen.

Diese nahm wiederum zwei volle Wochen in Anspruch, denn es handelte sich zugleich um die Nivelirung des Nil-Ufers. Der Gouverneur sandte mir zu dem Zweck ein ganzes Detachement von Sekretären und Unterbeamten, die Schechs der halben Provinz erschienen auf schön geschirrten Rossen und mit ihren Dienern, um bei der Vermessung zugegen zu sein, und so hatte ich, wenn ich Morgens von meiner Barke in der Richtung des vom Hügel Com-Chabas als point de vue der Ingenieure wehenden Fähnchens aufbrach, einen ganzen Generalstab um mich, dem eine Kompagnie vom Gouverneur zur Meßarbeit kommandirter Soldaten folgte. Neben uns trabte eine Anzahl Neger, um bei jedem Sumpf, jeder Wegeslücke die Zügel der Pferde zu nehmen, den Arm über den Sattel zu legen und so nach orientalischer Sitte den Reiter vor einem Unfall zu schützen. Ich ließ zugleich die Anlagen für Tabakz- und Seidenbau neben der Baumwollen-, Getreide-, Mais- und Reiskultur abmessen, und als das Alles geschehen, legte mir der Schech lachend die Hand auf die Schulter mit den Scherzworten: „Jetzt bist du mein Fella!“ Auch sein Bruder, der Weltmann, verrieth mir seine Zufriedenheit damit, daß abendländische Kultur hier so ganz in seiner Nachbarschaft einziehen sollte, und mir

ward's warm um das Herz, wenn ich mir vorstellte, daß binnen Kurzem ein Stück Deutschland sich hier aufthue, daß deutsche Arme hier thätig seien, die deutsche Sprache hier herrsche, deutsche Sitte, deutscher Fleiß den tragen, aber umgänglichen Fellachen ein Muster werden sollte.

Lessep's ließ mir, als ich nach Kairo zurückkehrte, sofort eine Anzahl seiner unnöthig gewordenen kleinen Wasserdampfer offeriren, große Handels- und Bankhäuser in Alexandrien erklärten sich bereit, alle Produkte der Kolonie zum Marktpreise zu kaufen, derselben Vorschüsse zur Disposition zu stellen, und so sah denn Alles überaus glänzend aus. Aber anders war's im Rathe der Götter beschlossen, oder vielmehr in dem der hohen Pforte, der Lehnherrin des Khedive. Nubar Pascha suchte mich, um mir zu sagen, er lehre soeben von Konstantinopel zurück; die Pforte habe die Ratifikation des mit den europäischen Kommissaren vereinbarten Protokolls hinsichtlich der Einführung der gemischten Gerichtsbarkeit abgelehnt, obgleich ihr selber an der Abschaffung der Konsular-Gerichtsbarkeit liege, wahrscheinlich also nur, weil der Sultan sich verletzt dadurch fühle, daß man ihn nicht zur Betheiligung an den Berathungen eingeladen, was allerdings ein Versehen gewesen.

Die rechtliche und politische Basis des ganzen Unternehmens war damit zusammengebrochen! Der Khedive erklärte mir in einer Audienz bedauernd, er könne und dürfe dieses große Stück Land nicht unter die Autorität des norddeutschen Konsuls gehen lassen, und ich meinerseits mußte einwenden, wenn von ihm auch nur Schutz und Förderung dieses, seinen eigenen Wünschen entsprechenden Unternehmens zu erwarten, so werde die Kolonie doch ganz der Gnade oder Ungnade seines Nachfolgers preisgegeben sein.

Nubar und ich wir zerbrachen uns vergebens den Kopf, eine Vermittelung zu suchen. Als ich dieselbe endlich gefunden zu haben glaubte und erklärte: „Gut, so werde ich Rajah, d. h.

christlicher Unterthan, und die Kolonisten erhalten ihre Besitztitel durch mich anstatt durch den Khedive“, da fragte er zaudernd und kopfschüttelnd: „Ganz recht! aber wenn nun Ihre Kolonisten mit Ihnen Streit bekommen, wo ist dann die Instanz?“ . . . Damit war auch dieser Ausweg wieder versperrt und wiederum bestätigte es sich, daß der Kulturmensich eigentlich gar kein Mensch ist, so lange er keinen Richter und keinen Profossen über sich hat.

Mit Bedauern entsagte ich vorläufig der Ausführung dieses schönen Unternehmens, die zu verhindern auch nationale Eifersucht keine Mittel verschmäht hatte, denn diese ging so weit, daß sogar das französische General-Konjulat dem Ministerium mit Berufung auf das Fortbestehen der alten Verträge bittere Vorstellungen machte, daß auf der Esbekieh einige französische Cassenlehrer zu mir traten, um mir zu erklären, die Deutschen hätten in diesem Lande, dessen Zukunft ihnen gehöre, nichts zu suchen. Man war eben damals erst im Frühjahr 1870 und die Herren erschienen sich noch sehr groß auf ihren nationalen Stelzen.

Die gemischten Gerichte sind Jahre später allerdings nach fortgesetzten Kämpfen eingeführt worden; ein Zerwürfniß mit dem Minister des Auswärtigen aber, der mich mit orientalischer Unzuverlässigkeit im Stiche ließ, verleidete mir den ganzen Plan; zudem brach der Krieg mit Frankreich aus, nach dessen Beendigung mich Herr von Kaudell in Versailles noch fragte, warum ich denn die Sache nicht ferner betreibe. Schade erschien's mir allerdings um dieselbe, wenn ich später auf unsre kostspieligen Kolonisations-Bestrebungen in Afrika blicke; aber ich hatte stumpfe Zähne daran bekommen, denn schon während man mich im Innern des Landes wußte, hatte es daheim nicht an Angriffen von deutschen Federn, zumeist ohne jede Kenntniß der Verhältnisse gefehlt; es war in diesen Zeitungs-Artikeln vom egyptischen Sande die Rede gewesen (was meinen verstorbenen Freund,

den Maler und Humoristen Reinhardt, veranlaßte, mir im Namen des „Klubs der Hasenhaide“ eine Adresse zu senden), auch von klimatischen Bedenken, während das Terrain doch in der gesündesten und fruchtbarsten Provinz des Delta, im Garbieh, gelegen. Ich hatte sogar die Absicht gehabt, hier auf diesen, von der frischen Brise des Mittelmeers bestrichenen Hügeln inmitten der Kolonie gastliche Räume für die zahlreichen Brustfranken anzulegen, die alljährlich Egypten aufsuchen; eine Molken-Anstalt sollte errichtet werden, und sicher hätten unsre Genesung ihrer Lungen suchenden Landsleute sich hier besser befunden als in den Hotels des mit Moskito's gesegneten Kairo. . . .

Aber auf einen ganz andern Schauplatz riefen mich die schweren Ereignisse desselben Jahres 1870, nachdem ich kaum heimgekehrt. — Als dreizehn Jahre später die Welt überrascht ward durch die Massacres in Alexandria und die Beschießung der Stadt durch die Engländer, als nämlich, aufgehetzt durch die Partei Arabi Pascha's, eines fanatischen Fellachen, der sich an den Suren des Koran betrunken und Egypten seinem alten eingebornen Stamm erhalten wollte, die elendeste, verkommenste Araber-Bande, nur mit Knütteln bewaffnet, ein Blutbad unter den Christen angerichtet, schrieb ich einem einflußreichen Freunde in Kairo: „Da habt Ihr's! Wäre unsre Kolonie zu Stande gekommen, in welcher die Waffenübung der Jugend als ein wichtiges Moment vorgesehen war, fünfzig Männer derselben, von Dessuk in einigen Stunden mit ihren Bündnadeln auf dem Konjuls-Platz von Alexandria erscheinend, hätten genügt, diese Schwefelbande zu Paaren zu treiben, ehe der Aufstand sich organisiren konnte, und die Engländer wären nicht ins Land gelockt worden, das sie doch nie wieder verlassen werden!“

Ismael Pascha's Schicksal ist bekannt; er dankte es dem Umstande, daß die hohe Pforte ihm im Jahre 1872 nach großen Geldopfern wieder gestattete, so viel Schulden zu machen als er wollte, und daß er hievon den ausschweifendsten Gebrauch

machte. Er hatte als Vater für seine herangewachsenen Söhne gethan, was er vermocht; er ließ den Einen vom Padiſchah als Thronfolger bestätigen — und Allah weiß, was für Geldopfer auch das gekostet, als der Ferman in Konstantinopel erwirkt wurde; er erzog den Anderen zum Generalissimus, indem er ihn unter die preußischen Dragoner und dann, als er nach seiner Meinung in Berlin ganz das Zeug zum Helden gewonnen, gegen Abyssinien schickte. Aber Beide mußten, wie das auch anderen Vätern passiert, seine Hoffnungen täuschen; der Eine war kein Regent und gerieth unter die englische Kuratel, der Andere war kein General. Der Eine hatte nicht einmal die Verschwendung seines Vaters gelernt, der Andere hatte in Berlin bei Hiller und Poppenberg studirt, wie man Schlachten schlägt, um geschlagen zu werden. Ismael, der alle Talente eines orientalischen Monarchen besaß, seinen unglücklichen Zellahs den letzten Sabain aus der Tasche und das letzte Huhn vom Hofe nahm, die schlechte Gerechtigkeitspflege der fremden Konsuln endlich doch abschaffte (und Nubar Pascha weiß am besten, was auch das kostete!), der die Baumwolle bis nach Kordofan pflanzte, zwei Drittel des Delta als eigenen Besitz erwarb, als Cultivateur und Kaufmann viele, viele Schiffe mit Baumwolle beladen auf dem Nil schwimmen ließ und die Waare auf den Eisenbahnen transportirte, die nur für seine Baumwolle gebaut waren — Ismael wurde entthront und rettete für all' seinen guten Willen nichts als seinen Harem und einige elende Milliarden, die er sich bei so viel Verschwendung natürlich nur mit Mühe zusammen gespart. Er hatte den Fehler begangen, seine Bondsholders, die Besitzer der Effecten all' der egyptischen Anleihen nicht mehr als seine Zellahs zu respectiren, denen er für seine rücksichtslosen Requisitionen durch seine Scheck's auch Bons ausstellen ließ. Ein Zellah, der es gewagt haben würde, diesen Bon bei der viceköniglichen Kasse zu präsentiren, würde Prügel bekommen haben; die auswärtigen Besitzer seiner Bons aber,

als auch sie sich geschlagen fühlten, erhoben Geschrei, und Zamael trollte sich, als der Padischah ihn für alle seine über den schuldigen Tribut hinaus gespendeten Millionen nicht mehr schützen wollte.

Seitdem lebte er, den Gläubigern die Sorge für die von ihm gemachten Schulden überlassend, als reicher Herr mit Harem und Hofstaat in Paris, Rom, Neapel, wo es ihm eben gefiel; dann ließ der kluge Mann sich verleiten, nach Konstantinopel zu gehen, wo ihn der Sultan zwar unter höflichen Formen internirt hat, ihn mit seinen Milliarden aber schwerlich wieder fort lassen wird.

XXXIII.

Spanien sucht einen Thron-Kandidaten, Frankreich einen Kriegsvorwand. — Napoleon, der klügste, giebt nach. — Herzog von Grammont in der Kammer, Benedetti in Ems. — Die Kaiserin ist glücklich. — Die Kriegserklärung an den Mauern von Berlin. — Ein verhängnißdüst'rer Abend. — Wieder in den Krieg. — Die Aufgabe eines Feldkorrespondenten. — Die Flucht aus den rheinischen Bädern. — In Coblenz bei Goeben. — Der König rief und Alle, Alle kamen. — In Saarbrücken. — Der Exercierplatz und die feindlichen Feldwachen. — Nach Trier. — Das Bataillon der Vierziger und die 7. Mänen. — Füsilier Kutschke, der unsindbare Sänger. — Kapitän Seaton. — Die pfälzische Grenze. — Die Erdarbeiten des Feindes. — Wie ihm neue Truppengattungen vorgestellt wurden. — Das Vorspiel geht zu Ende. — Angriff in Brigaden. — Die erste Mitrailleusen-Musik. — Napoleon und Lulu bei der Batterie. — Kampf und Rückzug. — Aufmarsch unsrer Truppen. — Gefangener Kriegskorrespondent. — Die Schlacht auf dem Berge von Spidhern. — Der König. — Einmarsch in Frankreich.

In Napoleon III. geistigem Leben war es ein charakteristischer Zug, daß er an seinen Stern glaubte, und der hatte ihn allerdings bis zum Throne geleitet, ihn zu Siegen geführt, die ihm und seiner Nation ein Uebergewicht in Europa, seiner Armee den Schein der Unüberwindlichkeit gaben. Aber die Sterne sind unzuverlässig; Napoleon, der das deutsche Rheinufer im Auge behalten seit er Rußland gedemüthigt, Oesterreich die Lombardei zu Gunsten Italiens entriß, um im Letzteren sich einen Bundesgenossen groß zu ziehen, er experimentirte der eigenen Nation gegenüber zu viel mit demokratischen Spiegelfechtereien, mit ausgeflogelter Volksbeglückung, für die er natürlich keinen

Dank im Lande fand, und als er es sogar hingehen ließ, daß ein Staat wie Preußen die Welt in Erstaunen versetzende Siege erlämpfte, gleichviel gegen wen, da wuchs die Unzufriedenheit, eigentlich die Undankbarkeit gegen ihn, denn Frankreich befand sich unter seiner Regierung, mochte sie sein wie sie wollte, im höchsten Wohlstand.

Kränkeld und geistig erschlafft, im Alter von zwei und sechzig Jahren, war er in dem Bedürfniß, seinen Einfluß wieder zu gewinnen, schwach genug, den Einflüsterungen seiner Gattin, der Jesuiten und der Kriegspartei an seinem Hofe nachzugeben und sich zu einem Schritt drängen lassen, den er selbst als ein Wagniß erkannte. Eugenie verlangte von ihm ihre « *petite guerre* », die Nation hatte noch nie aufgehört, „Revanche für Sadowa“ zu verlangen, die immer wachsende Macht Preußens ward bedrohlich. Auf die Hülfe der deutschen Südstaaten konnte dasselbe nach seiner Ueberzeugung nicht zählen, die annektirten deutschen Länder waren Frankreichs natürliche Verbündete, Dänemark und Oesterreich standen auch zu ihm, es galt also nur Vorwände zu finden, und dieser boten sich gerade genug.

Gleich der erste mußte benutzt werden, und war auch Preußen wider Erwarten bereit, ihn zu beseitigen, das stachelte nur die Kriegspartei bis zur Unverschämtheit. Erbprinz Leopold von Hohenzollern hatte sich, wie General Prim, der spanische Ministerpräsident, nach Paris meldete, zur Annahme der Krone Spaniens bereit erklärt; Herzog von Grammont beauftragte also sofort den Bundes-Botschafter v. Werther, dem in Gmz weilenden König von Preußen zu sagen, daß diese Nachricht in Paris einen peinlichen Eindruck gemacht. Inzwischen ward schleunigst an die offiziellen pariser Zeitungen Ordre gegeben, die Sache aufzubauen; mehrere große Journale schrieben also Verrath; Preußen, hieß es, wolle die Herrschaft Karls V. wieder herstellen, und die anderen Journale folgten zum Erstaunen Deutschlands, dem diese Entdeckung etwas ganz Neues war.

Herzog von Grammont führte nun schon am 5. Juli vor dem gesetzgebenden Körper eine für Deutschland drohende Sprache; der König Wilhelm aber, als Baron Werther in Ems ihm den ihm ertheilten Auftrag ausrichtete, hörte ihn mit Ruhe an und setzte ebenso ruhig seine Kur fort. Da erschien, von Grammont gesandt, der im heimlichen Einverständniß mit Beust um jeden Preis den Krieg wollte, der französische Botschafter Benedetti von Wildbad in Ems, um schließlich den würdigen Monarchen auf offener Promenade zu brüskiren, und er war es denn auch, der als Werkzeug Grammont's und Ollivier's den König Wilhelm zum Aeußersten zu treiben persönlich keine Unverschämtheit schente. Der König seinerseits blieb bei der Antwort, der Prinz Leopold sei frei in seinen Entschlüssen; als danach aber dieser aus eigenem Antriebe der Krone Spaniens entsagte und damit jeder Vorwand zu einem Kriege beseitigt war, ging Grammont's Rücksichtslosigkeit so weit, von König Wilhelm ein an Napoleon zu richtendes förmliches Entschuldigungsschreiben und die Garantie zu verlangen, daß er nie in die Thronkandidatur des Prinzen einwilligen werde. Der König wies diese Zumuthung zurück und verweigerte dem Botschafter jede weitere Audienz. Ollivier trug dies dem gesetzgebenden Körper vor, und der letztere gewährte sofort eine Kreditforderung von 50 Millionen für den Krieg, der an dem Tage im Ministerrath schon beschlossen war.

Die Kaiserin war glücklich, denn sie hatte ihren Krieg, der für sie nur eine Emotion war, aber — so versicherte mir ein alter französischer Diplomat, dessen am Rhein verwundet liegendem Sohn ich nützlich ward — Napoleon war in Bestürzung als er einsah, daß er dem ganzen Deutschland den Handschuh hingeworfen, und dies letztere war es denn auch, was in die Dispositionen für den Vormarsch gegen Rhein und Mosel eine große Verwirrung und Zögerung brachte. Man hatte eben nur gegen Preußen gerüstet und glaubte gegen dieses «archiprêt» zu sein; im Süden und Osten sollten die guten Freunde, auf

die man rechnete, das Uebrige thun, und der bereitwilligste von diesen war allerdings Beust mit seinem Nachgelüste für 1866. Aber der beste Bruder war er doch nicht, als er die ersten Hiebe fallen sah.

Der Telegraph hatte die Nachricht dieser Kreditbewilligung für den Krieg, einer andern auch für die Marine, den Beschluß der Einberufung der Mobilgarde und der Anwerbung von Freiwilligen noch an demselben Tage nach Berlin gebracht, und dennoch glaubte man hier auch diesmal im Volke noch nicht an den wirklichen Ausbruch des Krieges, ja der König selbst hatte noch nicht an denselben geglaubt, als er Gmß verließ. . . .

Zwei Tage nach jener bedeutungen Sitzung, am 17. Juli, erhielt ich das Schreiben eines Freundes aus Paris, der, wie alle Deutsche dort, die nicht durch geschäftliche Verhältnisse gefesselt, seinen Koffer schon gepackt. „Jetzt kommt er Euch!“ hieß es freudig in dem Briefe. „Laßt ihn nicht los! In der Verblendung, wie hier Egmont naht, kann er Euch nicht zum zweiten Mal sich liefern!“ Und Verblendung war's in der That! Die Reform der französischen Armee war seit Niel's Tode in trägen Händen; ich hatte in Böhmen gesehen, wessen die unsrige fähig; war uns die französische Waffe nicht überlegen, der Mann und die Führung waren es nimmermehr! — Dennoch konnte auch ich mich noch nicht in den Gedanken an den Krieg finden. Der Brief lag noch vor mir, als eine Hand an das Fenster meiner Parterre-Wohnung im Hotel de Rome klopfte. Lieutenant von Dachröden, Adjutant des Prinzen Georg, war vor daselbe geritten. „Machen Sie sich fertig,“ rief er. „In zweimal vierundzwanzig Stunden haben wir den Krieg!“ Er, einer der heitersten, liebenswürdigsten Offiziere, der später das Unglück haben sollte, in einer Straße Berlins mit dem Pferde zu stürzen und todt von der Stelle getragen zu werden, er sprengte davon, ohne mir weitere Rede zu stehen.

An demselben Tage noch erhielt ich auch schon die tele-

graphische Anfrage der „Kölnischen Zeitung“, ob ich bereit sei, in dem bevorstehenden Kriege die Berichterstattung für sie zu übernehmen. Eine gleiche Anfrage brachte mir am Abend noch der Telegraph von Wien, von der „Neuen Freien Presse“. — War denn also wirklich der Krieg da draußen schon so weit fertig, während wir hier in Berlin noch nicht daran glauben wollten? — Aber vielleicht war ich's allein, der Alles noch so rosig sehen wollte. Ich hatte mich, ehe ich nach Egypten ging, in Wiesbaden verlobt, hatte damals in acht Wochen wieder zurück sein wollen, und es waren mir acht Monate am Nil vergangen. Meine Braut erwartete mich, von der Freund Emil Rittershaus sang:

„Die schönste Ros' im Nebengau
Nahm sich der Hans als seine Frau.“ *)

und jetzt stand ein Krieg bevor, dessen Ende nicht abzusehen!

An zu Hause bleiben war für mich nicht zu denken; die Unruhe hätte mich da nicht gelitten. Ich warf mich in eine Droschke und fuhr zum großen Generalstab, um einige mir bekannte Herren desselben zu suchen. Diese hatten Kopf und Hände voll Arbeit; es wurde in den Bureaux gepackt und gerollt; der Krieg war zweifellos; einer der Herren rieth mir, mich nur bald um Zulassung zum großen Hauptquartier zu melden.

Die Spezialberichterstattung für ein Weltblatt ist nun im Kriege, wenn sie ernst genommen wird, keine leichte Aufgabe, und in diesem Falle war es für mich eine patriotische. Im großen Hauptquartier ist nichts zu beobachten. Man hört in demselben kaum einen Kanonenschuß, sieht nur die Stallknechte der Generalstäbler; im Uebrigen ist Alles bis über den Hals zugeknöpft; die Feld-Offiziere, die Meldungen gebracht, bilden einen auffallenden Kontrast mit der offiziellen Ruhe, die über Allem schwebt,

*) Der Tod entriß sie mir und meinen Kindern während des Drucks dieser Aufzeichnungen nach fast zwanzig Jahren einer glücklichen Ehe.

man ist nur immer der Ordre zum Aufbruch gewärtig, sei es vorwärts oder — was Gott verhüte — rückwärts. Selbst das Hauptquartier in Alarm bietet nur ein banges Abwarten derselben Ordre, wenn es dem Beobachter nicht gestattet ist, den Stäben sich anzuschließen, um von den Höhen oder sonstigen geeigneten Punkten entweder über die Bewegungen des Gegners Ausblick zu haben oder einem Gefechte zuzuschauen, und selbst dann guckt man eben nur durch ein Loch, denn was vorgeht und vorgegangen, erfährt man erst später, kombinirt man sich an Ort und Stelle nur, wenn man Kenntniß von den Tagesbefehlen hat.

Ein ganz Anderes ist es, mit Kenntniß von Parole und Feldgeschrei sich an der Operations-Linie frei zu bewegen, vom Soutien zum Repli, zu den Feldwachen, jederzeit gefaßt in der unheimlichen Stille auf einen Zusammenstoß, oder den vorgehenden Batterien zu folgen, dem Engagement bei denselben zuzuschauen, wie dann auf den Donner der Kanonen Alles heranmarschirt und oft in erstaunlicher Schnelligkeit in dem scheinbar so stillen Terrain sich große Truppenmassen einander gegenüber stehen.

Der Leser macht sich von dieser Aufgabe keine richtige Idee; zumal konnte das nicht geschehen in diesem Kriege, in welchem die Schlachtenbummerei in großartigem Maße getrieben wurde und Jeder Briefe nach Hause schrieb, nach denen er im dichtesten Pulverdampf gewesen. Man stelle sich ein größeres Gefecht vor. Der Berichterstatter hat sich der Truppe angeschlossen, die entweder gefechtsfertig dasteht oder schon Ordre zum Eingreifen erhalten. Er ist vom Beginn des Gefechtes Zeuge, sucht sich die vortheilhaftesten Punkte, am besten in einer Batterie, um einen Ueberblick zu haben. Er hat auch gleich vom Anfang eine richtige Vorstellung von dem Engagement, sieht hier und dort die Truppentheile aus den Waldwegen, den Terrain-Wellen aufsteigen und ins Gefecht gehen, sieht den Verlauf desselben, die Abweichungen der Linien und bemißt danach errungene und

verlorene Vorthelle; er sieht die Wirkung der Batterien, sieht die Bauernhäuser, um welche der Kampf tobt, in Flammen aufgehen; aber meist verwißt ihm dann der dicke Qualm das ganze Tableau *).

Hüben und drüben sieht er die Kavallerie-Chargen, die Handgemenge mit Säbel und Bajonett, er sieht neue Batterien abproben, neue Kolonnen ins Gefecht gehen. Der Schauplatz wechselt plötzlich; Waldung, Bruchland, Weiler, um welche der Kampf tobt, alles ist anders; in Wellen-Linien ziehen sich hier die Kolonnen, da und dort greifen neue Bataillone ein. Wiederum auslodernde Flammensäulen. Das ganze Schlacht-Tableau hat sich verschoben. Ein Verbandplatz da, wo der Kampf sich engagirte, nur rauchende Häusertrümmer umher, frisch aufgeworfene Erdwerke, Barricaden, von Todten und Verwundeten bedeckt, deren Blut den frischen Boden tränkt; dann wieder furchtbares betäubendes Geschützfeuer, die Granaten fliegen wie ein Taubenschwarm durch die Luft, die Batterien sausen im Galopp vorwärts, Signale hier und dort zum Sammeln — es wird endlich Ruhe, unheimliche Ruhe, nachdem der Kampf stundenlang, vielleicht den Tag hindurch gewüthet und der Abend hereingebrochen.

Die Truppen lagern oder ziehen, je nach Befehl, in gelichteten aber wieder geschlossenen Kolonnen ab; die Krankenträger heimsen unheimlich ihre Ernte, es fehlt an Hülfe, vielleicht den Aerzten schon an Verbandzeug; traurig flattern die Fähnchen des rothen Kreuzes auf den Wiesen, den Feldern, über halb zerstörten Gehöften. Tiefe Todesstille. Das Dunkel lagert sich über dem Gelände, die Bivouakfeuer glimmen hier und da auf; schwere, dumpfe Tritte verrathen den Marsch von Kolonnen, die so manchen Kameraden zurückgelassen.

Alles findet die Ruhe, sofern es sich nicht für einzelne Truppentheile um die Verfolgung des Feindes handelt oder die

*) In den Kriegen der Zukunft freilich wird's anders sein.

Kolonnen nicht zur Hülfe von rechts oder links begehrt worden, wo noch ein Gefecht erwartet oder vielleicht unentschieden durch die Nacht unterbrochen worden. Und jetzt jagt denn der Berichtserstatter über das Feld, er fragt nach diesem Bataillon, nach jenem Regiment, das er gleich zu Anfang engagirt gesehen. Man sagt ihm, es sei schon abmarschirt; er fragt nach einem anderen, das bedeutsam eingegriffen; es liege eine Stunde abseits, heißt es. Er fragt nach den Kommando's, um schon am Abend ein dürftiges Gefechts-Skelett aufstellen zu können, seine Beobachtungen berichtigen oder bestätigen zu lassen, und der Stab liegt, so heißt es, in einem Dorf, in welchem er nach beschwerlichem Ritt durch die Dunkelheit vielleicht nichts als ein Piket mehr findet, das im Stroh bivouakirt, oder wenn er den Stab noch antrifft, gerade doch das nicht erfahren kann, was ihm wichtig zur Darstellung des ganzen Hergangs.

Mühsam bringt er dennoch einen Gefechtsbericht zu Stande, den er der Feldpost noch in der Nacht übergiebt. Erst am andern Morgen ist es möglich, auf dem Marsch die Details von den betheiligten Truppen einzulesen; er ergänzt also seinen Bericht. Er stößt vielleicht am frühen Morgen auf ein Lager, dessen Offiziere ihm mit begeisterten Augen eine Skizze des Gefechts-Momentes diktiren, der ausschlaggebend gewesen, und schon eine Stunde später holt ihn eine Ordonnanz dieser Offiziere ein mit der Bitte, den Bericht nicht zu veröffentlichen, weil sie den Schein fürchteten, als hätten sie sich in den Vordergrund drängen wollen.

Acht Tage darauf bringt die Zeitung den Gefechtsbericht gedruckt in alle Läger; einer der höheren Stabsoffiziere begegnet dem Korrespondenten. „Ihr Bericht von dem und dem Gefecht war nicht richtig!“ ruft er ihm zu. — „Ja, wie war's denn anders?“ — „Das weiß ich auch nicht! Man ist noch nicht so weit mit der Aufstellung hinsichts der Affaire!“ —

Will der Berichtserstatter so lange warten, so hat inzwischen

auch der Feldtelegraph die offizielle Darstellung schon veröffentlicht, ein halbes Duzend anderer Gefechte, vielleicht eine Schlacht hat das erstere vergessen gemacht. Dazu kommt die Nothwendigkeit der Vorsicht, die Beobachtung des Taktes. Man darf sich nicht allzu sehr begeistern für den Heldenmuth der Einzelnen, dessen Zeuge man gewesen; es wird ja so viel anderes Großes geleistet, was man nicht gesehen, dem erst der offizielle Bericht das gebührende Maß der Anerkennung zuzumessen sich vorbehält. —

Ich erwähne des Obigen nur beipielsweise. Die ganze Thätigkeit des Kriegsberichterstatters für ein Weltblatt ist ein Ciertanz auf Rück- und Vorsichten, und bei allen den Gefahren, die man freiwillig theilt, bei all' den Strapazen ein pekuniär keineswegs dankbarer.

Doch das nur nebenbei. Ich, der ich die Franzosen bereits in zwei großen Feldzügen von Sieg zu Sieg schreiten gesehen, war auf ein furchtbares Blutbad vorbereitet, aber voll Vertrauen auf unsere Kraft, als ich die sympathischen, ja begeisterten Kundgebungen der übrigen deutschen Staaten sah; ich telegraphirte nach Wien meine Bedenken hinsichtlich der Haltung des Herrn von Beust dem Kriege gegenüber, und zwei Tage darauf klebte man mir um die späte Nachmittagsstunde einen Zettel an die Mauer des Hotels neben mein Fenster, der die wenigen, aber verhängnißschweren Worte enthielt: „Frankreich hat Preußen den Krieg erklärt.“

Wir standen also vor einer Thatjache, deren Tragweite die unmittelbar nächste Zukunft in grauenhaftem Däster barg. Hestig bewegt schaute ich hinüber zum Palais des Königs. Tausende sammelten sich eben vor demselben; aber kein Laut der Selbstüberhebung, der Brutalität ward vernommen; Allen saß das Herz an der Kehle, das klang aus dem Hurrah, das endlich Einer anstimmte und tausendfältiges Echo fand, denn während man eben jetzt in Paris auf den Boulevards «à

Berlin!» schrie, war sich hier Jeder des hohen Ernstes dieser Stunde, der Pflicht bewußt, zu der ihn das Vaterland rief, und ging dann schweigend nach Hause, um mit schwer pochender Brust Weib und Kind zu umarmen, von deren Seite schon der nächste Tag ihn rufen sollte. Es war eben das Volk, der Vater, der Sohn in Waffen, die Mutter, die Kinder in Angst und Thränen. Aber was unabwendbar, es mußte getragen werden.

Während ich erschüttert noch am offenen Fenster stand, trug mir mein Burtsche schon den Mantelsack herein. Auch er vermochte kaum ein Wort zu sprechen. „Ich will heut Abend schon zu meinem Regiment!“ brachte er endlich hervor. „Aber“ — dabei leuchteten ihm plötzlich die Augen auf — „wenn's denn sein muß, in Gottes Namen!“

Die Stimmung des Volkes an diesem Abend zu beschreiben, wäre unmöglich. Es lag ein schwerer Druck auf allen Gemüthern. Kein Laut des Uebermuths, eines prahlerischen Siegesvertrauens in den Straßen; selbst die Berliner Gassenjugend begriff den Ernst der Lage.

Wir trafen uns am Abend an unsrem Sammelplatz bei Lutter und Wegner. Auf Aller Mienen lag eine gewisse Feierlichkeit, die Erkenntniß und Würdigung der bevorstehenden blutigen Aufgabe; man war ja längst auf das Geschehene vorbereitet, hatte aber nicht erwartet, daß es so schnell hereinbrechen werde. Stadtgerichtsrath W., einer der größten Gourmets, rief endlich, als die Sache genugsam besprochen: „Meine Herren, da an Schlafengehen doch vorläufig nicht zu denken, lade ich Sie zu einem Glase Wein bei mir ein! Ich erwarte Sie um zehn Uhr!“

Wir kamen natürlich, denn sein Weinkeller war einer der auserlesensten. In den Straßen fanden wir dieselbe ruhige, bewußte Stimmung; sie waren sogar auffallend leer, denn was nicht in den Wirthshäusern saß, die heute natürlich überfüllt, das hatte mit sich und den Seinen daheim zu thun. Und wir

trennten uns denn auch im Morgenrauen erst, als W. uns erklärt, seine besten Marken gingen zur Reige.

Wenige Stunden später saß ich im Coupé, um in Wiesbaden meiner Braut Adieu zu sagen. Dort fand ich im Bahnhof schon ganze Berge von Reisekoffern, die befördert sein wollten, denn ein *sauve qui peut* war sofort nach Bekanntwerden der Kriegserklärung unter den Kurgästen ausgebrochen, die den Feind schon vor Mainz glaubten. Siebzehnhundert Gepäckstücke, hieß es, verlangten an einem Tage ihre Beförderung. Am nächsten Tage war ich in Coblenz bei General von Goeben, dem Kommandeur des 8. Armeekorps, um mir meine Legitimation zu holen.

Zu Tausenden strömten sie hier bereits zusammen auf des Königs Ruf. Auf der Rhein-Nahe-Bahn brannten die Pechfackeln die Nacht hindurch, in der mich ein schwer belasteter Zug zur Grenze trug, und auch hier sammelten sie sich aller Orten zu den Fahnen. Tausendstimmig schallte die „Wacht am Rhein“ durch die Nacht, tiefe Stille aber herrschte in Saarbrücken, als ich im Morgendunkel von dem schloßartig daliegenden Bahnhof in die Stadt schritt.

Die Gerüchte waren natürlich den Ereignissen voran geeilt; Saarlouis, so hieß es unterwegs, sollte durch eine Ueberrumpfung schon genommen, Saarbrücken bereits in den Händen der Franzosen sein. Ich selbst hätte mir in diesem Morgendüster nicht sagen können, in wessen Händen diese Stadt, denn kein lebendes Wesen begegnete mir. Auf das Hotel Hagen zuschreitend, sah ich vor demselben ein Strohlager, zweifellos einen Posten; aber war's Freund oder Feind? Zu meiner Beruhigung erkannte ich im Halbdunkel die preußische Uniform, einen Unteroffizier des 40. Regiments, der am Pfosten des Thorweges lehnte, während die Schildwache zur Seite träge hin und her

schritt. Auf meine Frage, wie es hier stehe, sagte er mir, es sei noch nichts weiter vorgefallen, als daß draußen von der Feldwache ein französischer Chasseur vom Sattel geschossen worden; indeß sei gestern Abend die Meldung gebracht worden, die Stadt solle in dieser Nacht überfallen werden.

Diese Nacht war nun schon vorüber; das erste Morgenrauen erhellte den Himmel. Ich warf mich in meinem Zimmer auf ein Sopha, um den Tag zu erwarten. Um sechs Uhr begab ich mich durch die Stadt nach dem hoch gelegenen Exercierplatz, wo die feindlichen Feldwachen einander gegenüber liegen sollten. Die Vierziger, von denen nur das 2. Bataillon in der Stadt, lagerten im Stroh auf dem Platz, die Bevölkerung hatte sich auf dem Abhange gesammelt, um auf die feindlichen Posten hinab zu blicken. Der Lieutenant von der Feldwache erzählte mir, es sei bis jetzt nur Nachricht gekommen, der Feind sei von Sierck mit 1500 Mann bei Perl über die Grenze hereingebrochen, aber von unseren Husaren zurückgejagt worden. Die Garnison von Trier hatte daraufhin schon Ordre zum Abmarsch erhalten.

Um mich sofort an der Grenze zu orientiren, saß ich um 8 Uhr bereits in einem nach Trier abgelassenen Militärzuge, dem letzten, wie man glaubte. Auch auf diesem Wege fand ich noch Alles still; nur an einzelnen Punkten, an welchen die Bahn die französische Grenze streift, schossen die französischen Feldwachen in unsre Coupé's. In Trier, meiner Vaterstadt, am Abend eintreffend, suchte ich den Kommandirenden, den General von Barnekow, mit dem ich 1866 in Waldenburg das komische Rencontre gehabt. Die Garnison stand marschbereit, die Bevölkerung war in banger Erregung, die Stadt aber war so finster, daß ich, nachdem ich im rothen Hause mit den Offizieren verschiedene „Miseräbelchen“ getrunken, die breite Simeon-Straße nicht erkannte, als der Adjutant Lieutenant Gisevius so freundlich war, mich zu seinem Vater, einem höheren Justizbeamten zu

führen, wo ich auch Nachricht erwarten sollte, ob in der Nacht noch ein Militärzug nach Saarbrücken zurück abgelassen werde.

Der alte Herr und seine Gattin empfingen mich sehr liebenswürdig in ihrer Wohnung, in der alles Transportable zur eventuellen Abreise gepackt war. „Sie erkennen nicht, wo Sie sich befinden?“ fragte er, als er mich durch die Räume führte. — „In der Behausung eines gastfreundlichen Ehepaars!“ erwiderte ich. — „Das wollte ich nicht hören,“ meinte er, „Ihnen vielmehr nur sagen, daß in diesem Zimmer da Ihre Wiege gestanden, wie mir der Hauswirth, unser alter Herr G. erzählt, der sich übrigens vor den Franzosen heute schon davon gemacht.“ Jetzt erst erfuhr ich den Namen der Straße, und wie ich da stand in dem von einem Kerzenlicht nur matt erhellen Raum, in welchem Kisten und Kasten gepackt waren, dämmerte allerdings in mir eine melancholische Erinnerung. Ich sah mich hier noch auf den Knien der Kameraden meines Vaters oder auf ihren Säbeln reiten, sah mich, den alten treuen Bärwald zur Seite, mit meinem Ziegenbocksgefährt in der Straße kutschiren. — — Aber hier blieb keine Zeit zur Melancholie; beunruhigende Meldungen hatten die eilige Ablassung des Militärzuges nothwendig gemacht; ich konnte nur noch dem freundlichen, würdigen Ehepaar dankend die Hand drücken und in der Straße der in tiefem Dunkel liegenden Porta nigra einen Gruß winken, in deren Schatten ich als Kind gespielt, denn jede feindliche Demonstration über die Grenze hinaus würde mich vom Schauplatz der Thatfachen abgeschnitten, auf den unbequemen Weg durch die Eifel verwiesen haben.

Nach Saarbrücken zurückgekehrt, fand ich alte Freunde in den Offizieren des 7. rhein. Ulanen-Regiments, mit denen ich in Böhmen manchen schweren Tag verlebt. Sie lagen hier nur in zwei Schwadronen zur Unterstützung des Infanterie-Bataillons unter Befehl ihres Majors von Pestel, des Vorposten-Kommandeurs, der selbstverständlich nicht die Aufgabe hatte, einen so

unmittelbar an der Grenze gelegenen Platz zu halten, während unsre Armee erst in der Mobilmachung begriffen und die Reservisten noch umher liefen, um ihre Regimenter zu suchen.

Auf Einladung des Majors von Pestel bezog ich das Hotel zur Post, in welchem er sein Hauptquartier aufgeschlagen, den Sammelplatz namentlich der Ulanen-Offiziere während dieser unruhigen Tage. Unwillkürlich erinnerte ich mich in ihrer Gesellschaft eines Momentes aus der Schlacht von Königgrätz. Ehe ich mich nämlich am Nachmittage der Attaque auf Probus angeschlossen, hielt ich an der Seite des General von Below. Dieser sammelte, die Ordre zum Einhauen erwartend, seine Offiziere um sich, ertheilte ihnen seine Befehle und wandte sich dann an mich: „Sie bleiben an meiner Seite!“ — „Aber Excellenz,“ rief ich, „Ihre schweren Reiter würden mich ja wie einen Floh erdrücken!“ — „Gut! Dann zwei Mann an die Seite dieses Herrn!“ befahl er. Während ich aber diese Bedeckung ablehnte, schlug eine Granate dicht bei uns ein und der General und seine Offiziere flogen aus einander. Am andern Morgen gab er den Offizieren einen Verweis, weil, wenn ich mich recht entsinne, die zur Attaque vorgegangenen Reiter durch einen Granathagel aus einander gesprengt worden. „Excellenz,“ sagte ich halblaut, als er sich ausgebrummt, „denken Sie noch an die eine Granate, die Ihnen gestern in die Rede fiel?“ — „Na ja,“ meinte er, der in seinem Wesen so Manches von seinem Schwager, dem seligen Wrangel, hatte, „von Pappe war die auch nicht!“ . . .

Inzwischen ging's vor Saarbrücken recht lebhaft zu. Die kleine Truppe lag hier ohne Gepäck; ein zweites Bataillon der Vierziger stand weiter zurück, zu ihrer Aufnahme bereit. Täglich geriethen die Feldwachen an einander; es war eine Lust, bei ihnen da draußen zu liegen, mit den Ulanen Nachts den Weg nach Gerzweiler zu patrouilliren oder mit dem Kommandeur einen Reconnoisirungszritt zu den Bedekten zu machen, deren Fähnlein so lustig auf den waldigen Höhen flatterten. Die kleinen

Ereignisse bei den Feldwachen, von denen am Abend die Rede, hatten noch ihre große Bedeutung in diesem Vorspiel, und interessant war es, bei der Feldwache auf dem hohen Exerzierplatz zu liegen und unter sich nach Stiering und Forbach zu die französischen chasseurs à cheval an der Grenze hin und her reiten zu sehen, während vor ihnen ihre Kameraden die Kartoffeln aus den Feldern der Bürger stahlen. Den interessantesten Punkt aber bildete das Dorf Brebach, rechts der nach Forbach führenden, von uns hinter Gündingen abgebrochenen Bahn. Auf der Höhe über dem Dorfe lag unsere Feldwache, drüben jenseits des Terrain-Einschnittes lag die bairische und unten rechts der Saar am Waldestrande die französische. Tiefe Stille herrschte natürlich zwischen diesen feindlichen Nachbarn, bis plötzlich einer von ihnen sich durch eine Schleichpatrouille beunruhigt fühlte; piff, paff! hallte es dann durch Thal und Wald und bei dieser Gelegenheit erlah man denn schnell die schwache Seite unsrer Gegner: während die Unsrigen das Gewehr ruhig an die Backe legten, knallten die Franzosen blind in die Luft hinein, ohne Zweck und Ziel. Das Chassepot mochte allerdings unsrer Zündnadel überlegen sein, — darüber war man sich bald im Klaren, — aber es war, hier wenigstens, in schlechten Händen.

„Wenn die Andren ebenso sind, werden wir mit ihnen fertig!“ hieß es bei unsren Leuten; und sie sangen den Nachbarn das schnell so berühmt gewordene Lied vor:

„Was kraucht dort in dem Busch herum?
Ich glaub', das ist Napolium.“

Der Füsilier Rutschke vom 40. Regiment hier sollte das Lied verfaßt haben, aber Niemand kannte den Dichter im Bataillon; selbst die Post fand ihn nicht auf, als ihm eine lustige Gesellschaft in Hirschberg fünf Thaler Ehrenhonorar einsandte. Erst später stellte sich heraus, daß das Lied von einem Geistlichen, ich glaube in Mecklenburg, herrühre.

Eine interessante Persönlichkeit hatte sich in der des englischen Kapitän Seaton vom 102. Regiment eingefunden. Er hatte in Indien gedient, haßte die Franzosen und sandte ihnen ein « Goddam » nach dem andren hinüber, wenn er bei der Feldwache saß. Leider verließ er uns bald, um seine Frau nach England zu bringen und dann wieder zu kehren.

Inzwischen ward es uns selber immer unbegreiflicher, daß man drüben keine Anstalten machte, uns aus Saarbrücken hinaus zu werfen; ebenso beunruhigend aber ward es uns auch, daß man uns so „mutterseelenallein“ ließ. Keiner der wenigen Reisenden, Angehörigen der Stadt, die aus Deutschland kamen, wollten von unsren Truppen gesehen haben. Ich setzte mich also eines Morgens in meinen Wagen und fuhr die Pfälzergrenze entlang, um den Vorposten unsrer bairischen Kameraden einen Besuch zu machen. Mein Weg ging über Zweibrücken zunächst nach Pirmasens, von da nach Bergzabern, der französischen Festung Weißenburg gegenüber. Wohin ich kam, ward ich mit Fragen bestürmt; die Vorpostenlinie war so dünn und unbedeutend; man wartete auch hier vergebens. So beschloß ich denn, den Truppen, die doch endlich kommen mußten, entgegen zu fahren, und traf zunächst vor Landau auch auf den Hauptmann Kühne (den Romanschriftsteller Joh. von Dewall), der mir mit einer nassauischen Batterie entgegen kam. „Zum Teufel,“ rief ich, „Sie schreiben wohl Novellen unterwegs? Alles wartet mit Schmerzen auf Euch!“ Es war eben die Spitze der auf Weißenburg vorrückenden Truppen des Kronprinzen.

In Neustadt a. d. H. empfing man mich mit der Nachricht, Saarbrücken werde von den Franzosen mit Granaten beschossen und stehe in hellen Flammen. Eine offene Stadt mit Granaten! Ich ließ also Pferd und Wagen im Stich, warf mich in den Eisenbahnzug und erreichte Saarbrücken wieder. Aber nichts brannte hier. Die Franzosen hatten nur eben einige Granaten auf unsren Exercierplatz geworfen, weil ja möglicherweise die Stadt eine

Festung sein konnte. — Diese Frage hatte nämlich ein französischer Offizier an den Förster von S. Arnual gerichtet. Inzwischen aber war wenigstens die Reserve des 2. Bataillons der Bierziger eingetroffen, so daß man eine Stärke von etwa 1000 Mann erreicht hatte.

Die nächtlichen Erdarbeiten unsrer Nachbarn verriethen uns jetzt, wie thätig sie an ihren Schanzwerken. Unbegreiflich war's uns, daß sie sich an der Grenze einzuschneiden, ihren linken Flügel zu decken suchten, also schon hier einen harten Strauß erwarteten; unbegreiflich, da sie es mit der Kriegserklärung so eilig gehabt! Auch das dumpfe Rollen, das wir Nachts, namentlich bei den Feldwachen in westlicher Richtung vernahmen, überzeugte uns, daß der feindlichen Truppen sich immer mehr in großen Bahnzügen heran bewegten und wir mit unsrer Handvoll Leute ihnen gegenüber uns schämen mußten. Moltke hatte, die Unmöglichkeit eines so schnellen Aufmarsches einsehend, wie ihn das zu erwartende rasche Vordringen des Feindes erforderte, die ganze Grenze bis tief ins Nahethal preisgegeben und wir waren hier in den Augen des Feindes nichts als eine Schachtel voll Zinnsoldaten, denn er wußte jedenfalls, daß nichts hinter uns.

Um ihm mehr zu imponiren, wurde also eines Morgens, als wir auf dem Ludwigzplatz vor der Alarm-Kaserne saßen und den schon gewohnten sauren Wein tranken, eine kleine Komödie verabredet. Es sollten den Franzosen einige andere Truppengattungen vorgestellt werden, um sie an eine Verstärkung der Garnison glauben zu machen. Zu diesem Zweck wurden denn mehrere Mannen in der Kaserne in weiße Stalljacken gekleidet, von der städtischen Feuerwehr wurden deren Messinghelme requirirt und ihnen aufgesetzt, so daß sie für Kürassiere gelten konnten; andere wurden in dunkelblaue Infanterie-Wasserröcke gesteckt, die Pickelhaube wurde ihnen aufgesetzt, so daß man sie für Dragoner halten konnte, und so wurden sie denn den Franzosen präsentirt. Am Abend aber war der Kommandeur

sehr ungehalten; dieser Spaß hatte unsre Feldwachen, die nicht benachrichtigt worden, veranlaßt, auf ihre eigenen Kameraden Feuer zu geben, glücklicherweise ohne ihnen Schaden zu thun. —

Die Tage verstrichen jetzt unter lebhaften Recognoscirungen; man führte eben den kleinen Krieg. Da traf plötzlich die Ordre ein, Saarbrücken ganz aufzugeben und rückwärts Stellung zu nehmen. Große Unzufriedenheit; es war ja eben erst die Kunde gekommen, es sei Succurs im Anrücken. Major von Pestel telegraphirte, er halte es für eine Ehrensache, seinen Posten bis zum Aeußersten zu behaupten, und wirklich, als das Bataillon morgens 8 Uhr schon marschfertig stand, traf Contre-Ordre ein und für Pestel gleichzeitig die Ernennung zum Oberstlieutenant. Großer Jubel der Truppe und der Bevölkerung.

Danach erschien auch der Brigade-General von Gneisenau mit einigen Artillerie-Offizieren und mehreren Geschützen, und auch diese wurden freudig begrüßt. Man sah darin ein Zeichen, daß der Posten nachdrücklich verstärkt, Saarbrücken dennoch ein- weilen noch nicht aufgegeben werden sollte. Unsere Truppen sollten ja auch schon in vollem Anmarsch zur Saar und der Pfalz sein. Als ich an der Seite des Kommandeurs den General den Winterberg hinauf begleitete, wo er ein Emplacement für die Geschütze suchte, ward er mit einem Hagel von Chassépottkugeln empfangen, und gut war's, daß der Gedanke aufgegeben ward, denn die Geschütze wären schon nach wenigen Stunden in den Händen des Feindes gewesen. Am nächsten Morgen sandte der General die Batterie in die Stadt zurück und ritt mit dem Oberstlieutenant v. Pestel nach Brebach. Der letztere hatte bereits am Abend des 31. Juli von Goeben die Mittheilung erhalten, es seien zwei Bataillone des 40. Regiments bestimmt zu seiner Aufnahme, falls er angegriffen werde; er solle die Stadt, eine offene, indeß nicht zu halten suchen, um ihr die Leiden einer Beschießung zu ersparen.

Daß es mit unfrem lustigen Vorspiel zu Ende gehe, darauf deutete Alles. Im französischen Lager von Saargemünd war es

in den letzten Nächten sehr lebhaft gewesen. Deutlich hatten wir das Brückenschlagen, das Vive l'Empereur-Schreien vernommen. Napoleon war also in Forbach bei den Truppen eingetroffen, und mit ihm Lulu, der junge Prinz, so ward uns am Morgen erzählt. Der Tanz sollte losgehen; man mochte endlich, sechzehn Tage nach der Kriegserklärung, zum Angriff fertig sein. Wir schrieben den 2. August; am 15. war der Napoleonstag, es blieben also noch gerade vierzehn Tage — genügend, um zur Feier desselben in Berlin einzuziehen; genügend auch für die Kaiserin und alle die Kisten und Kästen mit Toilette, die bei der ersten Siegesnachricht in einem großen Train nach Deutschland abgehen sollten.

General von Gneisenau und der Vorpostenkommandeur hatten sich also an diesem Morgen, dem des 2. August, hinüber nach Brebach begeben; ich setzte mich auf dem Exercierplatz bei der Feldwache auf den Beobachtungsposten, den Rohrstuhl vor dem Gehöft, und lugte mit dem Opernglas auf die Forbacher Chaussee hinab. Dichter Staub wirbelte über derselben. Ich machte den Lieutenant der Feldwache von der Verwardt darauf aufmerksam. „Die Ablösung!“ meinte er unbesorgt. Die Sonne brannte unerträglich heiß, ich kehrte also durch den steilen Hohlweg in die Stadt zurück.

Raum eine halbe Stunde aber hatte ich, mit den Offizieren plaudernd, vor dem Marm-Hause auf dem Ludwigplatz unter den Platanen vor dem Casino geessen, als um etwa 9 $\frac{1}{2}$ Uhr zwei Reiter ventre à terre die Straße herab auf uns zu sprengten. Der erste, ein Husar von General Gneisenau's Begleitung, fragte nach dem Kommandeur; der Andre, ein Ulan, machte athemlos dem Rittmeister von Lesort die Meldung, der Feind greife in Brigaden an.

Im Kasernenhof schwang sich Alles in die Sättel, die ganze Stadt gerieth in Bestürzung, die Läden wurden geschlossen. Ich eilte hinüber in mein Hotel, gab meinem Burschen die

Ordre, den Wagen mit dem Gepäck bereit zu halten, und wenn ich nicht in einer halben Stunde zurück, über die alte Brücke nach der Vorstadt St. Johann zu fahren, die unfehlbar verbarrikadirt werde. Danach eilte ich zum Winterberg hinauf. Flichende Arbeiter winkten mir von oben umzukehren, und kaum hatte ich die Höhe erreicht, als ein Hagel von Chassepotkugeln dieselbe schon bestrich und die Granaten über den Platz dahin schwirrten. Die Feldwache hatte den Kampf schon aufgenommen, aber was waren zwanzig Mann gegen diese Masse, die zum Angriff bereit in der Waldung versteckt gelegen haben mußte! Auch Rittmeister von Lesfort ritt mit seiner Schwadron bereits den Hohlweg hinauf, aber auch er machte Kehrt, um nicht seine Leute ins Verderben zu führen. Zudem war er ohne Befehl, denn die Ordonnanzen hatten weder den Kommandeur noch den General gefunden. Da man den Feind täglich erwartete und sich zum Abmarsch bereit hielt, hatte man wenig beachtet, was dieser während der Nacht und am hellen Morgen vorbereitet; der Angriff war indeß kein überraschender.

Inzwischen zog sich die Feldwache, die ohne Befehl geblieben, in Front und Flanke beschossen, zurück bis an den Hohlweg; hier kam ihr als Verstärkung ein Zug, der sie, mit dem andringenden Feinde kämpfend, aufnahm und in die Stadt zurück führte, als die erste feindliche Kolonne, vom Spicherer Berg herabkommend, die Höhen gewonnen. Unsere vier Geschütze hatten indeß mit den drei Kompagnien, die nur in den Kampf kamen, ein wirksames Feuer gegen einige dreißig vom Exerzierplatz feuernde Kanonen und namentlich gegen die Mitrailleusen begonnen, die über uns auf der Höhe einen Lärm wie das Herablassen einer Ankerkette machten, und unter ihrem Schuß geschah denn nach tapferer Gegenwehr der Rückzug mit einem Verlust von zwei Offizieren und sechzig Mann etwa um 2 Uhr in der Richtung nach Lebach. Oberstlieutenant von Pestel hatte mir bereits vom Sattel die Hand zum Abschied gereicht und war mit

seinen beiden Schwadronen abgezogen, um diese nicht nutzlos den feindlichen Schrapnellß auszusetzen.

Als die Unsrigen die Stadt geräumt, war's Todesstille in derselben. In St. Johann wußte Niemand: waren die Franzosen eingezogen? Nach einem Imbiß, den man mir dort so gastlich in der Volker Mühle gereicht, jenem hübschen Plätzchen, das der letzte Ludwig von Nassau-Saarbrücken einem Bexhinger Bauernmädcl schenkte und das danach die Gänsegretel-Mühle heißt, begab ich mich also über die verbarricadirte Brücke in die Stadt zurück. Die auf dem Abhang liegenden Tirailleurs bestrichen die erstere mit ihren Chassepots; die feindlichen Geschütze standen noch drohend da oben. — Ich hatte während dieser vierzehn Tage ein warmes Interesse für diese Grenzstadt gefaßt, die ein so unerschrockenes deutsches Herz gezeigt, und wollte ihr Adieu sagen.

Nichts regte sich in der Straße; alle Thüren waren geschlossen, einzelne Dächer waren stark von den Granaten beschädigt. Da öffnete sich ein Fenster, eine Hand winkte mir; auch eine Hausthür öffnete sich. Man führte mich die Treppe hinauf und zeigte mir die Verwüstung durch ein Wurfgeschöß. Auf meine Frage, ob der Feind in der Stadt, hieß es, einige Offiziere seien allerdings auf dem Ludwigsplaz gesehen worden, hätten sich jedoch nicht aufgehalten, nur mit Requisitionen für den General Frossard beschäftigt. Napoleon hatte selbst, so bestätigte man mir, von der Höhe aus mit Lulu, seinem Sohn an der Hand, bei einer Mitrailleusen-Batterie dem Kampf zugegesehen und war um Mittag nach Forbach zurückgefahren. Der Feind traute sich offenbar nicht in die Stadt, weil er gehört, dieselbe, unterminirt wie das ganze Kohlenbeken hier, solle in die Luft gesprengt werden.

Abends 7 Uhr erst verließ auch ich St. Johann auf der Rückzugsklinie nach Dudweiler, erreichte das Dorf Quirschheidt in der Nacht und am nächsten Mittag befand ich mich in Lebach

inmitten eines unabsehbaren Truppenlagers. Die Unrigen waren also heran; aber in welchem Wirrwarr hatte sich Alles herbeigewälzt; es bedurfte ganzer Tage, um diese Massen zu ordnen!

General von Goeben empfing mich um Mitternacht in Lebach, wo er eben mit Steinmeyer, dem Kommandeur der I. Armee, konferirte. Es galt nach all den zunächst nothwendigen Stauungen und Schiebungen den Anschluß mit der Armee Friedrich Karls zu gewinnen. Goeben beunruhigte der Gedanke, daß der Feind die kleine Affaire in Saarbrücken zu einem großen Siege aufbauen und dadurch in Deutschland, wenn auch nicht Entmuthigung, doch Besorgniß erregen könne. Ihm war's deshalb hochwillkommen, daß ich noch in der Nacht eine Schilderung des Hergangs für die kölnische Zeitung geschrieben; er bat mich aber ausdrücklich, derselben die Ueberschrift: Räumung von Saarbrücken zu geben, und wollte dieselbe durch den Telegraphen befördern. Aber in Lebach gab's weder einen solchen noch war schon eine Feldpost zur Hand, und so blieb nichts übrig, als einen gedrängten Auszug davon zu machen und Artikel und Telegramm durch Staffette nach Saarlouis zu schicken.

Ganz zerschlagen warf ich mich danach auf's Stroh. Goeben ritt wieder zu Steinmeyer und kehrte erst am Morgen zurück. Der Rest der Nacht war ein unruhiger: die Kanonen rasselten durch das Dorf, die Hörner riefen schon früh zum Abmarsch; das Hauptquartier seinerseits ging nach Ottweiler; es galt also wiederum einen sechsstündigen Marsch. Kaum auf den Beinen, ward ich durch eine Ordonnanz wieder zu Goeben hinüber gerufen.

„Ich bin da in einer unangenehmen Lage“, empfing er mich. „Eben brachte man mir einen Franzosen, den unsre Leute in Saarbrücken abgefaßt und mitgeschleppt. Er nennt sich Jeanmerot, einen früheren Offizier, und erklärt, er sei der Korrespondent

der Pariser Zeitung «Le Temps», als welcher er sich erst auszuweisen hat. Wie soll ich ihn behandeln?"

„Exzellenz,“ antwortete ich lachend, „etwa so, wie ich es von den Franzosen erwarten würde, wenn sie mich kriegten!“

„Gut, so bitte ich Sie, ihn aufzusuchen; er ist drüben; es steht ein Posten vor der Thür. Ist er ausreichend legitimirt, so werde ich ihm ein Frühstück vorsehen lassen, so gut es zu haben ist, und ihn dann über unsre Vorposten hinaus führen lassen.“

Ich fand in dem Gefangenen einen Mann der besten Formen und willkommen war es mir, dem mir befreundeten Chef-Redacteur des «Temps», Reffzer, einen Dienst leisten zu können. Seannerot erzählte mir, er habe sich in Saarbrücken zu weit vorgewagt, da er die Unsrigen schon auf dem Rückzug geglaubt, und sei von einem Lieutenant vor St. Johann abgefaßt worden. Ich frühstückte mit ihm, danach bat er, dem General seinen Dank ausdrücken zu können, und verabschiedete sich. Seannerot sprach sich danach in seiner Zeitung in höchst anerkennender Weise über die Artigkeit Goebens aus. Leider folgten die Franzosen ihrerseits dem Beispiel desselben nicht und internirten die gefangenen Korrespondenten in Pau. Originell war's übrigens, daß Seannerot im Laufe des Krieges, als Goeben im Norden Frankreichs kommandirte, diesem als Führer einer Truppenabtheilung gegenüber stand.

Unser Aufmarsch vollendete sich inzwischen; die Armee Friedrich Karls stieß auf die unsrige unter Steinmeyer, alle Wege waren mit Kolonnen bedeckt. Jubel erregte es, als die Nachricht kam, der Kronprinz habe am 4. schon einen glänzenden Sieg bei Weißenburg erkämpft. Und da kam denn auch am 6. schon die Meldung, die Spitze unsrer Armee und der des Prinzen sei auf dem Grenzierplatz von Saarbrücken mit den Franzosen bereits engagirt. Während die Regimenter zum Eilmarsch vorgebeordert wurden, sahen wir um Mittag auf der Höhe von Holz aus die weißen Wölkchen taubenartig über dem Spicherer Berge

aufsteigen. Hals über Kopf ging's nach Saarbrücken zurück, und das Gefecht war in vollem Gange als ich um $\frac{1}{2}$ 2 Uhr das Schlachtfeld erreichte.

Der Hergang war folgender gewesen: Die 69er hatten nach Räumung der Stadt, in der die Franzosen vorsichtig nur fourragirt, jedoch der Art, daß General Frossard nur General Freßjac genannt wurde, wieder Fühlung am Feinde genommen und sich in St. Johann festgesetzt. Moltke hatte die Stadt ihrem Schicksal überlassen müssen, so lange nicht auch vor der Mündung des Nahethals unser Aufmarsch vollendet; dieser aber war jetzt so massenhaft geschehen, daß die Spitzen der ersten und zweiten Armee in dünnen Fäden sich vorschoben, den Exercierplatz erreichten und diesen unbesezt fanden, plötzlich aber von einer sich vor ihnen aus der Waldung aufrollenden feindlichen Macht angegriffen wurden. Sie nahmen das Gefecht auf; nur ganz allmählich und bataillonsweise aber vermochten die während des Ordens des Aufmarschs und eines sechsständigen Marsches ermüdeten übrigen Truppen zu Hülfe zu eilen, und da galt es dann, um dem Feinde beizukommen, die Erstürmung formidabler Positionen, des steilen Abhanges des dem Winterberge gegenüber gelegenen Spicherer Berges — eine der schwersten Aufgaben, die sonst wohl überlegter Dispositionen bedurft hätte. Der Feind hatte seine Batterien auf diesem Abhang etablirt und warf seine Geschosse in die anfangs nur wenigen Bataillone.

Als ich auf dem Schlachtplatz eintraf, waren die Abhänge des Spicherer Berges von unsren Braven bereits erstürmt, der Feind war auf der waldigen Höhe schon zurückgeworfen und auf dieser tobte ein mörderischer Kampf. Das Gewehrfeuer knatterte ohne Unterbrechung, die dunkeln Linien der kämpfenden Bataillone hoben sich plastisch von dem Grau des Berges. Unten zur Rechten im Thal, auf der Wiese bei der goldnen Bremm und der Waldesecke, auf der Forbacher Chaussee, spieen die Batterien des Feindes Verderben, während erst gegen drei Uhr

den Unsrigen zwei Batterien des 8. Corps zu Hülfe kamen, von deren Aufstellung aus ich dem Verlaufe des Kampfes zuschaute.

Der Pulverdampf (das Wort, wie ich es in der Erinnerung an diesen und andere schwere Tage hier schreibe, erregt in mir eine Vorstellung von der grauenhaften Uebersichtlichkeit des Schlachtgemenges der Zukunft, wenn dieser Schleier es nicht mehr decken wird) verwischte mir oft in unmittelbarer Nähe die Formen der feindlichen Bataillone, das Hin- und Hertwogen der Gefechtslinien, denn das Kleingewehrfeuer hüllte sie in Wolken. Keine Pause im Gefecht; heftiger und immer wilder tobte die Schlacht; die Füße der Kämpfenden zertraten die zwischen und vor ihnen hinsinkenden Verwundeten, wenn das Gefecht stand. Unsrer Kavallerie hatte bereits einige wirksame Chargen gemacht. Gegenüber auf dem abschüssigen Plateau pflanzten sich jetzt neue feindliche Batterien auf. Von unten herauf wirkten einige unsrer Geschütze. Indeß waren unsre Truppen denen des Feindes bei Weitem an Stärke unterlegen, der nach ungefährer Berechnung wohl an 30,000 Mann schon in den Kampf gebracht und uns immer neue Mannschaft entgegen warf. Einmal schon hatten die Unsrern ihn zurückgedrängt und wieder brach er mit frischen Kräften vor.

Da kamen über den Winterberg auch unsre Verstärkungen heran. Im Lauffschritt eilten sie, die schon stundenlangen Marsch zurückgelegt, über den Winterberg in das Thal hinab, erkletterten die Spicherer Abhänge gegenüber und warfen sich in den Kampf. So spät waren sie gekommen; sechs Stunden fast hatten die Kameraden mit der Uebermacht gerungen! Aber auch einige neue Batterien kamen ihnen von unten zu Hülfe und gegen sieben Uhr war dann endlich der Feind auf der Höhe zurückgeworfen. Aber nur momentan, denn wieder führte er neue Truppen ins Gefecht, und dieses stand, so viel ich sehen konnte, wohl eine halbe Stunde; dann aber gegen acht Uhr wich er über die Höhe zurück. Mehrere am Fuße des Berges aufgestellte

Reserven, Infanterie, Kavallerie und Artillerie, ihm nach, um den nöthigen Druck zu üben, und geschlagen räumte er gegen Forbach zu das Schlachtfeld.

Inzwischen hatte auch unser rechter Flügel auf der Chaussee ein blutiges Gefecht. Unsere Bataillone waren unter dem heftigsten Feuer bereits bis Stiering vorgedrungen, wurden aber wieder zurückgedrängt und erst gegen Abend gelang es auch ihnen, den Feind in den Grenzpfort Stiering hinein zu werfen. Auch der Versuch desselben, mit starken Artillerie-Massen unser Centrum zu durchbrechen, war mißlungen; dieselben wurden von den Unserigen zum Rückzug gezwungen, den der Feind durch eine furchtbare Kanonade zu decken suchte.

Als der Abend herabjank, war eine der denkwürdigsten Schlachten zu unsern Gunsten entschieden. Unsere Truppen lagerten sich erschöpft auf dem Plage, den sie bei Beendigung des Kampfes inne gehabt, um am Morgen eines neuen Angriffs gewärtig zu sein. Der Feind kampirte auf den Höhen zwischen Forbach und Kehrbach. Unser Verlust war bedeutend, namentlich an Offizieren. Rührend und erhebend war es zu sehen, mit welcher Aufopferung die Saarbrückener Bevölkerung schon während des Kampfes bemüht, den Verwundeten Hülfe und Erfrischung zuzuführen. Ganze Wagen voll Frauen und Mädchen fuhren auf das Schlachtfeld, unbesorgt um die einschlagenden Kugeln, um Verbandzeug, Wasser, Brot und Nahrungsmittel zu bringen; ich selbst sah zwei Mädchen unter den Krankenträgern, die einen schwer verwundeten Offizier auf den Armen aus dem Kampfe trugen, ihn mit ihren Tüchern verbanden und ihn dann erst zum Verbandplatz schafften.

Wer in diesem heißen, durchaus improvisirten Treffen eigentlich das Kommando geführt, darüber war man auf dem Schlachtfelde ganz im Unklaren. Keiner der Generale, darüber waren die Offiziere einig, würde die Verantwortlichkeit dafür übernommen haben, wäre es schief gegangen; man sprach indeß

damals schon davon, daß es Steinmeyer gewesen, der nach seiner Gewohnheit der erste habe sein wollen und den Vormarsch befohlen. Als ich, von der Spicherer Höhe kommend, um 10 Uhr Abends das Hotel zur Post betrat, fand ich die Generale v. Steinmeyer, v. Zastrow und v. Kamecke am Gasttisch. Ich warf hier diese Frage auf, aber ich erhielt keinen Aufschluß. Als ich nach flüchtigem Abendmahl zu Goeben hinüber eilte, um in dieser Ungewißheit wenigstens Anhalt für einen authentischen Gefechtsbericht zu haben, jagte dieser mir: „Sie wissen, wir langten um 1 Uhr an und da führte ich das Kommando. Um 2 Uhr übernahm es Excellenz Steinmeyer!“ — Auch er wollte ersichtlich nicht weiter mit der Sprache heraus.

Als am nächsten Morgen kein Angriff erfolgte und auch Forbach in der Nacht eiligst vom Feinde aufgegeben war (der in vollem Rückzug, da am selben Tage auch Mac Mahon bei Wörth geschlagen worden), fuhr ich dort hinaus, um für meine Pferde zu jourragiren, denn das Futter war knapp geworden. Unsere Soldaten saßen in den halb zerstörten Gehöften an der Chauffee, auf welcher der Kampf getobt, und sangen: „Napoleon, du Schustergefelle“ und andre feltjame Lieder, die damals entstanden. Der ganze Weg war mit Trümmern bedeckt. General v. Kamecke stand im Eingange eines Zeltes am Wege, das einem Indianer-Wigwam glich; er lud mich ein, mit ihm eine Flasche des guten Rothweins zu trinken, den die Franzosen so eilig in Forbach zurückgelassen, und bei dieser Gelegenheit fragte ich auch ihn wieder: „Sagen Sie mir um Gotteswillen, Excellenz, wer hat denn gestern kommandirt?“ Ich sagte ihm dabei, was Goeben mir gestern Abend geantwortet. „Ah bah!“ rief er lachend und einen Kraftausdruck gebrauchend, den ich hier nicht wiedergeben kann; „ich habe kommandirt!“

Wie freudig erregt auch König Wilhelm durch die Nachricht von Spicheren war, die er, wenn ich nicht irre, in Homburg in der Pfalz erhielt, als oberster Kriegsherr mißbilligte er diesen

Kampf, und noch mehr, als er, gleich nach seiner Ankunft in Saarbrücken, die Höhen aufsuchte, die unsre Leute ohne den Schutz einer einzigen Kanone erklommen. Er trauerte um den Verlust all der Braven, den hier der Ungestüm unsrer Bataillone gekostet. Indeß, der Krieg ging darüber hin.

Der Zustand Forbachs, bis gestern noch das Hauptquartier des General Frossard, war ein unbeschreiblicher. Durch eine unsrer Divisionen im Rücken bedroht, hatte dasselbe die Stadt in eiliger Flucht aufgegeben und zurückgelassen an Vorräthen, Reisewagen und Effekten, was nicht so schnell zu transportiren; namentlich die ersteren verriethen, daß man es an nichts hatte fehlen lassen. In den Koffern fand man frisch vom Schneider gekommene Uniformen, mit denen man in Berlin hatte brilliren wollen. Die eben erst eingetroffenen Proviant-Kolonnen, die der glorreichen Armee nach Deutschland hatten folgen sollen, enthielten sogar ganze Wagen voll von feinen Weinen, Liqueuren, Zuckergebäck, Biscuits, Bonbons; allerlei raffinirten Komfort, der offenbar auf eine längere Occupation berechnet war. Selbst Frossards Bagage war in unsre Hände gefallen.

Saarbrücken erhielt natürlich durch die Ankunft des königlichen Hauptquartiers eine ganz neue Physiognomie. In den Straßen Generalstäbler mit ihren Ordonnanzen, Pferden, Fourgons; in der Post, in der so lange kein weibliches Wesen sich hatte blicken lassen, bewegten sich zierliche Füßchen über die Treppen; die Fürstin Salm, die Gattin des aus dem mexikanischen Drama bekannten, später bei Privat gefallenen Fürsten Felix, war mit einem Stab von Samariterinnen eingetroffen, denn die Pflege der Verwundeten, auch der feindlichen, gab viel Arbeit. Unter den letzteren herrschte Enttäuschung über den Kaiser, der sie so leichtsinnig in den Kampf mit einem Gegner geführt, der so unterschätzt worden, während unsren Leuten die ganze afrikanische Maskerade der Zuaven, Turkos und Zephire, wie sie unter den Gefangenen abgeführt wurden, als eine Bande

von Jongleuren und Jahrmärkte-Aktroben erschien. Es ist das ja immer so: fällt das Drama durch, so sind auch die Kostüme lächerlich. — Uebrigens war auch jetzt schon von diplomatischen Unterhandlungen die Rede, aber Niemand hörte darauf in einem Momente, wo sich eine Million von Streitern in das bis zu seiner Festungslinie schutzlose Frankreich hinein wälzte. „Davon später in Paris!“ hieß es und König Wilhelm sollte jeden Vermittlungsversuch zurückgewiesen haben.

Ohne Unterbrechung fiel schon seit dem Schlachtabend der Regen vom Himmel; ich war eben im Begriff, zunächst dem großen Hauptquartier folgend, mein Quartier zu verlassen, als mir eine untersezte Männergestalt in der Thür entgegentrat — Archibald Forbes, der englische Korrespondent, der mir seinen Besuch machte. Ich konnte ihm nur wenige Minuten widmen, da mein Wagen mich erwartete. Er sprach nur englisch und ich machte ihn also auf die Mühe aufmerksam, die es ihn kosten werde, sich bei uns zurecht zu finden. Während des ganzen Feldzuges sah ich ihn nicht, war also erstaunt, als er mich später während der Belagerung von Paris in Versailles in ganz passablem Deutsch anredete. Forbes machte sich einen wohlverdienten Namen während des Feldzuges.

Ein trübjeliger Regentag war's, an welchem sich die ganze Wagen-Kolonne des großen Hauptquartiers zur Stadt hinaus und über die Grenze bewegte. Ich sah den König bei dieser Gelegenheit zum zweiten Male hier in seinem gewohnten grauen Militärmantel, die Feldmütze auf dem Haupt. Nichts verrieth in seinen ernsten Zügen, was in ihm vorging nach so überraschenden und überstürzten Siegen, was er empfand, als er, der als blutjunger Kapitän im Jahre 1814 an der Seite seines Vaters in Frankreich eingezogen, heute nach sechs und fünfzig Jahren zum zweiten Male als Sieger diese Grenze überschreiten sollte.

XXXIV.

Die erste Nacht in Frankreich. — König Wilhelm in St. Avoold. — Graf von Palikao. — In Courcelles-Chaussy. — Die Damen des französischen Hauptquartiers. — Feldwache vor Metz. — Generalmarsch. — Schlacht bei Woisseville. — General von Bentheim. — Die Feier des Napoleonstages. — Ueber die Mosel. — Die Kämpfe von Dionville und Mars-la-Tour. — Traurige Nacht in Gorze. — Der König kommt durch Gorze; es giebt wieder eine Schlacht. — Die blutigste von allen. — Der Tag von Gravelotte. — Sinnlose Flucht. — Auf St. Hubert. — «L'Armée du Rhin.» — Die Vorposten nehmen ihre Stellungen. — Metz wird eevirt.

Mit klingendem Spiel, Trommelschlag, Trompetengeschmetter und Hurrahrufen marschirten die Regimenter durch St. Avoold, das erste Hauptquartier des Königs auf französischem Boden. Der greise Monarch stand am Fenster, seine Braven begrüßend. Der Regen hatte aufgehört und waren die Bivouaks auch nicht viel besser als eine Badewanne, die Leute waren in schönster Laune. — Dem Durchmarsch zuschauend saß ich mit meinem Quartierwirth auf der Bank vor der Thür. Dem alten Mann liefen die Thränen über die Wangen. „So sah ich als Knabe von dieser Stelle aus sie schon einmal hier vorüberziehen“, rief er, die Hände im Schoß. Er trug einen deutschen Namen, aber das Herz wollte ihm über den Anblick brechen.

Am nächsten Morgen, am 14., war ich bereits in Courcelles-Chaussy vor Metz, bei unsrer 13. Division. Hier hatte vorgestern noch der famose Marschall Graf von Palikao mit seinem Hauptquartier gelegen, derselbe Reitergeneral, der als Oberbefehlshaber der 1860 gegen China ausgesandten Expedition=

Armee die ungeheure Reichthümer, Kunstschätze und Seltenheiten bergende kaiserliche Sommerresidenz bei Peking der Art hatte auszplündern lassen, daß das Kostbarste davon ihm gebracht werden mußte und er also mit einem Raub von unschätzbarem Werthe heimkehren konnte; derselbe, der, als der jetzige Krieg so unglücklich endete, sich selbst zum Generalstatthalter zu proklamiren versuchte, aber vor der Revolution Reißaus nehmen mußte.

Das in aller Hast abgezogene Hauptquartier Palikao's überzeugte uns von der strafbaren Frivolität, mit welcher die französischen Stäbe ins Feld gezogen. In den Quartieren der höheren Offiziere fanden die Unsrigen ganze Damen-Garderoben, welche von pariser Voretten, die ihnen gefolgt, in der Hast der Flucht zurückgelassen worden. Diese Offiziere hatten sich nicht für einen Kriegszug, sondern für einen Triumphzug durch Deutschland vorgesehen, und auf dem durfte natürlich das ewig Weibliche nicht fehlen. Die Damen hatten sogar in dem Wirthshause des Städtchens an der Tafel des Stabes mitgespeist und ich selbst fand in diesem noch ganze Cartons von den feinsten Confitereien. Unglaublich, diese Minderachtung des Gegners! Napoleon hatte ihnen doch vertrauenslos gesagt: Ihr werdet einer tapfern Armee gegenüber stehen, aber Ihr habt schon ebenso gute besiegt!

Am Vormittag lag ich in der Avantgarde unsrer I. Armee bei der Feldwache der litthauischen Dragoner in dem einsamen Gehöfte Tuge angesichts des Fort St. Julien. Hier gab's ein fortwährendes Geplänkel der Dragoner und der Husaren mit den feindlichen Kürassieren vor und in dem Walde von Flanville; indeß schien Bazaine's vor uns stehendes, noch unberührtes Corps wenig kriegslustig zu sein. Es war ein interessantes Tableau vor mir am frühen Morgen. Piff, paff! Einige im Fluge gewechselte Schüsse knallen, daß es durch den Forst schallt, Reiter sprengen hin und her, im Walde blitzt es von Kürassieren; die Streifpatrouillen kommen und gehen, dann wieder tiefe, tiefe Stille und wunderbarer Sonnenchein!

Gegen Mittag ward's indeß lebhafter im Repli hinter uns an der Chaussee nach Courcelles-Chaussey. Bei diesem angelangt hörte ich von einem wahrscheinlichen Vorstoß jüdlisch von Metz, von einer großen Recognoscirung, für die man sich bereit halten sollte. Die Dreiundvierziger kochten eben ihre Bouillon. Eine Stunde lag ich bei ihnen, und da eben Contre-Ordre eintraf, lud ich die Offiziere nach Courcelles ein, wo ich in der „Stadt Metz“ Quartier genommen, in der, während Alles geflohen, die beiden hübschen und lustigen Wirthstöchter muthig zurückgeblieben, um sich als „Pisang's“ so manche kleine Scene à la „Kurmärker und Picarde“ lachend gefallen zu lassen. Kaum aber war ich vor dem Wirthshaus abgestiegen, als auch schon der Generalmarsch durch die Straßen wirbelte und Kanonendonner von Metz herüber dröhnte.

War nur eine Demonstration beabsichtigt, oder hatte Bazaine mit seinem in Metz zusammengezogenen Corps, zu dem auch noch das von Bourbaki gestoßen, die Absicht, dem Kaiser für morgen, den Napoleonstag, einen Trost zu bereiten und uns zu überfallen? Auf den Feldern vor Courcelles fand ich leere Bivualstätten, als ich eiligst in den Sattel stieg und den Wagen nachbeordnete, den ich stets auf gute Granatschußweite hinter mir ließ; aber die Geschütze waren bereits in voller Arbeit; ich unterschied deutlich das Rasseln der Mitrailleusen, auch das Gewehrfeuer. Neue Artillerie rasste an mir vorüber. Die Dreiundvierziger sollten bereits im Kampfe sein; von allen Seiten zogen die Kolonnen in der Richtung des Kanonendonners. Bald fünf Uhr war's, als ich die Höhe von Metz gewann. Ueber der Niederung vor mir, zu Füßen der Festung, auf und unter deren Wällen der Feind in großer Masse stand, dichter Qualm. Der Kampf war in vollem Gange, er tobte auf beiden Flügeln; vom Fort St. Julien spieen die Geschütze Verderben auf die Unsrn, während links ein heftiges Gewehrfeuer unterhalten wurde. Aengstlich blickte ich zurück, denn unsere Avantgarde allein unterhielt den

wüthenden Kampf. Die Mitrailleusen mit ihrem widerwärtigen Lärm und die anderen feindlichen Batterien gaben ihre ganzen Lagen auf sie ab, heulend flogen die Granaten in der Luft.

Von dem hochgelegenen Gehöft auf unfrem linken Flügel schaute ich mit pochendem Herzen dem Kampf zu; das Chassepot wüthete; Verwundete schleppten sich aus dem Gefecht, mir klagend, daß das 43. Regiment schon sehr geschwächt, daß der Kampf gegen die feindlichen Verschanzungen ein unmöglicher, wenn keine Hilfe komme . . . Und da kam sie doch endlich an mir vorüber über die Höhe von Montoy, grade in dem Moment, wo es übel für uns stand. Ein mörderischer Kampf entwickelte sich in dem engen Raum, zwischen dem nahen Höhenterrain hinter uns in den feindlichen Verschanzungen.

Die Avantgarde der 13. Division war links von der 1. Division schon nach 2 Uhr auf der Straße von Ars-Laquerney vorgegangen und hatte das Gefecht begonnen; die 1. Division war über Pont à Chaussy, Flanville und Montoy vorgegangen, die 2. auf der Straße von Les Etangs marschirt. Der Kampf war aufgenommen gegen eine uns bei weitem überlegene Artillerie und erst langsam hatten die Divisionen zum Eingreifen heranzurücken können, da sie nur auf den Chassepoten zu marschiren im Stande. General v. Manteuffels Aufgabe war es also, die beiden kämpfenden Brigaden durch Heranziehung der ganzen Artillerie seines Corps zu unterstützen, die denn auch vor Woisseville bis fast unmittelbar an den Feind heranging. Gegen 7 Uhr zog sich der Feind seitwärts, um durch einen Druck auf unsre rechte Flanke diese zum Weichen zu bringen; Woisseville aber wurde inzwischen nach dem blutigsten Kampf genommen und das gab die Entscheidung. Die drei französischen Corps wurden unter Deckung der kaiserlichen Garde in die Festung zurückgeworfen mit Verlust von 10,000 Mann; Bazaine, der eben erst den Oberbefehl übernommen, hatte also nicht glücklicher debutirt als seine Kameraden; die „Rhein-Armee“ war hinter die Mosel zurückgewichen.

Es würde mich zu weit führen, hier ein ganzes Schlachttabelleau aufzurollen; ich sah ja dasselbe auch nur von meinem Posten aus, den ich, von Verwundeten und Sterbenden umringt, hielt, bis das wüthende Einschlagen der Granaten, der undurchdringliche Pulverdampf zu meinen Füßen mich zwang, zu den Batterien hinab zu gehen, die inmitten des Infanterie-Kampfes abgeprobt. Betäubend war hier unten das Kampfgetöse; zerschmetterte Geschütze, zerrissene Pferde, Haufen von Verwundeten lagen in dem engen Raum vor den französischen Schanzwerken; man unterschied in dem fast undurchdringlichen Qualm nur die von diesem geschwärzten Gesichter.

Ich erinnere mich namentlich eines Momentes (es war etwa gegen 7 Uhr), in welchem unser linkes Centrum da, wo sich die 1. Division mit der 2. vereinigte, fast aller seiner Offiziere beraubt war und im Kampf ein langer Moment totaler Erschöpfung einzutreten drohte. Und da war's General von Bentheim, der Held dieses Tages, der, wenn auch ebenfalls erschöpft, umherblickend auf die Trümmer der Seinen, einen Soldaten sieht, der kaltblütig seine Cigarre raucht. Er zieht ebenfalls eine Cigarre hervor. „Gieb mir auch Feuer!“ ruft er dem Soldaten zu, zündet sich die Cigarre an und mit dieser im Munde sammelt er die gelichteten Bataillone und führt sie mit geschwungenem Säbel wieder in den Kampf.

Ich suchte mein Pferd, das ich hinter einem Gehöft zurückgelassen; es war verschwunden; einer der Krankenträger übernahm es, meinen über Granatschußweite zurückgelassenen Wagen zu suchen. Er fand ihn, und während um 8 Uhr noch das Feuern andauerte, begann auch ich, zur Fortschaffung der Verwundeten nach dem Verbandplatz und dem Lazareth in Montoy Hilfe zu leisten. Die Nermsten klagten furchtbar über die Stöße auf dem elenden Knüppeldamm, während ich mit ihnen oft zu sechsen auf und an dem Wagen hing und das Kanonenfeuer des Feindes, die Feuerfäulen unsren Weg zwischen den Mauern

und Weinbergen des Dorfes beleuchteten. Es war ein trauriges Werk; der Wagen troff von Blut; mein Bursche war ebenso unerschrocken wie unermüdlich, wenn wir immer wieder auf den Kampfplatz zurückkehrten, auf welchem erst um 9 Uhr Stille eintrat. Mitternacht war es, als ich meine letzten Verwundeten, den Oberstlieutenant v. B. und Hauptmann P. von der Batterie Hoffbauer, beide leidlich verbunden und transportabel, bis nach Courcelles-Chaussy mit mir schleppte, wo die beiden Wirthstochter sich ihrer freundlich annahmen.

Am Morgen erstaunte ich, hörend, daß die Truppen bis in ihre vor dem Gefecht inne gehaltenen Stellungen zurück beordert worden, während doch die Tirailleure der 13. Division gestern Abend schon die feindlichen Glacis erstürmt hatten. Es war Waffenstillstand; man begrub die Todten. König Wilhelm war gekommen und hatte mit den drei Generalen v. Bastrow, v. Mantuffel und v. Steinmeß in Herny eine Berathung. Die Uebersicht des Schlachtfeldes, die mir gestern der Qualm versagt, gewann ich heute auf einem liegen gebliebenen Schimmel, dem erst ein spitzer Stein zwischen dem Hufeisen heraus genommen werden mußte. Die ganze französische Armee hatte sich hinter ihre Wälle gerettet und nicht einmal eine Feldwache zur Demarkation ausgestellt. Unsere Posten und Patrouillen hielten das Gefechtsterrain; überall litthauische Dragoner mit gespanntem Karabiner. Kein Franzose auf den Wällen oder doch nur mit gebrochenem Auge. Bei Montoy an der Meher Chaussée fand ich ein halbes Duzend chasseurs à cheval, die abgeessen, während unsere Dragoner den Weg sperren; sie hatten einen Parlamentär begleitet. Ueberall waren die Todtengräber bei ihrer traurigen Arbeit. Um diesen Anblick den Soldaten zu entziehen, war vermuthlich die Zurückverlegung befohlen worden.

Und heute war der 15., der Napoleonstag! Wie mochte man ihn diesmal gefeiert haben, wenn man den Parisern keine falsche Siegesnachricht gesandt, denn während all dieser heißen

Schlachten hatte man in Paris die Truppen schon dicht vor Berlin gesehen; Capoul, der schöne, von den Weibern angebetete Tenor, hatte auf dem Börsenplatz, in einem Fiaker stehend, von Tausenden umringt, «Partant pour la Syrie» und die Mar-seillaise angestimmt und Alles hatte mitgesungen. — Hier war die Stimmung eine andere. Die Verwundeten und Gefangenen fluchten dem Kaiser, die wenigen zurückgebliebenen Dorfbewohner spieen vor seinem Namen aus. Die Einen sagten, er sei heute wieder in Metz erschienen, die Andern glaubten ihn auf der Flucht; er werde keinen Flecken Erde in Frankreich finden, wohin er sein Haupt legen dürfe.

Die französischen Ambulanzen hatten sich übrigens glänzend bewährt; schon gestern Abend hatten wir Bivouaks mit Fackelbeleuchtung gesehen, deren Bedeutung wir nicht verstanden. Sie hatten mit Fackeln ihre Verwundeten gesucht und nur einige hundert auf dem Platz gelassen; die Todten lagen hingegen reihen- und haufenweise, namentlich am Waldeszaume der Chaussee gegenüber, an dem unsere Jäger gekämpft. —

Anstatt auf Changaniers Rath den Rückzug zu nehmen, ließ man sich diesen durch den Prinzen Friedrich Karl schon abschneiden; die zweite Armee ging also oberhalb Metz bei Pont-à-Mousson über die Mosel und im Schnellmarsch auf die französische Rückzugslinie nach Verdun, die Bazaine eben zu nehmen im Begriff. Die 5. Division Stülpnagel packte ihn am 16. August bei Bionville, wo er die Höhen besetzt hielt, und hier fochten die Brandenburger einen ganzen Tag mit Löwenmuth; sie trieben ihn mit dem Bajonett nach Rezonville zurück und hielten hier aus in zehnstündigem Kampf, bis die 20. Division und später auch die 19. ihnen zu Hülfe kam. General v. Wedell mußte bei Mars-la-Tour der Uebermacht weichen; das Garde-Drägoner-Regiment jedoch machte seinen furchtbaren Angriff auf die feindliche Infanterie, die Brigade Barbn sprengte die Kavallerie, aber immer noch stieß der Feind in Massen wieder vor, bis endlich

der Widerstand derselben gebrochen, die Franzosen, verfolgt von unserer Kavallerie, in wilder Flucht sich in Metz hineinwarfen und der Sieg von Mars-la-Tour mit enormen Opfern gewonnen war. — König Wilhelm erschien am 17. Morgens von Pont-à-Mousson, während alle Truppen über die Mosel herangezogen wurden bis auf das I. Armeecorps, das diesseits derselben vor Metz blieb. Napoleon selbst sollte bereits in Chalons sein.

Die Nacht vom 17. zum 18. hatte ich in der Nähe von Bionville, in dem eng zwischen Felsenwänden eingefugten Städtchen Gorze verbracht, eine traurige Nacht ohne Schlummer, im Hause eines liebenswürdigen Wirthes, des Notar Sergent. Während ich mit diesem und seiner Frau mich zum Nachtmahl setzte, genoß keiner von uns einen Bissen. Draußen in der Straße fortwährende Trauermusik; man bestattete mit „Jesus, meine Zuversicht“ die gefallenen Offiziere; auf dem Platz vor dem Hause waren bei Fackelschein die Aerzte thätig, im Korridor selbst lagen die Verwundeten, von denen Einer nach dem Andern hinausgetragen wurde, im Hofe von Granaten zerstücktete Pferde. — Das Herz that mir weh!

Um 6 Uhr Morgens schon sah ich den König, von Pont-à-Mousson kommend, die Straße passiren. Es galt den Feind nicht nach Norden entkommen zu lassen, also eine Schlacht unter den Wällen von Metz. Der schwerste all dieser blutigen Tage zog herauf!

Zwischen den Leichen des gestrigen Kampfes, namentlich denen der stolzen kaiserlichen Garde, erreichte ich über Bionville das Dorf Rezonville, vor welchem auf der Höhe zur Rechten der nach Metz hinein führenden Chaussee unsere Batterien schon in Thätigkeit waren. Gravelotte lag vor mir; jenseits des Dorfes, über demselben sah ich das Gehöft Malmaison, vor welchem wieder die Mitrailleusen rasselten. Auch unser linker Flügel war bereits, 12 $\frac{1}{2}$ Uhr, links bei St. Marcel engagirt. Die Schrapnell's zerplagten über uns in den hohen Pappeln;

die Kavallerie stand zur Attaque bereit auf der Wiese von Gravelotte, die Infanterie-Reserve hielt hinter dem Dorf. Hier ließ ich meinen Wagen in einer Koppel zurück, aber unmöglich war's, auf diesem Terrain vor den Wällen einen Ueberblick der sich alsbald entwickelnden Kämpfe zu gewinnen. Ein furchtbares Feuer während des ganzen Tages; unsere Batterien schossen Malmaison in Brand; fünf andere Feuerjäulen erhoben sich im Laufe des Nachmittags. Während unsere Batterien vorrückten, versuchten unsere Kompagnien vor uns vergeblich, die Höhen von Malmaison zu stürmen; dreimal wurden sie mit blutigen Köpfen zurückgewiesen; zudem erhielten sie irrtümlich von unseren eigenen Batterien aus der Ferne Feuer in den Nacken.

Es war ein langer, heißer Nachmittag, denn auch die Sonne brannte auf uns herab. Was rechts und links von Gravelotte selbst vorging, war unmöglich zu unterscheiden. Auch ein Bataillon des vielgeprüften 40. Regiments stand gefechtsfertig am Dorf. Als ich durch die Kompagnien schritt, suchte ich so manchen Braven vergeblich. Major v. S. ersuchte mich, als der Befehl ins Gefecht kommen sollte, eine Feldpostkarte an seine Frau zu besorgen, falls er dran glauben müsse. „Aber, lieber Herr Major, ich gehe ja mit Ihnen!“ rief ich. Da kam zunächst Befehl, eine Schwadron der neben uns am Wege liegenden Husaren, Ulanen und Kürassiere solle vorgehen — und sie gingen vor, nur je ein Zug von ihnen, so hatte Goeben den Befehl modifizirt, weil er nicht mehr unnöthig opfern wollte. Aber nach wenigen Minuten kehrten sie, von furchtbarem Kugelhagel empfangen, en débandade zurück. Die Vierziger kamen erst am Abend ins Feuer, um den letzten Stoß auf den Feind zu thun, der auch noch viel Blut gekostet.

Es war ein entsetzliches Gemetzel dicht unterhalb Gravelotte vor den Wällen; die Chassépotkugeln fielen so dicht, daß sich die Offiziere oft unwillkürlich den Arm vors Gesicht legten. Trotz allem Feuern von unsrer Seite, trotz allem Sturm hielt

sich der Feind auf seinen Höhen, links in den Wäldern, rechts in kolossalen Verschanzungen, doch war dies nicht zu überschauen und erst am frühen nächsten Morgen war ich im Stande, einen kurzen Gefechtsbericht niederzuschreiben. —

So neigte denn nach langem, schwerem Kampfe die Sonne sich zum Untergehen und der Feind hatte noch immer seine Höhen. Ich befand mich in der Batterie bei den vordersten Häusern von Gravelotte, neben welcher der Stab des 8. Armeecorps hielt. Es schien eine Pause im Kampfe eingetreten zu sein; die Batterie gab nur langsam einige Schüsse ab. Ich schritt also in das Bauerngehöft, in welches immer neue Verwundete getragen wurden. Da plötzlich sprengten vier reiterlose Pferde aus dem zu den Wällen führenden Wege herauf und gleichzeitig sausten die Granaten von drüben in Gravelotte herein und über dasselbe hinweg.

Die hinter diesem haltenden Sanitätswagen sahen darin das Signal zu eiligem Rückzug, ebenso die in Reserve stehenden Munitions- und Trainwagen. Kavalleristen und Infanteristen jagten, aus der Schlucht vor dem Dorf kommend, durch dasselbe und ein *sauve qui peut* entstand, das Alle verwirrt machte. Dazu kam das herabsinkende Dunkel, der aufwirbelnde Staub; selbst die Besonnensten wurden auf die Chaussee nach Rezonville mit fortgerissen. Ich kann nicht sagen, daß ich zu diesen gehörte. Ich suchte den Wagen mit meinen Effekten, um diesen zu retten; er war verschwunden, wahrscheinlich auch mit fortgerissen. In der Koppel liefen mehrere reiterlose Pferde umher; ich erfaßte eines derselben am Zügel, suchte es erst zu beruhigen, aber das Thier war so aufgereggt, daß es mich gegen eine Hecke warf und über diese hinwegsetzte.

Wie diese Panique entstanden, hatte sich zu erklären niemand die Zeit. Ich sah mich in die Flucht verwickelt; vor, hinter und zwischen uns fielen die Granaten der eben neu demaschirten Batterien, den Sand um uns herspritzend, der den gau-

zen weiten Höhenplan in eine Wolke hüllte. Die augenblickliche Bestürzung war so arg, daß einer der Herren vom Generalstabe, an mir vorübersprengend, mir zurief: „Haben Sie den König gesehen?“ Seine Besorgniß war wohl eine gerechtfertigte, da König Wilhelm auf einem über zwei Tonnen gelegten Brett sitzend, sein Stab um ihn, neben der schon genannten Batterie den Kampf von der Höhe von Gravelotte geleitet und in dem Abenddunkel, in der plötzlichen Verwirrung man auch ihn gefährdet glauben konnte.

Endlich fand ich meinen Wagen im Chaussée-Graben, wohincin ihn mein Bursche gerettet. Die beiden Laternen der offenen Chaise waren von den Hufen der Pferde zertrümmert, die über ihn hinweg gesprengt; drei verwundete Offiziere saßen bereits in demselben, die mich baten, sie darin nach Rezonville schaffen zu lassen. Während ich mit ihnen sprach, hörte ich eine Donnerstimme über uns: „Memmen ihr! Im Namen des Königs, halt!“ Drei Johanniter zu Pferde hatten sich einem Haufen von freiwilligen Krankenpflegern und fliehenden Feldgendarmen entgegen gestellt, und wie durch Zauberschlag stand plötzlich die sinnlose Flucht angesichts zweier großer umgeworfener Intendantur-Wagen, die auf der Chaussée in einander gefahren. Der Moment ist mir unversehrt geblieben; er bewies, wie es in kritischen Momenten nur eines Besonnenen bedarf, um Hunderte von verlorenen Köpfen wieder zurecht zu setzen.

Als ich zur Batterie zurückkehrte, ward eben, nachdem die Entscheidung eigentlich schon bei St. Privat geschehen, der Kampf beendet. Der Feind hatte noch einmal einen verzweifelten Versuch gemacht. Der in das Dorf einschlagende Granatenhagel, so war's zu nennen, hatte einen Theil der Reserve-Artillerie und den Train in Bestürzung versetzt, die Alles schon vorüber geglaubt. Unsere Batterien hatten diesem Vorstoß den energischsten Widerstand entgegen gesetzt und der Feind hatte auch hier seine Sache verloren gegeben. — Ein schöner Sieg; aber was hatte

er gekostet! Indeß die ganze Straße nach Paris war in unsern Händen!

Der König verbrachte die Nacht in Rezonville, wo auch Friedrich Karl am Morgen sein Hauptquartier nahm.

Als ich am Morgen zeitig mich von der Streu erhob, auf der ich in einer zerstörten Apotheke, im betäubenden Geruch ausgeflossener Chemikalien geschlafen, fand ich um Gravelotte ein einziges Bivouak, Feuer auf den weiten Höhen, in den Thälern Zapfenstreich und Hornsignale, als gelte es ein lustiges Manöver. Die helle, schöne Morgen Sonne stand an dem wolkenlosen blauen Himmel, die stille, traurige Arbeit der Aerzte, der Todtengräber beleuchtend. Und wie ein Manöverritt erschien's mir auch, als ich mit den die äußersten Vorposten beziehenden Truppen die Höhen erreichte, auf welchen der Feind seine Mitrailleusen aufgestellt hatte. Aus der Kluge St. Hubert, oberhalb der Schlucht, in welcher der Kampf getobt, wurden eben die Verwundeten geschafft, da man für ihre Sicherheit hier fürchtete; Alles zeugte von der Wuth des Kampfes, der hier oben getobt; Blut und Tod ringsumher auf den Höhen, zu beiden Seiten die hoch aufsteigenden Pappel-Alleen, denn hier war gestern um Entscheidung gerungen; davon zeugten auch die noch daliegenden Todten, die Pferdeleichen, die Waffen, Helme, Käppi's, die Sprengstücke unsrer Granaten. Den interessantesten Punkt aber boten auf der steilen, die ganze Senkung bis Rezonville beherrschenden Höhe die Schanzwerke, von denen aus uns die ekelhafte Musik der Mitrailleusen ins Ohr gedrungen. Mit Stammen erkannte ich erst hier die ganze Bedeutung der Position, welche der Feind inne gehabt, aber auch die Energie unsrer Leute, die Todesverachtung, mit der sie gegen ein Höllenfeuer hinaufklimmend, die Vertheidiger gezwungen, ihre noch voll beladenen Munitionskarren im Stiche zu lassen.

Die als Vorposten kommandirten Regimenter bezogen sofort ihre Stellungen, die Artillerie folgte ihnen auf dem Fuß und

befetzte dieselben Schanzen, nur die Front verändernd, denn drüben blickte ihnen drohend der Mont St. Quentin mit seinen riesigen Bastionen entgegen, das große Außenwerk von Metz, auf das der Feind jetzt seine letzte Hoffnung setzte. Und die hatte die Nation ja trotz Allem nicht aufgegeben. Die Haupt-Armee, «l'armée du Rhin», wie wir in allen uns in die Hände fallenden Regiments-Manualen lasen, sie hatte den deutschen Rhein, der wohl gemeint war, nicht gesehen und von den vier Wegen, die von Metz ausliefen, der über Thionville gegen Deutschland, der gegen Pont-à-Mousson, der auf Chalons (den sieben Armeecorps sperreten), bot nur der durch die Ardennen einige Chance; aber eine französische Armee, die sich noch zu sammeln versuchen konnte, existirte ja nicht mehr. — Die «levée en masse» ward jetzt der tröstende Gedanke der Patrioten, die trügerische Hoffnung auf die Erhebung eines ganzen Volkes, das nie die Waffen zu führen gelernt, gegen ein siegreiches Volk in Waffen!

XXXV.

Wieder ein Schlachtfeld. — Die französischen Ambulancen. — Blasse Noth in Gravelotte. — Ein Diner bei Goeben. — Die Landwehr trifft bei Metz ein. — Das Rendezvous zwischen Bazaine und Mac-Mahon. — Commercy und Bar-le-Duc, Clermont und Varennes. — Die Nationalbewaffnung. — Die Franzosen bei ihren Samellen. — Heiße Gefechte bei Beaumont, Mouzon und Remilly. — Der König und der Generalstab auf der Höhe von Sommanthe. — In Beaumont. — Sedan umschlossen. — Der Kampf von Douzy bis Bazeilles. — Die Veranlassung des Brandes von Bazeilles. — Kampf der Bayern um Balan. — Die weiße Fahne erscheint über dem Balan-Thor von Sedan. — Zweckloses Parlamentiren. — General Reille kommt mit dem Briefe Napoleons, der den Heldentod nicht finden kann. — Die Waffen ruhen. — Nacht in Balan. — General von Hartmann und die bairische Feldpost. — Die Uebergabe von Sedan. — Die Ersten in der Festung. — Der Kommandant General Beurmann. — Die Fanatiker. — Bismarck's Unterhaltung mit Napoleon. — König Wilhelm und Napoleon in dem Glaspavillon von Bellevue. — Die Abreise des entkränkten Gefangenen nach Cassel.

Die Belagerungsarbeiten um Metz gaben mir Zeit zur Besichtigung des frischen Schlachtfeldes, und das war wiederum eine traurige Aufgabe. Die Krankenträger, die schon während des Kampfes begonnen, hatten noch ihre Nachlese, denn die Verwundeten, fürchtend, in die Hände des Feindes zu fallen, suchten sich in die Kornfelder, in die Wälder zu retten, um dort vielleicht zu verbluten. Auf dem weiten Plan erscheint eine Anzahl sich über das Todtenreich hin und her bewegender

scharf am Horizont abzeichnender Gestalten. Bald verweilen sie hier, bald dort, sich über die vielen bunten oder dunkeln Punkte beugend, über die Leichen. Es sind die Hyänen des Schlachtfeldes; die Habsucht läßt sie nach der Hinterlassenschaft der Gefallenen suchen, nachdem namentlich die der Offiziere schon amtlich in Sicherheit gebracht worden. Das Marktenderwesen liefert gewöhnlich ein ganzes Kontingent dieser Leichenräuber. Es mögen viel ehrenhafte Geschäftsleute in dem ersteren sein, aber die Armee-Gendarmen achteten lange nicht sorgsam genug auf das Groß derselben, eine Bande, die auf dem Boden ihrer Wagen so manchen Raub davon schleppte und unter dem Vorwand, neue Lebensmittel einzukaufen, nach Hause schaffte. Andere Gestalten bilden Gruppen an einzelnen Punkten, die Todtengräber, die an den Gruben arbeiten, gewöhnlich Pioniere und wenn diese nicht ausreichen, die männlichen Dorfbewohner, die sich gern verstecken, wenn die Feld-Gendarmen sie zu suchen kommen. Hier werden die Gefallenen in eine große Grube gelegt, dort wird ein Offizier begraben, je nachdem sie der Tod dahin gemäht. Die Arbeit ist mühsam und hier war sie es zehnfach in dem festen Kreideboden. Die kommandirten Soldaten legen aus Pietät den Leichen ein Uniformstück, einen Mantel, einen Helm, ein Tuch auf das starre Antlitz, das offene gebrochene Auge. — Noch andere Gruppen ziehen über das Schlachtfeld, die Wagen, welche die Waffen auflesen. Auch eine mühsame, lange Arbeit, unterbrochen vielleicht, wenn die Ge-
sechte sich überstürzen wie hier.

Dort ist auch der Verbandplatz; ein trostloser Anblick, namentlich der französische, denn die Aerzte mit ihren weißen Schürzen machen den Eindruck der Fleischer. Unsere freiwilligen Krankenträger haben viel Gutes geleistet, interessant war aber die Organisation der französischen Ambulance, die am Abend des 18., also des Schlachttages schon in Gravelotte erschien, nachdem der König ihre Zulassung befohlen, ihre grünen

Zelte aufschlug und ihre Verwundeten empfing, die ihr unsre Träger brachten. Die Freiwilligen dieser Ambulance waren kräftige Leute, etwas fantastisch kostumirt; sie hatten ihre Amosieniers, vier „Majore“, Oberärzte, zehn Stabsärzte und drei Chirurgen. Natürlich wurden sie durch Posten überwacht, damit kein Mißbrauch durch Spionage geschehe.

In dem Bedürfniß, den ersten Belagerungsarbeiten zuzuschauen, blieb ich noch einige Tage in Gravelotte, aber unter welchen Umständen! Schon während der Schlacht hatte einer der Generale ein Stück Brot aus seiner Sattel-Tasche mit mir getheilt, denn das Land war „ausgefressen“ schon durch die Franzosen; sie schon hatten Mangel gelitten, jetzt aber begann die blasse Noth! Selbst die leicht Verwundeten liefen in den Kantonnements umher, um Brot zu betteln, und Tage lang war man in den Bivouaks auf das frisch geschlachtete Rind angewiesen. Fühlbarer noch war der Mangel an Wasser. Die Brunnen waren längst ausgepumpt, die Bäche ausgeschöpft; auf Meilen weit kein Tropfen Wasser, und die Zunge lechzte von der Anstrengung der Märsche, denn selbst der Wein war hier im Nebenlande verschwunden.

In Gravelotte selbst fehlte es an Allem. Jedes Haus war ein Lazareth, von Verwundeten angefüllt, und immer noch kamen neue; selbst für diese mußte das Wasser zwei Stunden weit, von Gorze über die Höhen geholt werden. In den Straßen wimmelte es von Genfer Kreuzen, Wagen voll Verwundeter harrten vergeblich auf Unterkommen, und dazwischen drängten sich die Train-Kolonnen, Alles mit hungerndem Magen! Als ich von St. Hubert zurückgekehrt und so glücklich war, eine Kammer zu erhalten, deren Fenster und einziges Mobilien, ein Stuhl, von einer Granate halb zertrümmert, dankte ich Goebens Liebenswürdigkeit eine Einladung zu Mittag, — „was man so Mittag nennt“, setzte er hinzu, und dies bestand denn auch nur aus Bouillon und zähem Fleisch. Trauriger aber sah's noch

für die Pferde aus. Kein Tropfen Wasser für sie im Dorf! Man mußte sie nach Ars-sur-Moselle, eine halbe Stunde weit, zu einer schon morastigen Tränke führen lassen. Auch die Luft, die man athmete, war reine Pest, wenn der Wind nicht die Atmosphäre reinigte, denn auf den Schlachtfeldern von Gorze, Flavigny, Bionville, St. Privat zc. fehlte es noch immer an Kräften zur Bestattung der Leichen.

Vor Metz war einstweilen nichts zu erwarten, auch vorwärts nichts, denn der Kronprinz hatte das von Napoleon 1856 errichtete berühmte Lager bei Chalons, das eben nur ein Lustlager gewesen, zerstört gefunden. Mac Mahon hatte dort die neue Truppen-Abtheilung organisirt und mit ihr seinen verhängnißvollen Marsch nach Sedan angetreten. Es war also Melancholie auf dem Kriegstheater. Und dennoch hörte ich Kanonendonner als ich am 23. August mit den von Entbehrung kranken Pferden in Pont-à-Mousson das große Hauptquartier aufsuchte. Man hat am Kriegsschauplatz so nervöse Ohren, daß man die Geschütze zu hören glaubt, wenn nur eine Kellerthür zugeschlagen wird. Diesmal war es aber doch Ernst. Auf Loul wurde heute ein nachdrückliches Bombardement eröffnet.

Lauter Hurrah, als ich Abends eintraf. Der König ließ eben die eintreffende, nach Metz beorderte Landwehr vorüber defiliren, mit der so mancher behäbige Philister seine heimischen Fleischtöpfe hatte verlassen müssen. Von der Bevölkerung der kleinen Stadt sahen manche der Greise zum zweiten Male das preußische Landwehr-Kreuz in ihren Straßen. Inzwischen hatten unsre Soldaten bereits mit der Wiedermanisirung von Elsaß-Lothringen begonnen, denn selbst in Gorze schon hatte ich auf sauberen Holztafeln: Bismarckstraße, Johannstraße zc. gelesen. Der Einwohnerschaft waren ihre einstigen Landsleute offenbar als arge Räuber empfohlen worden. Alles, was Werth hatte, war versteckt und trat man in einen Laden, um etwas zu kaufen, suchten sie in allen Taschen nach ein paar Kupfermünzen zum Herausgeben.

Der König hatte sich in Pont-à-Mousson schon die Karten der Routen nach Paris vorlegen lassen. Das Hauptquartier sollte nach Commercy ausbrechen; ich kehrte also zu den Bivouaks vor Metz, nach Ars-sur-Moselle zurück, wo die Unsrigen unter dem feindlichen Feuer beim Barackenbau beschäftigt waren, ein Schützengraben, eine Verschanzung, ein Verhau nach dem andern angelegt und unsere Belagerungsgeschütze erwartet wurden. Es waren bei meinem Eintreffen eben 725 gefangene Preußen mit sieben Offizieren herausgeschickt; da wir aber nicht mehr die gleiche Anzahl französischer Gefangenen bei der Hand hatten, mußte man sie ihnen schuldig bleiben.

Ueber Commercy ging's nach Bar-le-Duc. Der König war bereits von hier nach Clermont gegangen. Mac-Mahon, hieß es, habe den Oberbefehl übernommen; da Bazaine, sich durchschlagend, nicht zu ihm gekommen, um sich mit ihm zu vereinigen, so wollte er zu Bazaine. Er hatte Chalons verlassen, sich nach Rheims gewandt. Als Moltke das vernommen, rief er: Jetzt hab' ich sie da, wo ich sie haben wollte! Er änderte sofort seine Operationen, und so standen wir denn vor neuen blutigen Ereignissen, während die Bevölkerung im Vertrauen auf den Sieger von Turbigo wieder das Haupt erhob und sich durch die absurdesten Gerüchte täuschte.

Ich mußte das Hauptquartier finden, um zu hören, was zu erwarten, trug auch wichtige Depeschen an den König. In Bar-le-Duc wollte man wissen, er sei in Erize-la-Petite, und als ich unter Sturm und strömendem Regen in dem Dörfchen eintraf, sagte mir der bairische Etappen-Offizier, er sei sogar nicht einmal mehr in Clermont, sondern in Varennes, 60 Kilometer entfernt. Was mit den Depeschen anfangen! Keine Ordonanzen, kein Relais zu finden! Endlich in Beauzée überfiel ich den Maire, zwang ihn durch Drohungen, mir wenigstens eine elende Mähre noch vorzuspannen, und vorwärts ging's dann durch die bairischen Ersatztruppen. Wer im Kriege Kolonnen-

wege zu passiren hat, der weiß, was das heißt. Vor Courcelles hatte ich mich einmal verspätet und mich deshalb der Feldpost angeschlossen, um durch die Kolonnen zu kommen; da plötzlich hatte ich eine Donnerstimme vernommen: „Feldpost aus dem Wege oder ich lasse sie auf die Wiese werfen!“ Es war mir neu, daß diese sogar kein Vorrecht habe; der Kolonnenführer aber belehrte mich artig darüber, schaffte mir Raum und damit denn auch der Feldpost.

Abend war's, als ich das große Hauptquartier doch noch in Clermont fand, in einem armseligen Flecken, der nicht einmal den ganzen Generalstab beherbergen konnte, dessen Macadam durch die Regenmassen in eine schwarze Suppe aufgelöst war. Einer der Feldjäger, Lieutenant G., nahm mich in dem Hundewetter barmherzig in sein Quartier. Am andern Morgen brach der König nördlich nach Grandpré auf. Die Sachsen hatten in dieser Richtung ein glückliches Vorpostengefecht gehabt; es galt Mac-Mahon zu fassen, ihn eventuell über die belgische Grenze zu werfen; die Armee des Kronprinzen von Sachsen stand vorn, das französische Korps suchend, um ihm eine Schlacht anzubieten.

In Varennes gab's ein kurzes Rendezvous im «Grand Monarque». Gern hätte ich mir hier das Haus betrachtet, in welchem Ludwig XVI. auf seiner Flucht 1791 gefangen genommen wurde; aber Alles war in größter Spannung. Nachmittags in Grandpré, das die französischen Truppen vor einigen Tagen erst verlassen — immer auf der Suche nach Mac-Mahon, der uns vielleicht nur beschäftigte, von Paris abziehen wollte, damit dieses sich inzwischen in Vertheidigungszustand setzen könne. Auch Friedensunterhandlungen waren ja wieder angeknüpft; ein russischer Courier war eingetroffen. Die Vorposten des Kronprinzen waren aber schon dicht vor Rheims und der Weg also nach Paris nicht mehr lang.

Die Bevölkerung zeigte dumpfe Resignation und setzte wenig Vertrauen mehr in die Volksbewaffnung, die mobile National-

garde, deren Organisation die Regierung betrieb. Viele von denen, die schon mit Waffen versehen worden, lieferten sie bereitwillig ab und steckten ihre Haut nicht gern in die Blouse des französischen Landsturms. Die 30—40 Blousenmänner, die, mit Stricken gefesselt, durch die Straßen geführt wurden und füsiliert werden sollten, weil sie aus den Häusern geschossen, waren ein zu abschreckendes Beispiel. Man ballte auch nicht mehr die Hände in den Taschen; man sehnte sich nach Frieden.

Am 29. August lag ich die Nacht hindurch im Dorfe Sommathie mit zwei Offizieren des Generalstabs in einem Billardzimmer; der eine von ihnen schlief auf dem Billard wie auf einem Katafalk. Aber an Ruhe war nicht zu denken. Unaufhörlicher Truppeneinmarsch. Mit Tagesgrauen ward's lebendig in den bairischen Vibuat's umher, die Sonne zertheilte endlich die düstern Regenwolken; der Rauch der Lagerfeuer lag wie ein Schleier über den noch von Wassertropfen glitzernden Sträuchen. Aber auch Kanonendonner begrüßte den Tagesanbruch vor Busancy, aus dem die Unsern den Feind vertrieben. Um 9 Uhr Morgens Ausbruch dahin mitten durch die bairischen Kolonnen, die den greisen König mit Jubel begrüßten.

Gegen elf Uhr Morgens am 30. hielt ich vor einem halb zerstörten Kaffeehause. Mein Bursche zerquetschte unsern Kaffeevorrath eben zwischen zwei Steinen, als vorübermarschirende Offiziere mir zuriefen, ich solle mich sputen. Ein dem Hauptquartier attachirter Engländer ritt hocherregt an mich heran und fragte: „Werden wir heute wieder schlachten?“ Er fürchtete schon, sich verspätet zu haben. Indeß, ich wußte, daß vor 12 Uhr gewöhnlich von uns nicht angegriffen wurde und wir dann in acht Stunden mit dem Feinde fertig waren. Und so geschah es. Um 12 1/2 Uhr jagten unsre Batterien zum Dorf hinaus; ich folgte ihnen. Links am Waldesfaum östlich von Verrières prozogen sie ab, dann plötzlich ward rechts geschwenkt, die Visière entlang, und hier ward ich Zeuge, wie unsre Artillerie zwei

ganze französische Lager auf einem weiten, ansteigenden Kornfeld beim Ablochen überrumpelte. Keine Feldwachen, keine Posten hatten sie ausgestellt; sie saßen gemüthlich bei ihren Gamellen! Unsere Granaten zerstückelten ganze Corporalschaften, und in wilder Flucht wurden die Lager geräumt. Bagage und Zelte blieben zurück. Grauenhaft war der Anblick der zerstückten Leichen, durch die wir vorgingen. Wäre ich nicht selbst Zeuge gewesen, ich hätte es für unmöglich gehalten, daß man am hellen sonnigen Mittag sich so attrappiren lassen könne.

Moltke mußte seine Freude daran haben, den Feind in einer Stellung zu finden, aus der er ihn direkt gegen die belgische Grenze werfen konnte. Unser 4. Corps, das 1. bairische und das 12. (sächsische) waren schon im Kampf. Am Nachmittag begab ich mich zur Ueberschauung des Schlachthales auf den Hügel über dem Dorfe Sommanthe, auf welchem der König mit seinem Generalstabe stand. Bismarcks weiße Feldmütze leuchtete weithin, General Sheridan, der Amerikaner, lag mit seinen Adjutanten im Grase, Alle hatten das Fernrohr vor dem Auge. Unter uns im Thale vor dem Dorfe wogte das Gefecht; die Baiern hatten noch heiße Arbeit. Während der Stab am Rande des Hügels lagerte, machte die Wache desselben mit dem Säbel Jagd auf ein Häschen, das durch die Kartoffeln sprang; ein Maulwurf kroch durch das Kraut; wiederum Jagd.

Eben erzählte man, einer der Feldjäger des großen Hauptquartiers, der an den Prinzen gesandt, sei bei Verdun von den Franzosen abgefangen. Man war noch damit beschäftigt, ihn zu bedauern, als der Vermißte beim König eintraf. Scharfer und kalter Wind strich über die Höhe, als der Abend herabsank. Man zündete für den Monarchen ein Feuer an. Meine Pferde, ganz in der Nähe haltend, wurden schon durch den Qualm, den ihnen der Wind zutrug, gingen durch und wurden von der Stabswache aufgefangen. Vom Schlachtfelde sprengten Ordonnanz-Offiziere herauf und meldeten, der Feind werde im

Centrum und auf beiden Flügeln zurückgedrängt. Ich war eben im Begriff, mich hinab zu begeben, um noch dem Ende beizuwohnen, als General=Arzt Dr. Lauer mich ersuchte, doch Wasser heraufzuschicken, da man dem Monarchen einen Kaffee bereiten wolle. Aber wie gern ich diesen Dienst geleistet, die Kanonade begann eben wieder mit furchtbarer Gewalt, als ich das Thal erreichte, der Feind wurde verfolgt und dunkel war's bereits, als ich in dem Dorfe Sommathé, das von bairischen Verwundeten angefüllt, mir ein Nachtquartier suchen konnte. Der König hatte sich wieder nach Grandpré begeben. Unter seinen Augen hatte der Kronprinz von Sachsen heute den Sieg erfochten.

Um Mitternacht ward ich aus dem Schlaf geweckt. Ein bairischer Offizier trat mit einigen seiner Leute ein, durchsuchte das Bauernzimmer und machte, mich erblickend, mir Vorwürfe, daß ich so sorglos daliege. Man hatte eben aus dem Keller ein Duzend bewaffneter Blousenmänner herausgeholt und durchsuchte das Haus nach Waffen. — Am nächsten Tage, dem 31. August, sah ich von meinem Fenster am Marktplatz von Beaumont der Fleischer=Arbeit der französischen Aerzte zu und beritt dann das ganze mich an Thüringen erinnernde Ardenmenthal, in welchem der Kampf gewüthet. Zwei herrliche Zeltlager hatte der Feind in panischem Schrecken zurückgelassen, aber grauenhaft waren in denselben die Verwüstungen der Granaten. Mit welcher kindischen Zuversicht das französische Kriegsministerium seine Offiziere für den Feldzug ausgerüstet, bewies mir eine auf den Stoppeln liegende, sauber lithographirte und kolorirte Zeichnung mit der Ueberschrift «Fronts de Königsberg, se rapprochant du tracé bastionné». Also bis zu unsern nördlichsten Festungen war die Reise geplant! Dem Könige ward in Rheims diese Zeichnung bei Tafel vorgelegt und sie ward unrichtig befunden. Sicher aber hätten die französischen Offiziere diese Festung am Rhein gesucht.

Jedes unsrer blutigen Dramen hatte seine drei, vier Akte. So Weißenburg, Wörth und Spichern, dann Courcelles-Moissville, Mars-la-Tour, Gravelotte, und jetzt Beaumont, Mouzon, Remilly und — Sedan, über dem eben der Vorhang aufgehen sollte.

Mouzon und Remilly waren am Abend noch genommen, der Sturm auf Sedan begann bei Sonnenaufgang. Unsere Heere standen um Sedan im Bogen, der erst um Mittag nach der belgischen Grenze zu durch die Preußen und Sachsen geschlossen wurde und sich im Laufe des Nachmittags bis schließlich an die Außenwerke verengte und die französischen Truppen unter furchtbarem Feuer gegen Sedan zurückwarf. Mein Weg ging über die Trümmer der französischen Regimenter. Schon als ich Remilly passirt, sah ich die weißen Wölkchen der Batterien am blauen Himmel. Auf dem rechten Ufer der Maas vorgehend, sah ich von dem Dorfe Douzy aus das Artilleriefeuer auf den beiderseitigen Höhen. Der Donner der Kanonen rollte wie die Breitseiten von Linienschiffen, dazwischen wiederum das Orgeln der Mitrailleusen. Der Rauch bildete förmlich eine Nebelwand. Der Feind spielte heute seinen letzten Trumpf aus.

Um dem Gefechte nahe zu sein, eilte ich nach Bazeilles und fand hier die Baiern und Sachsen gegen ein weit überlegenes Feuer kämpfend. Danach überschaute ich den Kampfplatz von einer Höhe, gerade in dem Moment, in welchem die französische Kavallerie vor dem Kesseltreiben unsrer Batterien konzentrisch gegen Sedan zurück floh. Etwa um 3 Uhr kehrte ich nach Bazeilles zurück, wo der Kampf noch immer unentschieden, obgleich dieses Dorf vor Sedan genommen war, und hier ward ich selbst Zeuge der Veranlassung des Brandes von Bazeilles, um die so viel gestritten worden. Eben mit meinem verehrten Freund, dem Regimentsarzt Dr. Friedrich aus München, in der Straße zusammentreffend, der in Bazeilles seinen Verbandplatz etablirt, fielen wohl ein Duzend Schüsse aus einem der Häuser auf

die Verwundeten, die sich über die Straße schleppten; andere Schiffe bestrichen die Straße in ihrer Länge. „Steckt das Nest in Brand!“ schrie einer der bairischen Soldaten empört (denn so gebot ein Tagesbefehl) und die That zum Worte fügend, zog er einige Bündhölzer hervor, fuhr mit denselben über seinen Hintertheil und drang in das nächste Haus. Mehrere Kameraden folgten dem Beispiel und in wenigen Minuten standen schon die Vorhänge der Häuser in Flammen. „Die Dummköpfe! Sie zünden sich ihren eignen Verbandplatz an!“ rief Dr. Friedrich, als das Feuer schon die Dächer der kleinen und leichten Häuser erklettert, und alsbald loderte es über allen Giebeln.

Um 4 Uhr waren inzwischen die Höhen von Bazailles genommen, ein wüthes Geschützfeuer dröhnte jedoch noch im ganzen Ring, in Sedan brannte es, ebenso in verschiedenen Dörfern des Schlachtkreises. Der König, als er von seinem Standort die wilde Flucht des Feindes auf Sedan zu gewahrt und trotz Allem der Feind noch keine Kapitulation bot, ließ das Feuern einstellen und durch den Oberstlieutenant v. Bronsart zu einer solchen auffordern. Napoleon selbst empfing diesen und verwies ihn an den General von Wimpffen, der für den verwundeten Mac-Mahon eben das Kommando übernommen.

Um diese Zeit hatten die Baiern, denen die Ehre des Tages gehörte, sich bereits in den Werken von Sedan, in Balan, festzusetzen gesucht. Da sie von Uebermacht hart bedrängt, erhielt ein Bataillon unsres 71. Regiments die Ordre, ihnen zu Hülfe zu kommen und das Dorf, wenn schon verloren, wieder zu nehmen. Hier, wo der Kampf seit Tagesanbruch und immer gegen feindliche Uebermacht unmittelbar vor den Festungswerken getobt, traf ich eben wieder ein, als die Baiern in neuem Vorstoß mit Unterstützung der Artillerie wieder ins Dorf zurück und bis an die Glacis geführt wurden. Da erschien auf dem Wall über dem Festungsthor, vor dem wir standen, eine weiße Fahne. Hauptmann Bergmann vom 71. und Hauptmann Körb-

ling vom 7. bairischen Regiment gingen mit einem Trompeter unter das Thor, sie ließen Signal blasen und forderten zur Uebergabe auf. Des Französischen mächtiger als die Herren, übernahm ich das Parlamentiren, erhielt aber ausweichende Antwort. Prinz Schwarzburg, vom Kommando der 8. Division, kam, da Stille eingetreten, zu uns geritten. „Durchlaucht,“ rief ich, „Sie imponieren den Kerlen da oben jedenfalls mehr; fragen Sie doch, was sie eigentlich wollen!“ Ein vor das Thor kommender Unterhändler verlangte zuvörderst das Einstellen des Schießens. Hauptmann Bergmann ließ also seine Leute, die bis dicht an den Festungsgraben heran waren, die Gewehre vor dem Thor zusammensetzen, und damit ruhten die Waffen. Die Franzosen auf den Wällen waren entweder des Kampfes müde geworden oder sie hatten von Unterhandlungen gehört, denn gegen 7 Uhr überbrachte der General Keille dem Könige den Brief Napoleons, der dem Sieger seinen Degen bot, da es ihm nicht vergönnt gewesen, an der Spitze seiner Truppen zu sterben, woran ihn sicher nicht einer seiner Soldaten gehindert haben würde.

In Balan verbrachte ich die Nacht, aber was für eine! Mit von der Feuerzbrunst in Bazailles entzündeten Augen, auf der einen Seite eine Schüssel mit kaltem Wasser, auf der andern eine hohe Kanne voll Kaffee, um mir mit dem einen die Augen zu kühlen, mit dem andern mich wach zu erhalten, über mir im Dachstock französische Bersprengte, die sich hinter der Thür verbarrikadirt, unter mir in den fensterlosen Zimmern und auf dem Hofe das Jammern von Schwerverwundeten — so schrieb ich bis zum Morgen meinen Bericht an die Kölnische Zeitung. Als ich mit demselben das Haus verließ, begegnete mir gerade die Feldpost; ich warf dem Postillon meinen Brief zu und begrüßte dann den eben mit seinen Adjutanten vorüberreitenden bairischen General von Hartmann, dessen eine Divi-

sion gestern Balan genommen. „Unglücklicher,“ rief er lachend, „Sie vertrauen der bairischen Feldpost Ihre Korrespondenz an!“ — Und doch erreichte diese sicher ihr Ziel, während ein zweiter, das ganze welthistorische Tagewerk des 1. September umfassender Bericht, den ich der preussischen Feldpost am Abend des 2. übergab, mit derselben vom Feinde abgefangen wurde.

Am Balan-Thor traf ich eine Gruppe von Offizieren. Die Nachricht von der Uebergabe war gekommen. Wir näherten uns den Wällen, als gerade die Zugbrücke des Ausfallsthores nieder gelassen wurde. Eine Anzahl von Männern und Weibern, die sich in die Festung geflüchtet, quoll uns über dieselbe entgegen und verlangte zu wissen, ob die Prussiens sie durchlassen würden. Auf den Wällen war kein Soldat zu sehen, wohl aber bot sich uns ein originelles Bild: ein Bauerntweib aus den Ardennen stand, den rothen Regenschirm auf die Schulter gelegt, ganz allein über dem Thor auf dem Wall, wo sie wahrscheinlich ihren Sohn suchte, um ihn nach Hause zu führen.

Als die Ersten wohl traten wir durch das Thor. «Des Prussiens!» schrie es von allen Seiten. Die engen, schmutzigen, vom Regen durchweichten Straßen wimmelten von Bürgern, von waffenlosen Turcos, Zuaven, Kavallerie, Linie und Artilleristen und durch das Gewühl stürzten sich losgerissene Pferde. Es war ein furchtbares Chaos. Die Soldaten waren froh, ihrer Waffen ledig zu sein; sie hatten schon ihren Offizieren nicht mehr gehorcht. Ein riesiger Kavallerist steckte vor unsern Augen seinen Pallasch in eine Gasse, andre warfen ihre Säbel wüthend gegen die Mauern. Niemand belästigte uns. Immer von Neuem durch die Straßen tobenden, scheu gewordenen Pferden ausweichend, erreichten wir den Hof der Citadelle, in welchem einige aufgeregte arabische Hengste umher jagten. Eine preussische Husaren-Ordonnanz war bereits eingetroffen.

General Beurmann war seines Amtes als Kommandant schon entsetzt, schien aber sein und der Armee Schicksal sehr

gleichgültig hinzunehmen; er trat uns mit einigen Offizieren im Hofe entgegen. Mit uns war Hauptmann Kühne vom 71. Regiment, der gestern, leicht verwundet, gefangen in die Festung geschleppt worden. Man hatte ihn entlassen, aber ohne seinen Säbel, und den verlangte er jetzt zurück. General Beurmann erklärte nicht im Stande zu sein, diesen zu finden, er wolle ihm aber den seinigen geben oder ihm offiziell einen andern überreichen. In der Cantine der Citadelle fanden wir wenigstens ein Stückchen zähen Schinkens und ein Glas sauern Weins; danach zogen wir uns aus der inneren Festung in die Vorstadt zurück, vorüber an den Soldaten, die bereits in Kompagnien formirt, um nach Ablegung ihrer Waffen die ihnen befohlenen Sammelplätze zu suchen.

Es war ein trauriger Anblick, der sich uns hier draußen bot. Da lagen noch die Besspannungen der Munitionskarren, wie unsre Granaten sie hingeschmettert; barrikadenartig lagen die umgestürzten Wagen mit den todten Pferden, und — da lagen auch an der Parkmauer die Leichen der drei fanatischen Bürgerleute, die gestern Nachmittag beim Vordringen der Baiern in Balan aus einem Keller auf diese geschossen, neben ihnen die zweier Weiber, die sich in ihrem Haß an dem Kampf theiligt. Hatte man doch selbst einen Geistlichen süßlirt, der aus der Dorfkirche Feuer gegeben! — Unbegreiflich war dieser politische Fanatismus! Selbst heute war wieder aus den Häusern von Remilly auf unsre Leute geschossen worden, heute, wo nichts mehr zu retten! Freilich war die mobile Nationalgarde schon überall organisiert, wie wir das auch in Sedan fanden, und diese wurden dann auch von den Unsern als Soldaten behandelt; die bäuerlichen Freischützen aber wurden, da es an Stricken fehlte und man nicht wußte, wohin mit all den Gefangenen, ohne weiteres süßlirt; sie handelten ja auch weniger aus Patriotismus als aus blinder Wuth über die Zerstörung ihres Eigenthums.

Der König hatte sich am Abend des Schlachttages nach Vendresse begeben. Als er, noch ohne Nachricht über den Schluß der Kapitulationsverhandlungen, die in Donchery stattfinden sollten, Morgens 8 Uhr zum Schlachtfelde zurückkehrte, brachte ihm Moltke dieselbe mit der Meldung, Napoleon wünsche den König selbst in Donchery zu sprechen.

Als gestern dem General Reille, als Parlamentär an König Wilhelm gesandt, die Frage gestellt worden, ob denn der Kaiser noch über seine Truppen zu gebieten habe, hatte dieser die Antwort gegeben: *Comme Sa Majesté le Roi de Prusse!* Man hatte ihm die arrogante Entgegnung vergeben, obgleich sie eine Unwahrheit, denn Napoleon war schon am Nachmittage während der Schlacht von seinen Offizieren wie ein Lästiger oder Ueberflüssiger betrachtet worden, und diese thaten schon, was sie wollten. Wie sich auch herausgestellt, hatte man die weiße Fahne über der Zugbrücke des Balan-Thors um 5 Uhr schon aufgesteckt, die Waffen auf den Wall gelegt, sie auf den Straßen in die Rinnen geworfen, ohne jede höhere Ordre. Man wußte ja auch in Sedan schon, daß man dem Kaiser in Paris den Stuhl vor die Thür gesetzt, der auch seinerseits bereit, nur einen Pakt im Interesse seiner Dynastie zu machen und die Armee im Stiche zu lassen, und sich der tiefsten Demüthigung unterzog, am Morgen nach der Schlacht vor dem Schreinerhäuschen auf der Höhe von Cheveuges sitzend, eine Cigarre rauchend, das Generals-Käppi auf dem Haupt, im Militär-Paletot, geduldig auf die Ankunft des Grafen Bismarck zu warten.

Und ein hoch interessanter Moment war's ja, wie er doch mit ängstlicher Spannung den Mann kommen sah, der — Bismarck wußte es — in dem kleinen Cercle der Tuileries stets der Gegenstand beißenden Spottes gewesen; wie er, als Bismarck kaum noch zwanzig Schritte von ihm entfernt, bemerkte, daß des eisernen Grafen Hand eine Bewegung zu seinem Revolver machte (absichtslos, denn dieser hatte sich nur während

des Mittels am Gurt verschoben) und wie über Bismarck's Gesicht ein Lächeln flog, als er sah, was in Napoleon vorging.

Die Weltgeschichte hat kaum ein interessanteres tête-à-tête aufzuweisen als die Unterhaltung dieser beiden Männer: Bismarck's hohe, imponirende, während derselben die Achsel zuckende Gestalt in den großen Reiterstiefeln, die Hand auf den Korb des Pallasch gelegt, das Auge unter der etwas in den Nacken gedrückten weißen Mütze mit so satirischer Ueberlegenheit auf die kleine, untersekte Gestalt, auf das bleiche, abgespannte Antlitz, die bittende Haltung desselben Mannes geheftet, der so lange Europa den Fuß auf den Nacken setzen zu können geglaubt, dem Bismarck jetzt in seiner derben Weise erklärte, es lohne sich gar nicht, ihn zum Könige zu führen, wenn er nichts mehr zu befehlen habe. — Und wiederum mußte Napoleon geduldig warten, bis der Bundeskanzler seinen Wunsch erfüllen, ihn dem Könige vorführen konnte, nachdem dieser sich mit seinen Offizieren berathen. Lange saß er da im Schlosse Bellevue, bis endlich die heransprengende Stabsbedeckung die Ankunft König Wilhelms und des Kronprinzen verkündete und er entblößten Hauptes in dem Glaspavillon, beobachtet von außen, vor dem greisen Monarchen stand, den er vor kaum acht Wochen durch Benedetti so gröblich verlegen ließ! — Ich sehe ihn noch, wie er über die kleine Freitreppe das Schloßchen wieder verließ, um als Gefangener auf Ehrenwort am nächsten Tage in seiner Equipage, begleitet von dem General-Adjutanten von Boven und dem Lieutenant Fürsten Lynar, gefolgt von Hofwagen und Fourgons, mit glänzendem Gefolge über Belgien die Reise nach Cassel anzutreten. . . .

Bazaine, mit Canrobert und Leboeuf in Metz eingeschlossen, hatte sich inzwischen allerdings zu dem Rendezvous einfinden wollen, das ihm Mac-Mahon über Diederhosen auf den 31. August in der Richtung der belgischen Grenze hatte ansagen lassen. Er hatte einen wüthenden Ausfall gegen das

erste Corps unter General von Mantouffel und die Reserve-Division Kummer gemacht, um nach Nordosten den ihn umschließenden eisernen Ring zu durchbrechen, und wirklich war es ihm gelungen, die Unsrigen aus mehreren ihrer in aller Eile besetzten Stellungen heranzutreiben. Zum zweiten Male tobte der Kampf namentlich um Noisseville, vergeblich aber war das Ringen der Franzosen; Bazaine mußte sich in die Festung zurückziehen, während Mac-Mahon bereits verwundet in Sedan lag.

Auch bei Straßburg war während dieser Tage blutig gestritten worden; die Ausfälle vom 29. August und 2. September aber waren zurückgeschlagen und für die Belagerung das 14. Armeecorps unter General von Werder formirt worden. In beiden Festen war also der Feind hinter sicherem Riegel und so machten sich denn unsre Truppen in drei parallelen Linien marschfertig gegen Paris, wo Held Palikao erst vier Tage später den Kammern die Niederlage von Sedan und die Gefangennahme des Kaisers zu bekennen wagte, Gambetta mit seinen Getreuen zum Stadthause zog, um die Republik zu proklamiren, während die Kaiserin-Regentin in aller Stille unter Mitwirkung des österreichischen Gesandten Fürsten Metternich nach England floh.

XXXVI.

In Rheims. — Der Vormarsch auf Paris. — Frankreichs Verödung. — Meaux. — Der Maskenzug. — Victor Hugo umarmt die deutschen Freunde. — Im Weichbild von Paris. — Jules Favre kommt. — Hungersnoth bei James Rothschild in Ferrières. — Die Einschließung. — Die Schlösser vor Paris. — In Versailles. — St. Cloud und Sèvres. — Jules Favre bestreut uns aus dem Luftballon. — Meudon und der Kronprinz. — Wie man sein Glück verschmäh't. — Adalbert von Baudissin als Armee-Lieferant. — Bei der Uebergabe von Metz. — Bazaine erscheint vor dem Prinzen Friedrich Karl. — Traître Bazaine! — Abzug der gefangenen Armee. — Wieder vor Paris. — Beim Großherzog von Mecklenburg. — Rouher's Landstü und sein Archiv. — Was ich darin vorfand.

In Rheims, der reichen Krönungs- und Champagnerstadt, gab's endlich einmal ein behagliches Quartier, eine genießbare Mahlzeit im Lion d'or. «La mort dans le cœur» hatten die zurückgebliebenen Behörden durch Anschlagzettel die Einwohner beschworen, nichts gegen den Feind zu unternehmen, und im Widerspruch hierzu war doch schon die Nationalbewaffnung in vollem Gange. Wir Deutsche mußten der Einwohnerschaft im Allgemeinen als scheußliche Raubhorden geschildert sein trotz all dem Champagner, den man von hier nach Deutschland zu versenden gewohnt, denn die Schaufenster der Magazine waren ausgeräumt oder es hingen nur werthlose Dinge darin. Indeß erholte man sich bald von dem ersten Schreck. Mein Quartierwirth z. B., ein reicher Fabrikant, erklärte mir, als ich in sein Thor fuhr, mit grotesker Haltung: «Monsieur, il n'y a rien à manger!» Ich antwortete ihm: «Je ne demande

rien», und speiste mit den Offizieren vergnügt im „Lion d'or“, wo der Champagner floß. Am Abend schon fand ich in meinem Zimmer ein Couvert mit Burgunder und Sekt, rührte aber nach unsrer Verabredung nichts an. Es hatte sich überhaupt niemand hier über Mangel an Aufmerksamkeit zu beklagen; wer für Champagner schwärmte, fand hier dessen in Ueberfluß und die riesigen Kellereien, die gern geöffnet wurden, spendeten bereitwillig. Es herrschte eine gewisse Schlemmerei hier nach all den Entbehrungen; Rheims hätte ein Capua werden können, aber das Vergnügen währte ja nur ein paar Tage.

Der große Generalstab war bei den reichen Fabrikantenfamilien einquartiert, der König wohnte im erzbischöflichen Palais, der Kronprinz im Schlosse der Veuve Cliquot. Während die dynastische Partei bereits Deputationen gesandt hatte, die natürlich wegen Mangel an Vollmacht nicht empfangen werden konnten, war die Armee des Kronprinzen schon auf dem Vormarsch gegen Paris, von wo Jules Favre uns drohte: «Après les forts les remparts, après les remparts les barricades, mais surtout les poitrines de 300,000 combattants!» Auch das mußte natürlich riskirt werden! — König Wilhelm begab sich am 10. September nach Chalons, wo die abziehende französische Besatzung wie die Vandalen gehaust, den Pavillon des Kaisers im Innern zerstört und die Wände, die kostbarsten Tapeten mit Gemeinheiten beschmiert hatte. Nur die Gemächer der Kaiserin waren leidlich geschont. Die Zelte standen wohl zum Theil noch da, zeugten aber von der eiligsten Flucht aus diesem Vergnügungslager, denn weiter war es nichts gewesen.

Zähe Flucht herrschte auf der ganzen Route vor dem ersten «Ulan», dessen Fähnlein sich zeigte; Verödung überall in den reichen gesegneten Fluren, denn von Paris war die Ordre ergangen, dem Feinde nur „Oede“ zu hinterlassen, Alles mitzuschleppen, was ihm als Nahrung dienen könnte; und so war denn kein Körnchen Futter selbst für die Pferde zurückgeblieben.

Kleine Städte und Dörfer waren total verlassen, kaum eine Kaze war zurückgeblieben. Mein Bursche erkletterte oft den höchsten Strohboden, um in den Taschen einige Hände voll Hafer aus den Ecken zusammen zu scharren.

Im „Elefanten“ in Chateau-Thierry sitzend und eben im Begriff, zu den Vorposten zu gehen, sah ich bei strömendem Regen auch das große Hauptquartier schon eintreffen. Das 6. Corps hatte große Sehnsucht, einmal an den Feind zu kommen, nachdem es von Schlessien in Eilmärschen in Frankreich eingerückt, aber es war „nichts los“; auch in Quincy-Segy bei den Vorposten nicht; die Offiziere des General-Kommandos beschäftigten sich aus Langerweile mit der Jagd.

Im Uebrigen waren von menschlichen Wesen nur alte Weiber zurückgeblieben, die sich auch noch fürchteten, gefressen zu werden. Wie wenig wir Deutsche indeß den Ruf verdient, der uns voranging, das bewies der Offiziers-Bursche eines der Ordonanz-Offiziere des General-Kommando, der in Quincy-Segy mit pfißigem Gesicht meldete: „Herr Lieutenant, als ich eben Stroh vom Boden holen wollte, fand ich zwei hübsche Mädchen darin versteckt. Was soll ich mit ihnen machen?“ — „Deck' das Stroh wieder drüber und laß sie in Ruh!“ — war die Antwort.

Immer unheimlicher noch wurden die Dörfer, die Städtchen, je näher an Paris; klaffende Hausthüren, zerstörte Fenster, kein lebendes Wesen, lautlose Stille in den Gassen! Ebenso waren die Landstraßen; die Schloßparks an denselben glichen den Friedhöfen mit ihren weißen Statuen zwischen den verdorrten Bosquets und die Teiche, die Bassins deckte verfaulendes Laub. Die Besitzer waren geflohen, nur einen hungernden Verwalter zurücklassend. Einen Feldpostillon sah man allenfalls über die Höhen reiten oder eine Schaar von Raben aus den Kronen der Bäume auffliegen. Ich hatte oft, von einem Vorposten zum andern mich bewegend, das Gefühl; als sei ich

der einzige Mensch, so weit das Auge selbst von den Hügeln hinab reichte; nur wenn ich an zerstörte, verödete Gehöfte kam, sah ich, daß es noch Andre hier gegeben hatte!

Vor Meaux bot sich mir auf der Ponton-Brücke über die Marne ein seltsames Schauspiel: ein Maskenzug! Unsere Spitze hatte in der Vorstadt ein Masken-Verleihgeschäft ausgeräumt und veranstaltete einen Karnevalzug. Es herrschte abermals Regenwetter. In den Straßen fand ich ein noch vom Kleister frisches riesiges Plakat an den Mauern, dessen Ueber- und Unterschrift mich interessirte. «Aux Allemands» lautete die erstere, Victor Hugo die andere.

Schon die ersten Zeilen überzeugten mich, daß er, der Poet von Gottes Gnaden, in seiner Angst um Paris hier eine echt poetische Dummheit begangen. Ich sah ihn vor mir, wie er die Unwahrheit schrieb: «Allemands, celui qui vous parle est un ami!» Er hatte nämlich niemals Achtung für die Deutschen gehabt. „Vor drei Jahren bei der Weltausstellung hieß ich Euch von meinem Exil aus in Eurer Stadt willkommen! In welcher Stadt? In Paris, denn Paris gehört nicht uns allein, auch Euch! Berlin, Wien, Dresden zc. sind Eure Hauptstädte, Paris ist Eure Centralstadt! In Paris schlägt das Herz Europas! Jetzt aber kommt Ihr nicht als Freunde — als Feinde in Folge eines unseligen Mißverständnisses. Ihr wollt es zerstören! Wir werden es vertheidigen, aber, wir erklären es, wir werden Eure Brüder bleiben, und wißt Ihr, wohin wir Eure Verwundeten bringen werden? In den Palast der Nation! Wir bestimmen im Voraus die Tuileries als Hospital für die preussischen. Dort wird die Ambulance der braven gefangenen Soldaten sein, dort werden unsere Frauen sie pflegen; Eure Verwundeten werden unsere Gäste sein, wir werden sie königlich behandeln; Paris wird sie in seinem Louvre empfangen!“ Danach aber verfiel er in eine andre Tonart: „Ihr habt den Sieg, wir den Ruhm! Täuscht Euch nicht! Paris liebt Euch, aber es wird gegen Euch

kämpfen «avec toute la majesté formidable de sa gloire et de son deuil. Paris, menacé de viol brutal, peut devenir effrayant! Jules Favre hat Euch das schon gesagt!» — So ging das weiter bis zu dem Schluß: «Quant à moi, vieillard, j'y serai, sans armes. Il me convient d'être avec les peuples qui meurent, je vous plains d'être avec les rois qui tuent.»

Und diesen Gallimathias richtete der alte Phantast in seiner Todesangst in französischer Sprache an unsre Soldaten, ließ ihn so zu sagen an der Schwelle der Hauptstadt anschlagen! Ich war vielleicht der einzige, der in dem Regenwetter Notiz davon nahm; ich ließ mir sogar das frisch angeklebte Blatt von der Mauer lösen, um es bei meinen Curiositäten aufzubewahren. Da war Jules Favre, auf dessen bombastische Drohungen Hugo sich berief, inzwischen doch schon klüger geworden; es war nämlich bereits von England durch einen Sekretär der Botschaft in Paris, dessen Anwesenheit Aufsehen machte, angefragt, ob man Favre im Hauptquartier empfangen wolle; die Antwort aber hatte gelautet, man könne ihn nicht als Minister einer Regierung empfangen, die nicht anerkannt worden, sondern nur als Privatmann. Inzwischen ward nicht gezaudert, auch der Kronprinz kam am 16. September nach Meaux zur Berathung über die Einschließung von Paris und am 19. kam auch schon die Meldung, der Kronprinz von Sachsen habe bei Paris ein französisches Lager vor sich, woraus zu schließen, daß der Feind den Kampf vor der Hauptstadt im freien Felde annehmen wolle.

Die Einschließung von Paris sollte so schnell geschehen, daß der republikanischen Regierung die Flucht abgeschnitten werde. Der König befahl den Aufbruch des Generalstabs nach Ferrières, dem Mustergut James Rothchilds, die Intendantur sollte nach Vagny gehen.

Während dieser Tage befand ich mich bereits auf einer Privat-Recognoscirung durch die Ortschaften im Weichbilde von Paris. Nichts störte mich in derselben; keine französische Uniform zeigte sich; selbst die Schaaren von Pariser Freiwilligen, den Franc-tireurs, den Corps francs und wie sie alle später sich noch nannten, die mit Todeswuth sich dem Feinde entgegen zu werfen ausgezogen waren, sie hatten nur die trostlosesten Spuren ihres Heldenmuthes zurückgelassen. So fand ich z. B. in dem 2 $\frac{1}{2}$ Meilen von Paris entfernten Städtchen Claye nur ein einziges lebendes Wesen, ein altes Weib, das im Hofe des «Cheval blanc» unter umhergestreuten Trümmern suchte und mir sagte, sie sei eine Deutsche, die aus Paris ausgewiesen. Verwüstung in dem ganzen Gasthause vom Dach bis zu dem ausgeräumten Keller hinab; Locken und Chignons, Crinolinen und Jupons, Hemden und die geheimsten Gegenstände der Toilette lagen in den Korridoren umher gestreut; Schüsseln, Teller, Kessel, Kasserollen, alles zertrümmert, die Schiebläden der Möbel ausgeräumt! Und ein gleiches Bild boten alle die reizenden Landhäuser; kein einziges war verschont; alle Schlösser waren erbrochen, die Stuhuhren, Gemälde zerstört. Nur Vandalen konnten hier so gehaust haben und noch hatte kein deutscher Fuß das Städtchen betreten. Der einzige Einwohner, der zurück geblieben, ein Beamter der Pariser Omnibus-Gesellschaft, gab mir endlich Aufschluß: „So haben die hier gehaust, von denen wir unsre Rettung erwartet!“ rief er. „Sie haben die Männer, die den Muth hatten, hier zu bleiben, gemißhandelt, die Weiber injultirt und sind erst abgezogen, als sie Alles ausgeraubt!“ — Und so verwüstet fand ich auch die übrigen Städtchen der Pariser Umgebung. —

Als der einzige Gast der Stadt, saß ich danach vor der „Sirene“ (oder Sibylle?), einem hübschen Hotel in Lagny, das noch vom Kriege nicht berührt, als das große Hauptquartier an mir vorüber zog. Geheimrath Bork, der Sekretär des Königs,

grüßte aus seinem Wagen; er bestätigte mir, was ich gehört, daß Jules Favre, als Vermittler den König suchend, hier durchkommen müsse. Ich schloß mich dem Hauptquartier an und sah unterwegs den Grafen Bismarck, Baron von Meudell an seiner Seite, über die hohe Böschung an der Straße reiten. Den Wagen verlassend, wagte ich es, zu ihm zu treten, um wegen der Vermittlungsgerüchte eine Frage an ihn zu thun. „Ich will von hier oben nur unsere Kolonne in Ordnung bringen!“ gab er mir ausweichend zur Antwort, reichte mir die Hand vom Sattel, und in dem Moment sah ich auch bereits einen geschlossenen Wagen, darin einige Herren mit weißen Kravatten, an der Kolonne vorüber fahren. Ich hatte Jules Favre erkannt, der auf dem Wege nach Meaux umgekehrt, um den Bundeskanzler in Ferrières zu suchen, wohin dieser ihn hatte bestellen lassen.

Eine wirklich fürstliche Residenz, die des Herrn Rothschild, mit ihrem Schloß und all den herrlichen Park-Anlagen, in denen man versucht war, auf die jetzt vernachlässigt umher fliegenden Fasanen mit dem Revolver Jagd zu machen! Jules Favre, am Nachmittage eingetroffen, mußte am Abend im Schloß eine halbe Stunde warten, bis der Bundeskanzler gespeist hatte, und bei dieser Gelegenheit sah ich den Mann mit dem Backenbart und dem buschigen Haar das Schloß betreten. Bismarck empfing ihn parterre im Bureau des Castellans und verhandelte mit ihm bis gegen Mitternacht. Der König, der sich an dem Tage noch nach Claye begeben, während bei St. Denis ein kleines Gefecht stattgefunden, war erst Abends im Schloß abgestiegen und ließ sich nicht mehr sprechen. Am andern Morgen, als Bismarck Vortrag gehabt und danach die Generale berathen, ließ er Favre zu sich bitten, der danach Ferrières verließ, sich sein Quartier reservirend, um wieder zu kommen. Der König seinerseits erhielt an dem Tage die Nachricht von einem siegreichen Gefecht des Kronprinzen gegen drei französische Divisionen bei Ecceux und der vollendeten Einschließung von Paris. Schneider erzählt in

seinen Kaiser-Memoiren, der König habe sich geäußert, der Herr Favre werde wohl nicht wieder kommen, nachdem seine Propositionen abgelehnt; er sitze noch auf einem viel zu hohen Pferde; übrigens könne man ihn nur wie jeden andern Einwohner von Paris betrachten, da eine Regierung der Défense nationale nicht anerkannt sei; wenn Herr Favre nach Hause komme und von der gestrigen Niederlage höre, werde er wohl den Ton herabstimmen.

Friedliche Stille herrschte in Ferrières; man sah allenfalls den König mit einigen hohen Herren durch den Park spazieren. An der Seite des Großherzog von Mecklenburg, der soeben eingetroffen war, es mir gestattet, auch das Innere des mit Verschwendung ausgestatteten Schlosses zu durchschreiten, von dessen kostbaren Mobilien selbst das unbedeutendste das freiherrliche Wappen des Besitzers trug. Was mir aber interessanter als all der ausschweifende prächtige Luxus, das war die Bescheidenheit des gegenwärtigen königlichen Bewohners, der erklärte, er könne sich so etwas nicht erlauben, das Badezimmer zu seinem Arbeitskabinet gewählt und, das prachtvolle Schlafzimmer vermeidend, sein Feldbett im Badezimmer hatte aufschlagen lassen.

Hatte bisher in des reichen Mannes Besizthum der Ueberfluß geherrscht, jetzt hungerte Alles; so Mancher nährte sich von Wurzeln und Baumfrüchten, denn der Mangel an Verpflegung war drückend geworden, auch mir, der ich bei einigen Herren des Generalstabes schmarrögen mußte. Der Kronprinz war bereits in Versailles, ich brach also am 23. dahin auf, ohne die Hindernisse zu erwägen, die sich mir entgegenstellen sollten. Der Weg maß acht Meilen; dazu aber kam, daß über alle die Barrikaden und Berhaue auf der großen Straße in dem von mir zu beschreibenden Halbkreise nicht vorwärts zu kommen, und täglich ward ich auch bei den Vorposten zu einem Bombardement der Forts eingeladen, ja suchte ich zur Nacht ohne Licht, bei einem Kaminfeuer ein Lager in all den schönen verödeten Schlössern,

so jagten mich die Granaten wieder hinaus, die am frühen Morgen schon auf das Dach schlugen und mich zwangen, eine schützende Matratze auf dem Rücken, das Weite zu suchen.

Und welchen Eindruck empfing ich zuweilen beim Betreten dieser hocharistokratischen, an den Giebeln und Pforten heraldisch geschmückten Residenzen! Alles verrath die eiligste Flucht der Familien, die noch an die Versicherung der *Défense nationale* geglaubt, man werde den Feind vor Paris erwürgen. Da stand und lag in den Salons Alles wie sonst; in den Bibliotheks- und Arbeitszimmern lagen angefangene Briefe auf dem Tisch, in den Wohnzimmern lagen unvollendete Handarbeiten und in den Schlafzimmern der Töchter — die Diskretion verbietet mir eine Schilderung, aber einen flüchtigen Blick wenigstens thue ich auf das Bild: Schuhe und Stiefelchen standen vor den Betten, aus denen das Erscheinen des ersten „Man“ die Aermsten aufgeschreckt; ein Strumpf hing wohl melancholisch über dem Stuhl, den noch anzuziehen keine Zeit mehr gewesen; auf den Toilettentischen, den Gueridons in der Hast umgeworfene Photographien von Pariser Elegants oder Freundinnen; Briefe in den halbgeöffneten Schiebläden, die man mitzunehmen nicht mehr vermocht, und welche interessante Dinge standen in denselben! Aber ich habe nichts verrathen von dem Inhalt und will nur wünschen, daß damals Alles gut geendet, was da heimlich eingefädelt war.

Zu Bonneuil-sur-Marne saß bei meiner Ankunft Oberst v. Briesen eben Mittagß unter den Orangen des Schlosses und erwartete den ewigen Jules Favre, der einen Begleiter hier bei den Vorposten zurückgelassen. Als er jetzt kam, bat er um eine Eskorte bis zu den französischen; man verweigerte sie aber, da schon auf solche geschossen worden, und so mußte er denn ohne Bedeckung fahren; man gab ihm aber eine Serviette als Parlamentärflagge mit. — Von hier wieder ein großer Umweg auf Chatenay, wo die Baiern lagen; von da über Verhaue und

Barrikaden erreichte ich dann nach vielen Fährlichkeiten endlich Versailles, wo «toutes les gloires de la France» versammelt, jedes Bild, jede Statue von Frankreichs Unbesiegbarkeit erzählte. Ich hatte früher sie hundertmal schon bewundert und war froh, endlich in meinem Quartier, hôtel de la Chasse neben dem Schloß, zur Ruhe zu kommen, denn daß die Sache hier den ganzen Winter hindurch dauern werde, davon war ich überzeugt, wenn Paris, über dessen Verproviantirung man sehr im Unklaren, nicht inzwischen verhungerte.

So langweilig das jetzt beginnende Stadium des Krieges, die Belagerung von Paris, ich könnte einen ganzen Band füllen mit kleinen Details selbst aus den Tagen, an welchen Podbielski „Nichts Neues vor Paris“ meldete, muß mich aber auf das Nothwendigste beschränken. Die ersten Wochen verbrachte ich, um unsre Cernirungs=Arbeiten im ganzen Umkreise zu „bereisen“ — so darf ich mich ausdrücken, denn es war eine schwierige und oft gefahrvolle Aufgabe, da die Geschütze der Forts die Kommunikationen zwischen den Feldwachen bestrichen. Das Hin- und Herreden war zu Ende; die Pariser wollten lieber alle sterben, in ihren Straßen fallen; ja die drei schwarz gekleideten Wirths=Damen meines Hotels, die ich die Zauberflöte nannte, versicherten mir: selbst wenn alle Männer getödtet seien, würden wir es mit den Weibern zu thun bekommen, jedes einzelne werde eine Heldin von Saragossa sein. Die Sache konnte also schließlich noch sehr schlimm werden.

Lebhaft ging es schon gleich anfangs bei unsern Posten an der Seine bei Sèvres und St. Cloud zu, wo unser „Verschönerungs=Verein“ mit einem freilich durch die Umstände gerechtfertigten Vandalismus die herrlichen Anlagen verwüsten, die seltensten Bäume für Berhaue fällen mußte. Wie oft hatte ich hier die schönsten Stunden verbracht! St. Cloud, Sèvres,

Bille d'Ubray, Versailles, Sceaux, Fontenai-aux-Roses u. waren meine Lieblingspunkte gewesen, und welche Zerstörung hier, namentlich als unsre Positions-Geschütze heran gebracht wurden! Das Schloß von Versailles sollte das große Lazareth werden. Die werthvollen Oelgemälde, meist zur Verherrlichung von Frankreichs Größe dienend, hatte man nicht fortzuschleppen können; sie wurden aber wie Heiligthümer von uns geschützt. — Mit wie andern Empfindungen schritt ich jetzt durch all die eitle historische Bilderprahlerei! Die Garnitur der Krönungswagen gab mir nur den einen Gedanken: so viel Wagen und so wenig Krone! Selbst die Gemächer der Königin Marie Antoinette, aus denen man die interessantesten Gegenstände weggeschafft, waren mir jetzt nur nackte Wände und der arme Neptun, wie er noch da am Rande des großen Bassins der Wasserkünste saß, flößte mir Mitleid ein. In den Räumen von Groß-Trianon war eine Ambulance etablirt, nach der Schweizerei zu und an den Ausgängen des Schloßparkes Barrikaden und Verhaue!

Gleich während der ersten Tage, als ich bei unsern Vorposten in Sévres am Ufer der Seine an der später sogenannten Parlamentär-Brücke lag, wo die Knallerei von den schwimmenden feindlichen Batterien ununterbrochen unterhalten wurde, überraschte uns unser Freund Jules Favre durch zwei wahrscheinlich an elektrischen Drähten aufsteigende Luftballons, die sich plötzlich von denselben lösten, in der Richtung von Bougival flogen und aus sich auflösenden Paketen eine Menge von weißen Blättern herabstrenten. Es gelang mir, eins derselben in einem Garten von Bougival zu finden und zwar zu Füßen einer marmornen Venus Kallipygos, der eine feindliche Granate die eine Hälfte des schönen Hintertheils abgeschlagen, auf das sie so stolz ist. Es war Favre's Bericht über seine Verhandlung mit Bismarck, die er auf diesem bald darauf nicht mehr ungewöhnlichen Wege dem Volke mittheilte. Der König von Preußen,

meldete er, sei gar nicht abgeneigt gewesen, auf einen vierzehntägigen Waffenstillstand einzugehen, habe aber das stärkste Fort, den Mont Valérien, als Pfand und die Provinzen Elsaß und Lothringen verlangt, und das habe er abgelehnt. — Hier in dem reizenden Bougival war ich auch Zeuge, wie unsre Leute unter großem Jubel aus der Seine das Kabel aufzickten, Verbindung mit demselben herstellten und die amtlichen Depeschen von Paris nach Rouen lasen, bis man in Paris Verrath witterte.

Es herrschte der kleine Krieg, so lange wir noch keine Positionsgeschütze hatten. Die Franzosen schossen auf jede ihnen mit einer preussischen Pickelhaube ausgestellte Puppe; sie waren hier eben groß im Kleinen und verschossen nutzlos eine Unmenge von Munition. Inzwischen erschienen in und um Versailles die ersten eisernen Kreuze auf der Brust der Tapferen; der Kronprinz selbst überreichte sie ihnen vor dem Schloß unter der Reiterstatue Ludwigs XIV. angesichts aller der steinernen Helden und erschien danach am Nachmittage in dem eben von den Franzosen geräumten und von unsern Jägern besetzten Schlosse Meudon, Plon-Plon's Besizung, von dessen Thurm man Paris fast unmittelbar zu Füßen liegen sah. Girardin hatte den blödsinnigen Einfall gehabt, ehe die Garnison abgezogen, den ganzen Wald vor dem Schlosse mit Petroleum, Schwefelsäure &c. füllen zu lassen; das Schloß war von dieser besetzt worden und unsre Leute waren eben beschäftigt, die Pulverfässer aus den Souterrains zu schaffen.

Am diesem Nachmittage saß ich in dem langen Salon des Erdgeschosses von Meudon, am Ende desselben vor dem Kamin, um eine Fleischbrühe zu kochen, als es plötzlich hieß: „Der Kronprinz kommt!“ die Thür hinter uns sich öffnete und der Eintretende meinen Namen rief. Der Prinz hatte nämlich im Hofe meine Pferde und die des Mister H., des im großen Hauptquartier akreditirten Sekretärs der amerikanischen Gesandtschaft, bemerkt, der mich gebeten, ihn mitzunehmen, da er vom

Kriege eigentlich noch gar nichts gesehen. Den Kochlöffel auf dem Rücken bergend, sprang ich auf. Der Kronprinz lachte. „Wir treffen uns immer auf Vorposten!“ sagte er. „Erinnern Sie sich unsrer schönen Tage in Egypten?“ Der hohe Herr erwähnte, zum Plaudern aufgelegt, einiger origineller Momente aus jener noch frischen Zeit; aber bei all seiner Herzensgüte mußte man doch ihm gegenüber jede Antwort auf die Goldwage legen. „Wer ist der Herr da?“ setzte er plötzlich und fast unmutig hinzu, denn mein Amerikaner war, begierig, dem sieg-gekrönten Feldherrn vorgestellt zu werden, unaufgefordert bis auf wenige Schritte gefolgt. Ich nannte H., auch die Eigenschaft, in der er hier war. Darauf unterhielt sich der Kronprinz mit ihm wohl eine Viertelstunde und verließ uns dann, um den Thurm zu besteigen. Kaum aber saß ich wieder bei der Fleischbrühe, als sein Adjutant, damals Hauptmann V. zurückkehrte. Der Kronprinz lasse fragen, sagte er mir, ob ich für den amerikanischen Herrn garantiren könne.

„Im Kriege kaum für mich selbst!“ antwortete ich. „Aber der Kronprinz hat sich doch mit ihm so lange unterhalten! — Kommen Sie 'mal her, Mister H.!“ rief ich diesen. „Präsentiren Sie Ihre Legitimation! . . . Künftig sehen Sie sich den Krieg allein an!“ setzte ich hinzu, als der Adjutant uns verließen. Der Vorfall war mir nämlich in der That unangenehm. Es war stets mein Prinzip gewesen, aus Vorsicht in Kriegen mit keinem andern Civilisten zu verkehren, und wäre es mein intimster Freund gewesen.

Schon auf dem Marsch war ich mehrmals dem Kronprinzen begegnet; das erste Mal hatte er mir die Hand gereicht und mir gesagt: „Wir sprechen noch mit einander.“ Dann bei der Kreuzung zweier Armeen auf dem Marsch hatte ich mit Louis Schneider, dem erwähnten Vorleser des Königs, am Dorfwege gestanden, als der Kronprinz langsam vorüber ritt. „Königliche Hoheit, zwei von derselben Sorte!“ hatte Schneider den Prinzen

begrüßt, und „Wir brauchen auch die Federn!“ war des Kronprinzen freundliche Antwort gewesen. —

Einige Tage später trat in Versailles ein Herr in Civil mit weißem Vollbart zu mir in mein Quartier. Er stellte sich mir als Herr Schr. aus Hannover vor und bat, ihm eine geschäftliche Anfrage zu gestatten. Was ihn nach Versailles führe, sei die Absicht, Lieferungen an Schlachtvieh für die Armee zu übernehmen; er trage zu seiner Ausweisung eine Summe von 500,000 Thalern bei sich, und da er mich auf dem Schloßplatz und im Hotel Reservoir mit den kommandirenden Herren in Unterhaltung gesehen, ich also gute Connaissancen haben müßte, mache er mir den Vorschlag, das Geschäft zu gleichen Theilen zu unternehmen; es seien Hunderttausende dabei zu verdienen. Mir war die Unterdrückung meines Befremdens über diesen Antrag ebenso schwer, wie ihm die Frage gewesen zu sein schien. Ich mußte aber ablehnen, da ich mich unmöglich mit dergleichen befassen könne.

Als ich später bei Beginn des Marsches zur Loire zur Seite des Höchstkommandirenden, meines hohen Gönners, des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin ritt, fiel mir die Sache ein. „Gnädigster Herr,“ fragte ich scherzweise, „wenn ich nun die Bitte zu stellen wage, mir die Lieferung von zwanzigtausend Schlachtochsen für die Armee-Abtheilung zu übertragen, welche Antwort würde mir werden?“ — Der Großherzog blickte mich erstaunt an und ich erklärte jetzt, was mich zu dieser Frage führe. — „Nun, warum nicht?“ versetzte er lachend.

Nach dem Gefecht von Le Mans trat auf einem Bahnhof ein Herr zu mir, sich mir als Dr. S. aus Halle vorstellend und den Wunsch äußernd, seine beiden Pferde zu den meinigen in den Wagen des Militärzuges stellen zu dürfen, da in demselben noch Raum sei. Er sagte mir, er habe eben wieder 30,000 Hammel an die Armee-Abtheilung geliefert. Auf meine Frage gestand er mir, er verdiene an jedem derselben einen Thaler.

Ich zog den Hut vor ihm. Nach dem Kriege sagte mir der Wirth des Schloßhotels in H., er habe während des Krieges mit dem Novellisten Adalbert von Vaudissin ein gemeinsames Geschäft der Art gemacht und diesem 90,000 Thaler als seinen Gewinn-Antheil ausgezahlt. Ich hatte allerdings gelesen, daß Vaudissin auf den Kriegsschauplatz gereist, aber keine Ahnung von seinen so glänzenden Speculationen gehabt. — So verläßt man, ein reicher Mann zu werden! Klug ist, wer keinen Anstand nimmt sich zu bücken, wenn er Gold am Wege liegen sieht. Doch dies nur in Parenthese.

St. Cloud war inzwischen unsre interessanteste Position im ganzen Belagerungsring geblieben. Von dem Schlosse, in welchem noch die Charpie lag, die von der Kaiserin und ihren Damen gezupft sein sollte, mochte noch eine unterirdische telegraphische Verbindung mit Paris bestehen und auch durch Personen unterhalten werden, die erst gefunden werden sollten. Von Interesse waren uns einzelne Kamin-Uhren, nicht weil wir als Uhrendiebe so bekannt waren, sondern weil einige davon, die zugleich Kalenderdienste thaten, auf «Dimanche 4 Septembre» zeigten. In den kaiserlichen Gemächern waren, vermuthlich durch die fliehende Dienerschaft, die schönsten Bilder aus ihren Rahmen genommen; in dem Jagdschloß aber hingen noch zwei Bilder, welche die schöne Eugenia zu Pferde unter Picadoren und Matadoren von Madrid zeigten. —

Toul hatte inzwischen am 23. September capitulirt, am 27. war Straßburg gefallen. Auch der König verlegte sein Hauptquartier am 5. October nach Versailles. Gambetta, der im Luftballon Paris verlassen, war in Tours mit Garibaldi zusammen getroffen und hier war beschloffen, einen förmlichen Bundenkrieg mit Verrath, Vergiftung, Muechelmord und Gott weiß was noch zu organisiren. Im Belagerungsring ward's langweilig; da einstweilen nichts zu erwarten, machte ich einen

Ausflug nach Deutschland. Auf meiner Rückreise war ich eben in Nanteuil, dem damaligen Endpunkte der Eisenbahn, vor Paris eingetroffen, als hier im Etappenbureau die Nachricht durchlief, auch Mex habe endlich capitulirt mit einer Besatzung von 173,000 Mann und ohne einen letzten Befreiungsversuch.

Rechtzeitig traf ich noch mit einem eiligst abgelassenen Militärzuge am späten Abend in Ars-sur-Moselle ein. Aber der Regen goß vom Himmel herab, tiefste Finsterniß um den Bahnhof! Rathlos stand ich da. Wo ein Quartier finden! Da vernahm ich Säbelklappern und fragte einen mir Unsichtbaren nach dem Etappenkommando. „Ist keins mehr hier! Mit wem habe ich die Ehre?“ fragte der Unsichtbare. „O, da kommen Sie nur mit mir!“ fuhr er fort, als ich mich vorgestellt. „Ich bin der Magazin-Verwalter J. Sie werden es die Nacht hindurch ganz gut bei mir haben; ein Bett steht zu Dienst und morgen früh, ehe unsre Truppen ihren Einzug halten, lasse ich Sie auf meinem Leiterwagen nach Mex hinein fahren.“

Besser hätt' ich's nicht treffen können, denn diese Herren waren immer gut versorgt. Am frühen Morgen saß ich denn auch schon, von dem Burjchen des Herrn J. begleitet, der sogar Mundvorrath mitgenommen, auf dem mit Strohbündeln gepolsterten Leiterwagen. Aber diese letzteren wurden mir eine Qual. Zu Hunderten trieben sich bis auf die Knochen abgemagerte Pferde mit abgefressenen Schwänzen, wahre Skelette, auf der Chaussee herum; sie folgten meinem Gefährt, rissen das Stroh gierig heraus, verschlangen es mit Heißhunger. Hier also ward mir schon ein Begriff von der Noth, die in der Feste geherrscht haben mußte, denn auch abgemagerte, hohläugige Landleute, die ihre verwüsteten Heimstätten aufsuchten, begegneten mir in Haufen, durchnäßt von dem Regen, der auch jetzt noch herab rieselte.

Um 1 Uhr erst begann der Ausmarsch der gefangenen Armee aus allen Thoren. Prinz Friedrich Karl hatte sich mit

seinem Stabe in großer Uniform hinter Jouy an der Chaussee von Frascati aufgestellt; unsre Korps blieben in ihrer Stellung; die hessische Division war zur Uebnahme der Gefangenen kommandirt. Und jetzt begann auch dieser welthistorische Akt, ein Nebelbild in dem feuchten Niederschlage: Bazaine, den ich hier zum ersten Male sah, erschien an der Spitze seines Stabes und ritt auf den Prinzen zu mit den Worten: «Monseigneur, j'ai l'honneur de me présenter!» Der Prinz winkte ihn an seine Seite und danach geschah der Vorbeimarsch der gefangenen Offiziere und der Armee, zum Theil nach den Waffen geordnet, zum Theil pêle-mêle.

Mann und Pferde sahen mir aber im Ganzen gar nicht aus, als habe die äußerste Noth in der Festung geherrscht. Die Uniform namentlich der Garde war fast neu, ebenso das Schuhzeug; die Pferde sahen noch leidlich aus, die Schwänze aber hatten sie alle eingebüßt. Sämmtliche Gefangene wurden auf die Wiesen der Chaussee Jouy-Metz geschafft und bewacht; ihre Haltung war eine würdige. Die Forts St. Quentin und St. Privat wurden besetzt. Ein riesiges Material fiel in der Festung in unsre Hände.

Auf dem Domplatz stand die eiserne Statue des Marschall Fabert, durch die Bewohner von Metz in Trauerflor eingehüllt, ehe sich die „jungfräuliche Feste“ dem Feind übergab. «Traître Bazaine!» stand mit Kreide an dem Postament. Die Fronten und Dächer der Häuser waren zum Theil von Granaten stark beschädigt. In meinem Quartier, dem Hotel du Nord, fand ich in den Speisesälen alle Tische überfüllt mit französischen Offizieren; keine einzige deutsche Uniform. Ich ersah indeß an einem der Tische doch noch einen leeren Stuhl und trat an diesen. Da aber drängte sich die dicke majestätische Wirthin zu mir. «Excusez, Monsieur!» rief sie impertinent. «Toutes les places sont prises pour nos officiers!» — Mit der größten Höflichkeit erwiderte ich ihr: «Je vous demande pardon, Madame,

les places sont libres, mais les officiers sont pris!» und nahm meinen Platz. Kein Wort fiel. Man servirte mir einen bœuf à la mode, der sicher vor Kurzem noch von einem Hujaren geritten worden oder eine Kanone gezogen, und ein Stückchen Kleien=Brotes. Da aber trat dann der Bursche des Herrn J. zu mir, eine Kaffeeplatte voll geschnittenen Weißbrots in der Hand. Ich offerirte davon meinen Nachbarn, aber sie dankten.

In der Stadt die höchste Ruhe und Ordnung. Ein amtliches Plakat gestattete den Offizieren, ihre Pferde mit nach Deutschland zu nehmen; dasselbe erschien eben an der Mauer, als ich mit einem derselben einen Handel um zwei edle Thiere für einen Spottpreis abgeschlossen. Als der Verkäufer das sah, drehte er mir mit einem «merci, monsieur!» den Rücken und nahm die Pferde mit sich. Heerdenweise wurden die übrigen fortgeschleppt. — Das Marschtableau für unsre sämtlichen Korps war ausgegeben und so wandte auch ich mich mit ihnen zurück auf den Weg gen Paris.

Frühzeitig war's Winter geworden, denn wir schrieben schon Anfang November. Vor Paris brumnten die Kanonaden der Forts; das „Gehirn der Welt“, die Seinestadt, mußte aber schon an starken Delirien leiden, denn Favre hatte Bismarck einen fünfundzwanzigtägigen Waffenstillstand vorgeschlagen, während welches ohne irgend welche Gegenleistung die deutsche Armee die Verproviantirung besorgen sollte! Sonderbare Blasen, die aus diesem Gehirn aufstiegen! Die Herzogin v. Hamilton verlangte vom Könige sogar in alter Freundschaft für den gefangenen Kaiser, er solle doch auch die gefangene Garde nach Cassel schicken, um dort das zweite Kaiserreich im Auszug zu etabliren!

Auf der östlichen Seite des Belagerungsringes herrschte tiefe Stille, als ich beim 13. Armeekorps vor dem Schlosse

Le Piple, dem Hauptquartier des Großherzogs von Mecklenburg, abstieg, denn man munkelte von einer Expedition gen Süden. Se. Königl. Hoheit empfing mich mit gewohnter Freundlichkeit und lud mich ein, zu bleiben. Das Schloß gehörte dem Herrn Hottinger, Schwiegerohn des Frankfurter Bethmann; derselbe hatte sein Eigenthum verlassen, um in die Pariser Mobilgarde zu treten, und das war erklärlich, seine Gattin aber, eine Deutsche, war vor ihren eigenen Landsleuten nach Tours geflohen. Das 13. Korps war bisher ein fliegendes gewesen; es war von Schleswig kommend durch Frankreich gezogen, die Festungen bombardirend und sie dann der Landwehr überlassend. Am Abend schon sagte mir der Großherzog bei Tafel, er werde mit der unter seinen Befehl gestellten neuen Armee-Abtheilung in den nächsten Tagen aufbrechen, und lud mich ein, ihn zu begleiten.

Eine ganze Garnitur von bedeutamen Schöffern lag hier in dieser Gegend; ich suchte sie am nächsten Morgen auf, zunächst Cercay, das Besizthum des Vicetajfers, des Ministers Rouher; dasselbe hatte nicht das Glück, ein Kommando zu beherbergen, es war von einer der Spizzen des Armeekorps besetzt, angesichts des Feindes nicht geschont worden und stand jetzt verlassen. Es zeigte keineswegs den Luxus seines Nachbarn Groß-Voi, dem Fürsten Wagram gehörig. In Bibliothek- und Arbeitszimmer mochte der allmächtige Minister oft und viel für das Wohl Europas gesonnen haben. Aber kostbares diplomatisches Material fand ich hier noch in seinem Archiv, freilich durcheinander geworfen. So manche wichtige Staats-Akten hatten den Soldaten als Feuerungsmaterial gedient. Trozdem gelang es mir, aus den arg verwüsteten Papierstößen, den Aktenstücken, die Hochinteressantes über die napoleonischen Staatsrathssitzungen enthielten, Manches in der Eile zu mir zu stecken, um dann nach Piple-Chateau zurück zu eilen und den Großherzog zu ersuchen, er möge einen Posten vor das Schloß Rouhers stellen. Dies geschah denn auch. Als ich aber am Nachmittag

wiederkehrte, um in dem Archiv mit Ruhe zu suchen, wies mich der Posten zurück, weil ich keine Erlaubniß mitbrachte.

Später Abend war es, als ich, nachdem ich noch in Groß-Boi die große Muratsche Bibliothek durchstöbert, zurückkehrte. Ich hatte einige kostbare Stunden versäumt durch einen höchst originellen Anblick. In einem Zuge von etwa achtzig Wagen waren amerikanische Familien an uns vorüber gekommen, die Paris verlassen, um sich nicht dem zu erwartenden Bombardement auszusetzen. Ich hatte unter ihnen einen Freund und Reisegefährten wiedergefunden, der uns Interessantes aus der unglücklichen Stadt erzählte. — Am andern Morgen zeitig hieß es: Marsch!

Einige der gefundenen Papiere veröffentlichte ich auf dem Marsch in der Köln. Ztg., u. A. eine Korrespondenz des Herrn von Dalwigk, des hessischen Ministerpräsidenten und zähesten Gegners Preußens aus der Zeit der Luxemburger Affaire. Damals, 1867, hatte er Napoleon versichert, man werde ihn in Deutschland freudig begrüßen, jetzt aber war er eben nach Versailles gereist, um in den sauern Apfel zu beißen, dem Vertrage zur Gründung des Deutschen Reiches beizutreten und Bismarck seiner Begeisterung für die große Sache zu versichern; er fand aber den eisernen Grafen ebenso kühl wie einen eisernen Ofen, in dem man ein Strohfeuer angezündet.

XXXVII.

Von der Tann in Orleans. — Ehlers und Dupanloup. — Die Requisitionen. — Im Bickjack. — Chartres. — Mein Franc-tireur. — Aurelles de Paladine. — Die blutigen Tage von Orleans. — Pertuiset's Erfindung. — Beim Bischof. — Die Langweiligkeit der Belagerung von Paris. — Das Tagebuch des Belagerten. — Das Hotel du Reservoir und die Reservoiristen. — St. Germain. — Bei den Schanzen. — Die Kaiserkrönung. — Der Ausfall vom 19. Februar und die Versailler Schlafmützen. — Unser Perpendikel Jules Favre. — C'est plus chic, une convention. — Die Parlamentär-Brücke und die Pariser. — Messier. — Heimlich in Paris. — Die Société internationale. — Ein einziges großes Hospital. — Die beiden Ablots. — Ein theures Diner. — Wie Paris die 200 Millionen bestattete. — Friede! — Einzug in Paris und was dabei vorging. — Abschied vom Leser.

Wie interessant auch der Loire-Feldzug, der für meine Aufzeichnungen verabredete Umfang gebietet mir, mich auf die Hauptmomente desselben zu beschränken. Der Großherzog wünschte, ich möge mich dem Stabe anschließen; schon nach der ersten Nacht in Chevreuse aber zog ich es vor, mich wieder frei bei den Vorposten zu bewegen. Der Krieg hatte neue Spannung gewonnen, denn wir hatten eine neue feindliche Armee, die aus den noch unberührten Provinzen leicht und schnell organisirte Süd-Armee unter General Aurelles de Paladine vor uns, die eine Entsehung von Paris anstrebte. Schon Anfangs October waren das erste bairische Korps und die 22. preußische Division von der Cernirungs-Armee gegen das bei Orleans sich sam-

melnde 15. französische Korps gesandt worden, die mit zwei Kavallerie-Divisionen am 11. Orleans genommen hatten. General von der Tann hielt seitdem Orleans besetzt, und da war es denn inzwischen Herr Thiers gewesen, der durch Schein-Verhandlungen der Süd-Armee Zeit zu verschaffen gesucht.

Alle Umstände sprechen dafür, daß General von der Tann dem alten Fuchs gegenüber nicht mißtrauisch genug gewesen, denn während er am 8. November mit Thiers und dem ebenso glatten Bischof Dupanloup in Orleans beim Frühstück saß und dann Thiers eine Eskorte nach Beaugency gab, schritt der Feind schon mit weit überlegener Macht, um 10 Uhr Morgens, zum Angriff auf das schwache bairische Korps. Von der Tann, ganz auf sich angewiesen, nahm den Kampf auf, zog sich aber durch ein höchst geschicktes Manöver, vom linken Flügel beginnend, gegen Gemigny und St. Sigismund zurück und erreichte in der Nacht Toury, den Anschluß an die 17. Division suchend, die erst nach dem Gefecht herannahte.

In der Nacht noch suchte ich den General v. d. Tann auf einem meilenweiten Ritt und fand ihn in einem Dorfe vor Toury. Die Bataillone lagen hier bei lodernden Feuern in Alarm. Der General hatte sein Quartier in einem elenden Bauernhäuschen, dessen Eingang von ganzen Haufen von Stroh und Heu versperrt war. Einer seiner Adjutanten meldete mich und führte mich zu ihm eine Hühnerstiege hinauf in ein kaum drei Quadratmeter haltendes Zimmerchen. Von der Tann saß bei trübem Lampenschein an einem kleinen Tisch, über eine Spezialkarte gebeugt. „Sie sind mir sehr willkommen!“ rief er mir entgegen. „Es ist mir ein Bedürfniß, mich über die Vorgänge der letzten beiden Tage auszusprechen.“ Ich mußte neben ihm an der Karte Platz nehmen, die er, wie er mir sagte, von dem Pfarrer des Ortes requirirt, sah die Augen des Generals stark geröthet und senkte, seine Stimmung achtend, die meinigten auf die Karte. Der General machte kein Hehl aus seiner

Gemüthsverfassung. „Was mich schmerzt,“ sagte er, „daß ist der Gedanke, daß ich in diesem Kriege der erste deutsche General sein mußte, der geschlagen worden, aber ich stand mit Zwölf-tausend gegen mehr als das Vierfache.“ — „Excellenz leisteten nach Aller Ueberzeugung ein strategisches Meisterstück!“ — „Es blieb mir nichts übrig! Ich glaubte an die Ehrlichkeit der Waffenstillstandsverhandlungen und rechnete auf das Eintreffen des Großherzogs von Mecklenburg, der ja einen Durchbruch der Südmarmee auf Versailles vereitelt haben würde.“

Der General orientirte mich jetzt auf der Karte über sein Manöver und gab mir einen umständlichen Gefechtsbericht. „Ich gedenke bis morgen Mittag hier zu bleiben; es wäre mir lieb, Ihnen morgen noch einige Details geben zu können,“ schloß er, als ich mich erhob, um in der Nacht noch Angerville zu erreichen. Während er mir die Hand drückte, sah ich seine Augen wieder feucht. Sein Herz war offenbar schwer gekränkt und nicht frei von Vorwurf. Ich hatte noch in der Nacht Gelegenheit, dem Großherzog den Gefechtsbericht von der Tann's vorzulesen. Als ich am Morgen zeitig wieder auf dem Wege zu diesem war, hielt der Großherzog mit dem Herzog von Altenburg, dem Herzog von Meiningen und seinem Stab auf der Höhe nach Toury, bis wohin unsere Posten vorgeschoben waren, während ich über den Acker jagte. Eine Ordonnanz eilte mir nach und befahl mich zu Seiner Königlichen Hoheit. „Um Gottes willen, wohin wollen Sie?“ rief der Großherzog. — „Zu Excellenz von der Tann!“ — „Der hat ja gegen Morgen schon seine Stellung gewechselt! Sie jagen da gerade in die Franzosen hinein!“ lachte der Großherzog, und so begegnete ich denn dem General von der Tann erst später, als er sehnsüchtig nach einer Kolonne mit Schuhzeug für seine Soldaten ausshaute, auf den rastlosen Märschen der großherzoglichen Armeeabtheilung, die uns schließlich wieder nach Orleans zurückführten.

Einige Tage nach jener Nacht lagen wir bei der Feldwache

im Dorfe Imonville, neben mir im Stroh einige Chevauxlegers-offiziere. Man erwartete den Rapport der Patrouillen. Auch der Herzog von Altenburg hatte, einen Moment der Ruhe suchend, kein besseres Lager gefunden als auf diesem Strohhaufen. Mein Nachbar ward unruhig im Stroh, er dachte über etwas, das ihn aufregte. Plötzlich erhob er sich mit glühend rothem Gesicht und ballte die Faust. „Schaun's,“ rief er, „wann wir wieder nach Beaugency kommen, da geschieht 'was!“ Er hatte die Eskorte des biedern Thiers geführt und war zum Dank für gutes Geleit in Beaugency mit Schüssen aus den Häusern empfangen worden. Unter der Truppe ging die Rede, Gambetta sei bei dem Angriff des Generals Paladine von Tours aus zugegen gewesen, um bei dieser Gelegenheit wieder nach Paris hinein zu kommen, und vielleicht hat auch Thiers, sich zufrieden die Hände reibend, diesem Resultat seiner Waffenstillstandsverhandlungen beigewohnt.

Es war das überhaupt eine gefährdete Situation für uns in diesem Dorfe; dicht vor uns, geschützt von den Waldungen, sollte der Feind in großer Stärke sich gesammelt haben. Die Meldungen der Patrouillen waren schon am Abend sehr beunruhigend gewesen, als der Großherzog sein Hauptquartier nach seiner Gewohnheit so nahe an den Feind gelegt.

Mr. H., der Amerikaner auf der Suche nach Krieg, war an diesem Abend sehr besorgt um ein Quartier in dem armen Dorfe gewesen; als der Feldgendarm mir ein verlassenes Häuschen als Quartier angewiesen, rief ich ersterem zu, er solle sich in die Hütte daneben legen; nach wenigen Minuten trat er aber mit kläglichem Gesicht zu mir: „Komm' ich da in das Haus,“ rief er, „bellt ein Kind!“ Und wirklich fand ich ein armes hilfloses Wesen, das die Eltern auf ihrer Flucht zurückgelassen. Im Flur des Hauses gegenüber sah ich ein junges Mädchen vor einigen Offizieren die Hände ringen. Auf meine Frage erklärte sie mir weinend, ihr Vater, der Bäcker, sei ja

nicht im Stande, bis zum Morgen so viel Brot herzustellen, wie requirirt werde; die kleine Gemeinde sei schon am Bettelstab.

Schon zu verschiedenen Malen hatte ich, mit der Spitze in eine Ortschaft einreitend, aus der eben der Feind sich erst zurückgezogen, wegen meiner besseren Bekanntschaft mit der Sprache mich im Rathhause auf den Stuhl des Maire setzen müssen, um dem versammelten Gemeinderath die Requisitionen an Brot, Fleisch, Heu und Stroh zu diktireu, was dann nie ohne heftige Opposition abgegangen. Sah mir die Gemeinde noch wohlhabend aus und setzten die Väter der Stadt mir ihr «impossible» entgegen, so gab ich zur Antwort: «Alors le double!» Wie weh das uns selber that, die Truppen durften nicht noch mehr hungern, als es schon geschah; und wenn bei ersichtlicher Renitenz von uns das Doppelte verlangt worden, verständigten wir uns gewöhnlich über die ursprüngliche Forderung.

So auch hier in Zmonville. Bei der notorischen Noth, die schon im Dorfe herrschte, spielte ich den Vermittler bei der Bäckerfamilie und dem anwesenden Maire. Die Tochter der ersteren preßte mir mit Thränen die Hände und ging dann mit mir, um sich des armen Kindes anzunehmen. In der Nacht pochte eine Hand leise an mein Fenster. Des Bäckers Tochter war's, die mir aus Dankbarkeit zuflüsterte: Monsieur, il y a danger! und verschwand. Ich eilte sofort zum Kommando hinüber, erhielt aber die Antwort, daß die Meldungen der Patrouillen beruhigend.

Inzwischen war die 17. Division eingetroffen. Ich sehe sie noch, die braven Baiern, eine Truppe, so rauschlos wie kaum eine andere, wie ihre Spitze Angerville erreichte und, die preussischen Kameraden Abends in den Straßen umarmend, ausrief: „Wann wir nur a Pickelhauben noch bei uns g'habt hätten!“

Drei Tage lang Geschwindmärsche im Zickzack. In den Dörfern war Alles ausgehoben, was die Waffen tragen konnte;

die Bevölkerung aber trug sich mit dem Bewußtsein eines großen Sieges; als sie uns in Epervon wieder eine gute Tagesreise von Versailles sah, glaubte sie uns auf der Flucht. Der Feind hatte eine gemeinsame Operation von Dreux und dem Mont Valerien mit obligattem Ausfall im Sinn, denn wir hatten es jetzt auch noch mit einer West-Armee zu thun. Aber Dreux wurde am 17. November gestürmt, Houdan genommen, Châteauneuf ebenfalls und unsere Vorposten standen also im Bogen von Orleans bis Versailles. Als ich mit einer Batterie in das hoch gelegene, vom Walde beherrschte Châteauneuf, wohin sich das Hauptquartier begeben sollte, einzog, war von dem Städtchen der nördliche Theil noch in den Händen des Feindes und dieser bestrich die eine lange Straße noch mit den Chassepots. Auf dem inmitten derselben gelegenen Marktplatz vor der Mairie reichte mir ein Feldgendarm meinen Quartierzettel für ein Landhaus. Einer der Generalstäbler begegnete mir und warnte mich: „Die Häuser da oben sind noch vom Feinde besetzt!“ Die Kugeln flogen auch noch über den Platz und tödteten das Pferd eines Mannen.

Da erblickte ich im offenen Fenster eines der Häuser vor mir den Herzog von Altenburg. „Hoheit,“ rief ich, „ich bitte um eine Kompagnie, um mein Quartier beziehen zu können.“ Der Herzog lachte. Das General-Kommando lag ja auch im feindlichen Schußbereich. Bis in die Nacht hinein schlug man sich in der Waldung, dann rückte auch v. d. Tann in das Städtchen. Die Truppen lagen in Alarm. Von der Loire-Armee war auffallenderweise nichts zu spüren; größtentheils Mobilgarde, die im offenen Felde zu nichts nütze, indeß waren stets auch Marschregimenter im Gefecht. Hiervon zeugten auch die gleichzeitigen Gefechte von La Loupe und La Madeleine, in welchen die 17. und 22. Division engagirt waren.

Ermüdend wär's, von allen diesen rastlosen Marschen und Waldgefechten zu reden, wie der Großherzog anfangs gegen

Westen marschirte, dann seine Richtung gegen Süden nahm, um v. d. Tann in Toury zu Hülfe zu eilen, wie andere Nachrichten und Befehle wiederum eine andere Richtung erheischten, um die West-Armee bei Dreux und Houdan von Versailles abzuhalten; wie Châteauneuf genommen, die Gefechte bei Torcy, la Madeleine, Bretoncelles, La Fourche, Bellême, Digny, Le Theil geliefert wurden; wie man dem Feind auf dem Fuße folgte, immer in bester Fühlung mit ihm, bis endlich nach Orgères.

Kein Wunder, wenn man allgemein dieser Campagne müde war! Der Verlauf war immer derselbe: Kanonade, Gewehrfeuer, Gefangene, die nur eine Last, Verfolgung — aus! Und marsch vorwärts von einer Stadt in die andere! Ich verließ deshalb das Hauptquartier wieder, um in medias res, nach Chartres zu gehen, wo ich die Bevölkerung in hoher Aufregung, die Frauen alle in Schwarz sah. Untermweg nichts als Verwüstung, überall niedergebrannte Häuser, aus denen die Fanatiker auf den Feind geschossen.

In Chartres traf mich das Unglück, meinen erkrankten Diener nach Saarbrücken zurück schicken zu müssen; wo aber in der Eile einen andern finden? Major von Brix, der Stadtkommandant, sagte mir von einem Franctireur, einem noch jungen Mann, der gekommen, um sein Gewehr abzuliefern und um Beschäftigung nachzusuchen, denn er habe zunächst die Pflicht, für Weib und Kind zu sorgen — ein Beweis, daß er erst ein rechtschaffener Mensch und dann Franzose. Wir ließen ihn kommen; er führte mich in seine Wohnung, um mich von seinen häuslichen Verhältnissen zu überzeugen, und war hoch erfreut, täglich fünf Francs verdienen zu können.

Gewagt war's immerhin, mich, der ich stets allein Meilen weit auf einsamen Wegen, von einem Korps, einem Posten zum andern fuhr, einem Franzosen anzuvertrauen; indeß er hieß Alphonse und konnte also kein schlechter Mensch sein; übrigens

verstand er mich, als ich, ehe wir Chartres verließen, zwei Revolver vor mich in den Wagen legte mit dem Andeuten, der eine sei zunächst für ihn, wenn er mich in einen Hinterhalt führe. Ich hatte aber gleich am ersten Tage Gelegenheit, ihn in dem Dorfe Illiers auf die Probe zu stellen. Hier, wo schon viel vorgegangen, lag ganz isolirt ein Posten von acht Mannen, umgeben von den verbissenen Gesichtern Hunderter von Dorfbewohnern. Der Lieutenant fühlte sich sehr ungemüthlich und begriff nicht, daß ich mich allein durch die Franc tireurs und Mobilen in den Wäldern wage. Ich sagte ihm, ich führe selbst einen solchen mit mir. Inzwischen beobachtete ich heimlich meinen Alphonse, der von seinen Landsleuten umringt wurde, und sah, wie er sie barsch von sich wies.

Ein trostloser Anblick, der mich an Trautenau und Bazeilles erinnerte, bot sich mir in Châteaudun, einer noch rauchenden Ruine inmitten eines Paradieses. Ein ganzer Stadttheil, über zweihundert Häuser lagen in Asche, denn die Bürgerschaft hatte sich zur Wehr gesetzt. Durch die falschen Siegesberichte von Orleans irre geführt, war sie der Meinung, es nur mit einem Trupp versprengter feindlicher Soldaten zu thun zu haben, der einen Handstreich versuche; Barrikaden wurden gebaut, um die Mardouxe abzuweisen, alle Fenster mit Schützen besetzt; nach kurzem Kampf aber loderten die Flammen über den Dächern. Die Rosen blühten noch zwischen dem dampfenden Schutt; hier hing an einer Brandstätte noch das Schild einer Versicherung gegen Feuergefähr, dort an einer geschwärzten Mauer ein Blechschild mit «Maison à louer» und in dem Pavillon eines Gartens lag in großem vergoldeten Käfig ein gebratener Papagei!

Murelles de Paladine hatte, bei Artenay stehend, inzwischen seine Zeit benutzt, um die neu organisirte, Patrioten der edelsten Familien in sich schließende Armee kampffähig zu machen. Prinz Friedrich Karl war inzwischen schon über die Loire, auch unsere Armee-Abtheilung, die bisher in rastlosen Märschen, durch

welche der Feind sie zu ermüden suchte, die Windungen eines Korkziehers beschrieb, stand jetzt unter seinem Befehl. Der Winter war mit heftigem Frost gekommen; wir schrieben den 1. Dezember. Der heftige Vorstoß des Feindes bei Beaune-la-Rolande, die Massen-Konzentration desselben ließen erwarten, daß ein entscheidender Kampf schon morgen geschehen müsse, und die Entscheidung fiel, wenn auch nicht an diesem einen Tage.

Schon am Morgen 8 Uhr wüthete der Kampf auf unserm rechten Flügel bis Orgères und Voigny, bei Lumeau im Centrum und Artenay auf dem linken Flügel, wo der Feind sich stark zu verschanzen Zeit gehabt. Etwa zwei Stunden maß die Gefechtsausdehnung; auf der ganzen Linie ein Feuer, namentlich auf dem bairischen Flügel, der gegen große Uebermacht kämpfte, bis das Treffen durch die 17. Division wieder hergestellt worden. Schon am Vormittage loderten zwei Feuerfäulen auf. Der Kampf wüthete auf dieser Seite am ärgsten. Ueber fünf Dörfern schlug schon um 3 Uhr die Lohe gen Himmel. Es war ein überwältigender, ein furchtbar schöner Anblick, wie während des kalten, klaren Wintertages die Sonne, eine Glutscheibe, sich hinter die Feuersbrünste senkte und der Wind die schwarzen Rauchfäulen über sie dahin jagte, wie die Schrapnels zerplägend, gleichsam mit Rabensittichen über sie dahin flogen. Und so klar wie dieser blutige Tag, war auch der Abend. Während es auf unserm rechten Flügel, an dem ich mich wieder befand, ruhiger ward, horchte ich besorgt noch auf das bis 7 Uhr dauernde Feuern des linken, wo der Kampf der formidablen Position des Feindes gegenüber, als er endlich ruhte, doch nicht zum Austrag gekommen zu sein schien. Der Feind lagerte sich uns gegenüber etwa eine Stunde entfernt, um am Morgen von Neuem anzugreifen.

Herzzerreißender Anblick, alle die Todten auf der kalten Erde, vom bleichen Mondenschein bestrahlt, der sich in den gebrochenen Augen spiegelte! Alle Gefechtsdörfer mit Verwundeten

überfüllt! — Vergeblich fragte ich lange nach dem Schicksal eines Neffen, eines blutjungen Lieutenants, und suchte dann Obdach in dem Schlosse Gory, das bis oben hinauf ein einziges Lazareth. Selbst der große Marstall war mit Verwundeten und jammernden Flüchtlingen aus den Dörfern überfüllt. Einige Aerzte beschworen mich, meinen Wagen zum Auflesen der Verwundeten herzugeben. Das geschah, aber bei der traurigen Arbeit ward's Mitternacht, bis endlich meine Pferde und mein Alphonse den Dienst versagten. Der Schnee hüllte die Opfer des Kampfes in ein einziges Leichentuch; ich suchte Schutz vor demselben in einem halb zerstörten Schuppen auf dem Schlachtfelde. Friedrich Karl hatte, Gott sei Dank, am Abend noch dem Großherzog gemeldet, daß er zur Stelle sei und am Morgen eingreifen werde.

Wir hatten 150,000 Mann gegen uns gehabt, unter einem General, der sich als tüchtiger und besonnener Führer gezeigt. An manchen Punkten war der Kampf mit dem Bajonett ausgefochten. Die französischen Gefangenen, von denen ich am Abend siebzehnhundert an mir vorüber abführen gesehen, bewiesen uns, daß wir eine vortrefflich ausgerüstete Armee uns gegenüber hatten, in der die Söhne der edelsten Familien kämpften. Zwar waren die verschiedenen Legionen etwas phantastisch in ihren Uniformen, aber es steckte doch die Blüte des Landes darin. Ihre Bewaffnung war eine vorzügliche, vielfach den amerikanischen Fabrikstempel tragend, ja, was mich am meisten überraschte: als eben eine feindliche Kavallerie-Charge mit großen Verlusten von der Batterie, in der ich stand, abgewiesen war, hob ich einen Karabiner von seltsamer Konstruktion vom Schlachtfelde auf, zu meinem Erstaunen das erste Magazin-Gewehr, das mir vor Augen kam. Es hatte einen eisernen Cylinder im Kolben, der zehn durch Spiralfeder vorzustößende Patronen enthielt, und trug den bekannten Stempel: «Spencer Rifle Co. Boston.» Die Waffe war aber durch die massive eiserne Kammer

so schwer, daß sie kaum von einem Kavalleristen im Kampfe zu hantiren. Jedenfalls war sie ein Beweis von der kostspieligen Armirung des Feindes, freilich aber auch von dem Mangel an Einheit in derselben.

Eine andere Entdeckung ward von den Aerzten konstatiert. Der Feind hatte mit völkerrechtswidrigen explodirenden Kugeln geschossen. Vielleicht war es dieselbe Erfindung, die Herr Pertuiset, der famose Löwentödter, den europäischen Militär-Kabinetten offerirt, die aber von allen, schließlich nach längerer Ueberlegung auch von dem russischen zurückgewiesen worden. Pertuiset machte schon 1868 von sich reden, als er alle Jäger vor dem Herrn gegen Zahlung von 4000 Fr. zu einer gemeinsamen Löwenjagd in Algerien einlud. . . .

Am Morgen um 8 Uhr begann der Kanonendonner von Neuem. Der konzentrische Angriff der zweiten Armee und der großherzoglichen Armee-Abtheilung hatte begonnen. Artenay wurde um 11 Uhr genommen; der Geschützkampf tobte noch über daselbe hin, als ich mit dem I. Bataillon des 11. Regiments auf dem Marktplatz des Städtchens hielt, an welchem die Aerzte in einem Gehöft, dem Verbandplatz, amputirte Arme und Beine angesichts der Soldaten auf den Hof warfen, in den zugleich einige Granaten einschlugen. Ich erinnere mich eines eigenthümlichen Momentes. Während das Bataillon gefechtsgerätig dastand, kam ein Feld-Apotheker mit einem Soldaten, einem kränklich aussehenden Menschen. „Herr Hauptmann,“ rief er entriistet, „ich übergebe Ihnen diesen Mann, der eben gestohlen!“ Der Hauptmann, empört, kommandirte gleich zwei Mann zur Abführung. „Was hat er denn gestohlen?“ fragte er danach überlegend. — „Eine wollene Decke!“ hieß es. — „Laßt ihn gehen! Soll sich warm halten bei der Kälte!“ . . .

Es war wiederum ein schwerer Tag gewesen, an welchem sämtliche Positionen des Feindes erobert worden, der sich geschlagen auf Orleans zurückzog. Die Stadt ward von der Armee-

Abtheilung genommen und um Mitternacht von drei Brigaden besetzt. Der Loire-Feldzug war zu Ende. —

Eine Erholung war's unsern Truppen, endlich in gute Quartiere und Verpflegung zu kommen, denn vier Wochen hatten sie in vollständig ausgezehrten Gegenden die größten Entbehrungen ertragen und namentlich während der letzten drei Schlachttage bei Schneegestöber und 8—10 Grad Kälte das Unglaublichste an Entsaugung geleistet. Ich verließ das von Truppen überfüllte Orleans und ging wieder nach Chartres. Hier ward ich der Gast Sr. Eminenz des Bischofs in dessen luxuriösem Palais. Ich kann nicht sagen, daß man mich gern hier aufgenommen, als ich meinen Quartierzettel präsentirte und meine Pferde in einem großen Hofraum einstellen ließ, in welchem Seine Eminenz eine ganze Galerie von Gypsfiguren, lauter Engel, Erzengel und Heilige aufbewahrte. Mais, à la guerre comme à la guerre! — Monseigneur selbst kümmerte sich natürlich nicht um mich, aber seine Gastfreundschaft war doch eine eminente. Man hatte mir einige Salons eingeräumt, deren Wände mit den Oelgemälden sämtlicher Päpste, der einflußreichsten Heiligen und großen Kreuzfixen bedeckt waren. Ein Lakai hatte Ordre, mich zu bedienen, und so wäre denn Alles vortrefflich gewesen, wenn nicht wiederum alarmirende Gerüchte mir den einen Ruhetag gestört hätten.

Der Adjunkt Sr. Eminenz kam nämlich, mir zu erzählen, die gestern abgeführten 2000 Gefangenen seien wieder zurücktransportirt, da bei Versailles ein heftiger Kampf wüthte, und in der That sah ich die Bevölkerung draußen mit aufgeregten Gesichtern vor dem Palais zusammen laufen. Es sei «un moment critique» meinte der Geistliche scheinbar theilnehmend. Während ich ihn bat, sich um uns keine Sorge zu machen, würdigte mich der Bischof selbst, eine hohe, vornehme Greisengestalt, mit einem Papier in der Hand, seines Besuches. Er klagte mir, einer seiner Pfarrer, der seine Schwester habe besuchen wollen,

sei als Spion verhaftet und mit anderen Gefangenen nach Angerville transportirt worden; er bitte mich dringend, zu seiner Befreiung zu thun, was ich könne, er selbst verbürge sich für die Unschuld des Gefangenen. Da mein Weg mich am selben Tage noch nach Angerville führte, war ich im Stande, dem Bischof für seine Gastfreundschaft erkenntlich zu sein und — beiläufig gesagt — erhielt ich wenige Wochen später in Versailles ein sehr verbindliches Dankschreiben von ihm.

Unerklärlich, auf was sie noch hoffen und warten! war mein erster Gedanke in Versailles. Die Süd-Armee geschlagen, die Nord-Armee geschlagen, von der West-Armee keine Spur und die Vogesen-Armee konnte eine Umschließung Lyons nicht hindern. General Trochu aber, der Held von Paris, hatte den Parlamentär mit der Nachricht von der Niederlage der Süd-Armee lukullisch bewirthet, damit er nicht glauben solle, man leide Mangel in Paris, und jede Unterhandlung abgelehnt! Wir hatten also Aussicht, noch lange in Frost und Schnee vor Paris zu liegen.

In Versailles waren, die Ausfalltage abgerechnet, die auch bald keinen Effect mehr machten, die Straßen wie ausgestorben, dichter Nebel lag über der Place d'Armes; der hart gefrorene Schnee knarrte unter unsern Füßen; die Bäume der Avenuen standen wie mit weißen Leinen behängt in Reih und Glied und die Unsrigen lagen draußen in ihren Verschanzungen. Nur ganz dumpf drang mit großen Unterbrechungen von den Forts ein Bumm! herüber, das zur Nachtzeit klang, als würden die feindlichen Kanoniere von bösen Träumen geplagt oder als wollten sie die Pariser von ihrer Wachsamkeit überzeugen, nachdem es diesen gelungen, bei einem Ausfall nach Osten gegen die Würtemberger, den bisher schwächsten Punkt, beim ersten Anprall einen unbedeutenden Erfolg zu haben.

Der Lauferei recht müde, nachdem ich mit Ausnahme von Weißenburg-Wörth allen großen Aktionen beigewohnt, verbrachte ich meine Abende mit den Offizieren, die von den Vorposten hereinkamen, im Café Globe, wo ihnen ein heiserer Bänkelfänger zur Guitarre französische Chansons vorsang und sie dann im Chor mit „Was kommt dort von der Höh“ oder „Ach, wie ist es so schwer“ einfielen. Es gab ja keine andere Unterhaltung in der trostlosen Winter=Langeweile. War das Wetter nicht allzu garstig, so machte ich meine Ausflüge hinaus in den ersten Belagerungsring, namentlich nach Sévres und St. Cloud, wobei es mir dann passiren konnte, daß ich Nachts, auf der Heimkehr bei den Posten vorüberkommend, Parole und Feldgeschrei vergessen hatte, und wer konnte denn die immer behalten! „Erbswurst und Petersilie, Schweinebraten und Haut ihm, oder Feldmarschall und Hat ihn schon!“ — Und doch waren das im Dezembermonat noch die Flitterwochen der Belagerung, Alles ward in derselben erst neu eingerichtet; wenn ich später kam, war Alles so zu sagen schon eingewohnt; man war überdrüssig und hatte hier und da den Gürtel den stärkeren Athemzügen der Belagerten enger und fester angepaßt; sonst Alles beim Alten.

Aus Langeweile machte ich einen Ausflug nach Deutschland und fand unterwegs einen Wiederklang meiner Empfindungen in den „Daily News“, in dem „Tagebuch eines belagerten Korrespondenten“. Der Belagerte schilderte seine Langeweile, den stillen Verlauf der endlosen Tage, den Ueberdruß, der ihn schon in einem Bombardement, einem Sturm auf die Forts eine Erlösung wünschen ließ. — Mir kam beim Lesen die alte bekannte Anekdote von dem seligen König Ernst August von Hannover, Herzog von Cumberland, ins Gedächtniß. Der Theater=Intendant brachte diesem die Meldung, die Sängerin K. verlange die Lösung ihres Kontrakts, sie wolle nicht bleiben, weil sie sich in Hannover langweile. „Was?“ rief der König in seinem Dialekt. „Denkt das Weib, ich langweile mir nicht in Hannover? Ach

muß auch hier bleiben!" — Ich schrieb also auch der Köln. Ztg. ein Tagebuch eines Belagernden, dessen Inhalt Podbielski in seiner berühmten stereotypen Depeſche „Nichts Neues vor Paris" viel kürzer zu faſſen verſtand.

Ich hätte ja was drum gegeben, wenn ich nur eine Stunde mit dem Herrn der „Daily News" hätte tauschen können! Als ich nach Verſailles zurückgekehrt, begegnete mir Stieber, der Feldpolizei-Direktor auf der Straße, blieb ſtehen und ſtarrte mich an. „Wo kommen Sie denn her?" rief er. „Ich denke, Sie ſind längſt in Pau!" (Die Franzoſen pflegten dahin Gefangene, namentlich Civiliſten zu ſenden.) Und jetzt erzählte er mir, es ſei ihm die Meldung gemacht worden, daß ich mit Wagen und Pferden in die Hände einer Bande von Franctireurs gerathen; er habe die Feldgendarmarie vergeblich aufgeboden, mich zu ſuchen. Gleiches ſagte mir ſpäter auch Fürſt Pleß, der ebenfalls Ordre gegeben, nach mir zu ſuchen. Thatſache war allerdings, daß einer der Vorpoſten, als ich mich von ihm getrennt, geſehen, wie ich von einer Schaar Franctireurs am Eingang einer Waldung mit Schüſſen verfolgt worden, jedoch nicht bemerkt hatte, daß ich ihnen glücklich entkommen. Ich hatte Niemanden von meinem Ausflug nach Deutſchland geſagt und man hatte alſo in Verſailles nach mir vergeblich geſucht.

Verſailles war zu allen Zeiten langweilig, eine ſelbſtgefällige, verſteinerte Gloire Frankreichs, die auch der Pariſer nur aufſuchte, wenn die großen Waſſer ſprangen, ſo lange er noch ebenſo hoch zu Roße ſaß wie hier Ludwig XIV. im Schloßhofe. Selbſt eine Promenade durch die Säle des Schloſſes, vorüber an all den bluttriefenden Schlachtgemälden, an den Betten der Verwundeten, an den barmherzigen Schweſtern, Deutſchen und Franzöſinnen, die mit der Nadel beſchäftigt da ſaßen, um für die Leſtern zu ſorgen, war mir eine recht verſtimmende, wenn ich nicht, wie einmal geſchah, den Kronprinzen mit einem kleinen Weilchenſtrauß an eins der Betten

treten sah und dem Daliegenden sagen hörte: „Das Sträußchen schickt Ihnen meine Frau!“ oder, wie auch einmal geschah, der Chef-Arzt Dr. Kirchner, eine verschleierte, schlanke, junge Dame in einem der Säle bemerkend, erregt ausrief: „Bringt mir das Weib hinaus! Ich will sie hier nicht!“ — nämlich die italienische Gräfin de la Torre, die schon im Garibaldi-Feldzuge ihre Rolle gespielt, hier aber, wie man sagte, vor Versailles in einem Landhause mit einem englischen Korrespondenten lebte und, vielleicht nicht mit Unrecht, im Verdachte der Spionage stand. Warum man sie dennoch litt, erfuhr ich nicht, wohl aber sah ich sie mehrmals auf den Treppen des Hotel du Reservoir, das namentlich von fürstlichen Begleitern des General-Kommandos, den „Kriegs-Reservoiristen“ bewohnt ward.

Trostloser noch war es Abends auf dem Schloßhof und der Place d'Armes, deren Laternenlicht von dem Nebel verdüstert ward. Man hätte glauben können, im tiefsten Frieden zu sein, wenn Trochu, unser „General Bumm“, nicht früh morgens seinen berühmten „Ideen“ Luft machte. Meine einzige Lektüre war Reybauds „Jérôme Paturot à la recherche de la meilleure des républiques“, die ich einem unserer „Universal-Erben“, unserer Krankenträger, abgenommen. — Jérôme sucht bekanntlich heute noch nach diesem Kleinod. —

Wöchentlich einmal fuhr ich nach St. Germain zu dem berühmten Restaurant, in dessen Mauern Ludwigs XIV. Wiege gestanden und in dem heute noch Alles Wiege ist, denn jedes Möbel zeigt eine solche in Schnitzerei und Stickeri. Für dieses Haus schien der Krieg gar nicht da zu sein; Alles war intakt geblieben. Der alte Kellner mit dem weißen Haar und dem Kammerherrn-Gesicht versprach jedesmal in einer halben Stunde ein «dîner comme il faut» und während der Zeit spazierte ich in dem schneebedeckten Garten, in dessen Buchsbäume sogar Wiegen eingeschnitten, und unterhielt mich mit dem über dem Bassin auf seiner Stange sitzenden Condor, den Alexander Dumas einst

hier zurückgelassen, als er auch seine Rechnung zu bezahlen vergessen. Es schien das hier, trotz dem gegenüber liegenden Mont Valerien, ein ganz neutraler Platz und der Kammerherr rieb sich vergnügt die Hände, als ich ihm sagte, Dieppe sei von den Unfern besetzt — so war ja wieder Aussicht auf Seefische! Das Diner war immer fürstlich, die Rechnung auch.

Weihnacht und Neujahr waren uns recht melancholisch vorüber gegangen. Briefe aus Deutschland beklagten sich fortwährend, namentlich nach der so erfolgreichen Beschießung des Mont Abron, daß die Belagerung so lange daure. Bei den Bränden, die unsre Geschosse in Paris selbst verursacht, als unsrerseits Ernst gemacht wurde, rechnete man allerdings auf die moralische Wirkung derselben, aber die Frage blieb immer die, wie lange es der Pariser Magen noch aushalten werde.

Auch die Versailler Bevölkerung ward immer nervöser; man sprach fast täglich von kleinen siegreichen «sorties» der Pariser, bei welchen unsre Batterien genommen oder vernagelt worden seien, erwartete noch immer eine Entsetzung durch die Süd-Armee und athmete auf, wenn die Kanonade der Belagerten an gewissen Tagen ein wilderes Tempo annahm. Auch unsrerseits war man auf heftigere Ausfälle gefaßt, denn Trochu schien, als unsre Batterien sich ihm immer mehr näherten, die Geduld zu verlieren, und allerdings sah ich, wenn ich hinaus kam, die Verbindungs-Bege zwischen unsern Batterien schon so gefährdet, daß einzelne bereits durch Schildwachen gesperrt worden. War's früher einem Gewitter ähnlich, dessen Blitz nur hier und dort niederfuhr, so durchzuckten jetzt Hunderte solcher die Luft, hier ein Dach zermalmend, dort eine Mauer zerschmetternd, daß die Steine und Bretter umher geschleudert wurden.

Inzwischen ward in Versailles eine stille, aber welthistorische Feier vorbereitet. Die Salle des Glaces im Schlosse ward festlich decorirt zu der auf den 18. Januar festgesetzten Krönung des deutschen Kaisers, Wilhelms I. Ein Ordensfest sollte mit

derselben verknüpft werden. Nichts verkündete selbst am Tage vorher den Bewohnern von Versailles, daß König Wilhelm angesichts Ludwigs XIV. und aller «gloires de la France» morgen die Krone Karls des Großen auf sein Haupt setzen werde, und wenige wußten, was vorgehen sollte, als am Morgen der Zapfenstreich, die deutsche Hymne und die Melodie des Preußenliedes die betäubten Langschläfer weckte und bald danach die Truppen ihre Aufstellung nahmen.

Auch des Königs Erscheinen auf dem Platz in einfachem braunen Reijewagen, à la Daumont geführt, verrieth nichts von der Bedeutung des Tages. Das jubelnde dreifache Hurrah der Truppen war ebenfalls nichts Ungewohntes; kein Franzose hätte sich vorzustellen vermocht, daß ein deutscher Kaiser ohne goldstrotzende Equipage und auf allen Nähten vergoldete Lakaien zu seiner Krönung fahre! Und eben so einfach, aber ergreifend war das Ceremoniell, dem Alle mit feierlicher Andacht lauschten und zusahen. Es war ein Akt, der für uns Deutsche von unermeßlicher Bedeutung und Tragweite, und mit hochklopfendem Herzen blickte ich, während der eiserne Graf mit ebenso eiserner Ruhe die Proklamation verlas, auf das ehrwürdige Antlitz des Heldengreises, wie er, umgeben von den mit dem Schwert umgürteten Fürsten Deutschlands und seinen wettergebräunten Generalen, den Pathen unsrer Neugeburt, da stand, wie er mit Thränen in den Augen die Krone übernahm und seinen Sohn umarmte.

Nichts verrieth in der Stadt auch nach dem großen Akt den Geburtstag des neuen deutschen Kaiserreiches; die Place d'Armes war leer, als die wenigen Truppen abgezogen, selbst von einer Kanonade hatten wir nichts gehört; dagegen ward die Botschaft von dem neuen Siege in den Vogesen erzählt, wo Werder auch die Ost-Armee Bourbaki's geschlagen und an die Schweizer Grenze drängte. Das deutsche Kaiserreich war heute eine Thatsache, die Fahnen, die während der Feier das

greife Haupt des Kaisers umschwebt, waren ihren Regimentern zurückgegeben.

Mit einigen Freunden den Rest des Tages durch ein kleines Krönungsdiner in St. Germain feiernd, wo ich dem dienstthuenden Kammerherrn von derselben erzähle, sah ich an dem durch die Schneedecke erhellten Abend bei der Abfahrt auf dem mächtigen Fort des Mont Valerien die Glacis und Abhänge mit unruhigen dunklen Kolonnen bedeckt und meldete dies auf der Kommandantur. Und richtig: den Parisern mochte das Vorgegangene neue Kongestionen verursacht haben. Am Morgen des 19. um 8 Uhr Morn. Trochu machte vom Valerien einen Ausfall gegen das 5. Korps.

Als ich die Höhe des Schlosses Beaugard erreichte, warf das grobe Geschütz, die Riesenkanone, ihre Zuckelhüte in den schon mit Eisen gepflasterten Schloßgarten, ihre Eingeweide umher und gegen die Mauer speiend. General von Kirchbach stand mit Seelenruhe diesseits derselben bei der Reserve-Artillerie, ein Zeitungspapier mit Schinken in der Hand, und bot mir davon. „Schlechter Soldat!“ lachte er, als ich vorläufig dankte, um einen Blick über das Gefecht zu thun. „Nachher giebt's nichts mehr!“ Auch William Russell, der bekannte englische Korrespondent, hatte sich hier eingefunden. Major von Pilgrim, bei dessen Batterie ich schon am Morgen von Königgrätz in Mechanitz die Schlacht eröffnen gesehen, hielt die Uhr in der Hand. „Geben Sie acht.“ rief er, „alle sechs Minuten ein Schuß!“ Und so geschah es mit wunderbarer Präzision in Ziel und Zeit.

Der Feind rang auch an diesem Tage mit Zähigkeit um einen Durchbruch, aber vergebens. Nach einem letzten heftigen Vorstoß feierte er unter klingendem Spiel wieder einen Sieg nach rückwärts; wie man behauptet, in Paris übel empfangen. Gefangene, die übrigens alle sehr wohlgenährt ausfahen, erzählten, der Pöbel habe sie zu diesem Ausfall gezwungen und

ihnen befohlen, wenn sie nach der einen Richtung nicht durchkämen, nach einer andern ihr Heil zu versuchen.

In Versailles war inzwischen das Barometer sehr hoch gestiegen. Schon bald nach Beginn der Kanonade hatten sich überall Gruppen gebildet, die weiße Zipfelmütze der Epiciers blickte aus allen Fenstern, und als sie die Korps-Artillerie auf dem Plage alarmirt sahen, sträubte sich diese wie ein Hahnenkamm. Alle compères schwuren, es sei heute der letzte Tag der Prussiens gekommen und die Erlösung da; sie drängten sich sogar in den Kaffeehäusern zusammen, als alle die Verhafteten draußen waren, um sich fricassiren zu lassen. Die letzten Kanonen hatte man nach ihrer Ueberzeugung schon zur Rettung hinaus geschleppt und Versailles war frei! Man harrte fieberhaft des Einzuges der Sieger. — Und da kamen sie! Schmetternde Musik zog herein! Aber nicht die Ihrigen waren es; Baiern zogen in die Stadt, um dieselbe zu besetzen, während die Kämpfenden noch draußen; Baiern, die ihnen den letzten Tropfen des theuern Bieres austranken, das noch vorhanden! — Als ich nach 10 Uhr Abends von draußen in mein Quartier zurückkehrte, fand ich meine drei schwarzen Damen der Zauberflöte in stillen Thränen. Auch sie hatten gehofft und verbargen jetzt ihren Schmerz.

Am nächsten Tage wiederum Alarm, aber es war blinder Lärm. Trochu hatte vierundzwanzig Stunden Waffenruhe zur Begrabung der Todten verlangt, der Kaiser aber nur zugestanden, daß die Todtengräber nicht belästigt werden sollten.

Am 24. Kapitulationsgerüchte. Unser ewiger Jules Favre war am Abend gekommen und hatte mit Bismarck stundenlang konferirt; am Morgen fuhr dieser zu Favre und am Mittage Favre wieder zu Bismarck. Ersterer reiste wieder ab, um am 25. zurückzukehren; die Einen glaubten, er habe die Kapitulation in der Tasche, die Andern behaupteten: nur die alten großen Rosinen. Inzwischen aber wurde weiter bombardirt. Als ich am Mittag bei unsern Posten an der Sevres-Brücke eintraf, wehte

die Parlamentär-Flagge; Favre war in seiner schon bekannten braunen Reisetutsche durchgekommen. Im übrigen wurde weiter bombardirt, selbst vom Point du Jour flogen die Granaten herüber, und so ging das die Nacht hindurch. Am Morgen jagte man mir, Bismarck habe 7 Milliarden Entschädigung gefordert; eine damals märchenhafte Summe! — Am 26. wehte wieder die weiße Flagge an der Brücke draußen; die beiderseitige Kanonade war eingestellt worden. Es roch nach Frieden. Am 27. morgens 10 Uhr sahen wir an der Parlamentär-Brücke zwei Equipagen ankommen, und um 11 Uhr erschienen dann auch jenseits der General Beaufort mit seinen Adjutanten und unser diplomatisches Perpendikel, Favre, mit zwei Sekretären. Sie bestiegen die Equipagen und der Vorposten-Kommandeur gab Befehl, bis zu ihrer Rückkehr die weiße Fahne auf der Kronprinzenschanze und im Repli aufgehißt zu lassen. Die französischen National-Gardisten jenseits des Kanals schauten von ihrer Feldwache ihren Offizieren nach; einzelne wollten sich sogar schon Bretter über die gesprengten Bogen der Brücken legen, aber so weit waren wir noch nicht.

Es war Waffenruhe bei der aus großen Weinfässern errichteten Barrikade, an der mich vor Kurzem noch der Kommandirende, ein Lucull auf Vorposten, sogar mit den seltensten Früchten und guten, in Granatscherben gereichten Weinen bewirthet. Heute lud mich Hauptmann v. Zoeden sogar zu einem Braten ein. Bis „servirt“ sei, benutzte ich die Ruhe, um eine Promenade zu den Posten an der Seine zu machen, der sich auch der damalige Erbprinz von Mecklenburg-Schwerin mit seinem Adjutanten angeschlossen. — Das arme Sevres hatten sie namentlich während der letzten Woche arg zugerichtet. Die Front der neuen Porzellan-Fabrik zeigte tiefe Narben von Granaten und Chassepots, der Hof war in eine Festung umgewandelt; kaum ein paar Scherben des kostbaren Porzellans wären noch drinnen zu finden gewesen. Barrikaden überall, die Mauer mit Schießscharten

versehen; über dieselbe hinweg sah ich noch immer den wunderlichen Doppelposten: einen riesigen ausgestopften Bären, der die Tafe auf einen großen Stock gelegt (wahrscheinlich aus einem Kürschnerladen), neben ihm eine große Vogelscheuche mit einem Cylinder auf dem Kopf. Der erstere trug schon eine Menge von Kugeln in seinem Pelz. Träge lagen uns gegenüber die feindlichen Mobilgarden; auf unsre Anrede gaben sie keine Antwort.

Es war ein recht heiterer Tag, und das Beste: man hatte während desselben etwas zu Stande gebracht, denn am nächsten Tage lasen die Versailler an den Straßenecken die von Bismarck und Favre unterzeichnete «convention» auf drei Wochen. — «C'est plus chic, une convention!» rief einer derselben. Paris sollte 200 Millionen zahlen und seine Forts, die Armee ihre Waffen übergeben und sich ernähren, so gut sie konnte; der Feind durfte vor Ablauf der Convention nicht einrücken, es sei denn, daß die Stadt sich zu „mucken“ wage. Jeder Pariser durfte mit einem Passirschein die Stadt verlassen, uns hingegen war das Betreten derselben versagt, weil, wie Favre vorgeschlägt, es an Lebensmitteln fehle. — Am 29. schon wurden von uns die Forts besetzt, und dies gab mir Gelegenheit, mit dem zum Kommandanten des Mont Valerien ernannten Obersten Köhler die Höhe hinauf zu reiten und mir die «grande Joséphine» anzusehen, in der That ein Riesengeschütz, das seine Arbeit gethan. „Richten Sie das Ungeheuer doch für alle Fälle gegen Paris!“ rief ich; aber der Oberst schüttelte den Kopf. Man würde über Verrath an der Convention schreien.

Inzwischen bot sich uns ein originelles Bild an der Sevres-Brücke, an der die Barrikaden beseitigt waren; die Parlamentär-Boote lagen auf der Pariser Seite am Ufer; in das klaffende „zerstossene Haus“ drüben schien die Winter Sonne hinein und die Batterie I lag so ruhig, als sei nichts auf diesem Hügel passiert. Zu Hunderten standen die Pariser drüben am Ufer, ihre Passirscheine zeigend, vornehme Damen in seidnen Gewändern, die

ihre Füßchen dem Noth aussetzen mußten, Männer, die mit blasirt aristokratischen Gesichtern ihre Zettel vorzeigten, Arme und Reiche, von denen sich manche schon jetzt in ihre Provinzen an die Wahlurne für die Nationalversammlung begaben. Andre die sich nach Paris geflüchtet, suchten ihre Ortshafsten wieder auf, ganze Schulen von Knaben, die aus Furcht, in die preussische Armee gesteckt zu werden, nach Paris geflohen, drängten sich über die Brücke, und so manches hübsche Mädchen verschmähte es nicht, Schutz suchend in dem Gedränge, mit dem diensthabenden feindlichen Offizier zu liebäugeln. In den Fenstern der Nachbarhäuser lagen inzwischen behaglich unsre Soldaten; die Generalstäbler kamen zu Fuß und zu Pferde, selbst Kaiser Wilhelm erschien mit einem Fähnlein Ulanen und — «le roi de Prusse!» lief ein Gemurmeln durch die Menge.

Wie gern hätte ich Paris in seinem gegenwärtigen Zustande gesehen! Ich hatte schon an Neßker, den Redacteur des «Temps», geschrieben, ihn gefragt, ob es für mich gefährlich sein würde, erkannt zu werden; aber keine Antwort war gekommen und inzwischen war die Absperrung in Paris noch schärfer geworden; man ließ nur Proviant-Transporte ein. Da überraschte mich morgens beim Frühstück in meinem Hotel eine Hand, die sich auf meine Schulter legte. Ich schaute zurück — und Neßker stand hinter mir. „Speisen Sie mit mir im „Reservoir“,“ flüsterte er mir zu mit einem Blick auf die Offiziere am Tisch. „Ich kann hier nicht mit Ihnen plaudern; ich gehe voraus!“ Und dort, als wir beisammen saßen, rieth mir Neßker ab. „Gott behüte uns vor der Herrschaft des Pöbels,“ rief er, „aber sie wird uns beschieden sein! Wär's nicht allzu viel der Demüthigung, man möchte die Deutschen um Schutz vor ihm bitten! Die Wahl-Agitation beginnt schon im ganzen Lande, aber was wird sie bringen?“

Neßker war zugleich gekommen, sich nach seiner Wohnung in Versailles umzuschauen. Wir plauderten lange. Das Menu,

daß er inzwischen bestellt hatte, war den Umständen nach ein ganz vortreffliches, ich aber, schon ein Spartaner der Erbswürst, sah ihn sehr hoch kauen; nicht Filet aux champignons, nicht Seezunge wollt' ihm schmecken. Und was antwortete er mir auf meine Frage? „Allerdings haben wir Pferde, Hunde, Katzen und Ratten verspeist, eine der legeren kostete ihre 30 Sous; aber so schlecht waren sie nicht zubereitet. Wir hatten übrigens volllauf; kein Restaurant, kein Kaffeehaus hatte geschlossen; wir hatten noch Wein genug, noch sehr viel Pferde, die verspeist werden konnten, und gewöhnten uns daran, daß das Gas fehlte; aber das Brot begann zu mangeln, und als wir am Abend des 19. die trostlosen Nachrichten über die Generale Chanzy, Faidherbe und Bourbaki hörten, blieb nur die Kapitulation übrig, denn die während der Belagerung an der Spitze waren, Trochu voran, hatten genugsam ihre Unfähigkeit gezeigt. Schon in der Nacht vom 4. September hatte Trochu selbst die Vertheidigung von Paris für eine Thorheit erklärt und derselben Meinung waren seine Rätke; da man aber auf eine schnelle Entsetzung rechnete, so übernahm man das Unausführbare und ohne schließliche Aussicht auf Erfolg. Die größte Schuld dieser Männer aber war, daß sie die Bevölkerung mit Versicherungen täuschten, an die sie selbst nicht glaubten.“ —

Trotz Neffzers Abmathen und aller scharfen Kontrolle der Franzosen lag mir daran, die trauernde „Niobe“ zu sehen, die jetzt selbst das Schicksal ihrer Kinder Metz und Straßburg getroffen. Graf Malzkahn, so hörte ich, sollte als Delegirter abermals in Paris mit dem Grafen Flavigny, dem Präsidenten der Société de secours aux blessés, wegen Evacuation unsrer in Paris befindlichen Verwundeten unterhandeln und diesen ersuchte ich, ihn, der nur für seine Person legitimirt war, als sein Sekretär begleiten zu dürfen. Graf Malzkahn war gern bereit hierzu; im schlimmsten Falle konnte man mich ja nur zurückweisen. Am frühen Morgen also brachen wir auf und

fanden am jenseitigen Ufer ein bereits den Grafen erwartendes elegantes Coupé mit Kutscher und Diener, die an Arm und Hut das rothe Genfer Kreuz trugen. Ein ebenso gekennzeichneter Vorreiter setzte sich an unsre Spitze und so ging's durch die gaffende Menge die route de Versailles hinauf.

Alle verlassen, die leichten, zierlichen Sommerhäuschen, zerstört zum Theil durch die Granaten! Gruppenweise kamen Leute mit Broten unter dem Arm, oder sie gingen, solche zu holen. Durch Billancourt zogen die Mobilen und Nationalgarden, ohne Waffen. Und jetzt begannen die Empfangsmaßregeln, die man uns bereitet, Wolfsgruben zu beiden Seiten, kunstfertig wie Honigzellen; Barrikaden der saubersten Arbeit, wie das von dem pariser Geschmack zu erwarten. Am Point du Jour aufsteigende Erdwerke, ein Park von Hindernissen; ein Spargelbeet zugespitzter Pfähle, künstlich mit Drähten verbunden, Pallisaden, spanische Reiter zc. Diese Batterie hier hatte, unterstützt vom Fort Issy und Mont Valerien, täglich ein wüthendes Feuer abgegeben. Leider war das Wetter trübe und verschleierte mir den Blick von hier oben auf Paris. Zu Hunderten trieben sich müßig die «Moblots» hier herum; Alles trug Uniform, vom Knaben bis zum Greise.

In Auteuil begegnete uns der Wagen der Pferdebahn. Kutscher, Kondukteur, Passagiere, alles in Uniform. Am Quai von Passy eine ganze Wagenburg von Proviant, in den Magazinen thürmten sich die Kisten von englischem Schiffszwieback, haushoch lagen schon wieder die Mehlsäcke da. In der Seine lagen die Kanonenboote, das ganze Marsfeld war übersät mit hübsch konstruirten Baracken; der Invaliden-Dom blickte auf eine ganze Stadt von Holz. In den Champs-Elysées und der großen Avenue die Stille eines Friedhofes; über dem Industrie-Palast wehte das rothe Kreuz. Auf den vornehmen Boulevards des Capucines und des Italiens waren die eleganten Ausstellungen in den Schaufenstern verschwunden; wo sonst Diamanten und

Berlen, ostindische Chales, da hingen jetzt Waffen, Regenmäntel, Decken oder es brühtete sich darin ein Schinken, eine Kalbskeule, umgeben von Gemüse und Kartoffeln; ebenso auf den Boulevards Montmartre und Poissonniere. Die Kaffeehäuser waren leer, kein Omnibus, kein Fiaker rollte über den Macadam, nur der Leichenwagen begegneten mir wohl einige zwanzig. Auf den Trottoirs nur Moblots, trauernde Frauen; keine Spur von Luxus. Vor den Bäckerläden standen sie zu Hunderten, aber Alle in größter Ruhe. Die Beamten gingen in Uniform, ebenso die übermüthigsten Boulevardiers, die petits crevés; ich erkannte diesen und jenen von ihnen, sogar einzelne der Chroniqueure der Tagespresse. Es war mit einem Wort das belagerte, halb verhungerte Paris, in dem, wie ein Journal sich ausdrückte, es weder ein Publikum noch eine Nation mehr gab, weil eben — Charpie keine Weirwand mehr ist.

Und heute, am 8. Februar, sollte diese Nation mit verbissenem Groll, den knurrenden Magen voll von Sägespähnen, zur Wahl schreiten, über seine Zukunft entscheiden, ob immer noch Krieg, ob Frieden, ob Republik oder Monarchie! Die Vernünftigen sollten mit ruhigem Verstande handeln, während die Rothen schon in einer Gährung, daß sie die Guillotine zum Altar hätten machen mögen, und man in Paris nicht wußte, ob in Bordeaux, wo die Wahlen geschahen, heute Jules Simon den Gambetta oder Gambetta den Simon einsperren lassen werde! Zur Ehre der Nation aber sei es gesagt: ich sah keinen Betrunknen in den Straßen, selbst nicht unter den umherschleudernden Linien-Soldaten und Mariniers!

Graf Flavigny empfing uns mit großer Artigkeit; da der Krieg vorläufig zu Ende, begannen die Komplimente. Während Graf Malzkahn mit ihm wegen Evacuation der Verwundeten unterhandelte, ersuchte mich der erstere, in dem Coupé nach Batignolles zu einem nationalisirten Deutschen zu fahren, der sich unserer Verwundeten mit großer Hingebung angenommen.

Mein Weg führte an Elchy vorüber, wo auf dem Platz sich als Barrikade ein Berg von Sandsäcken erhob. Lebhafter Handel hier mit Gemüse, Hasen und Lapins, die als Leckerbissen feil geboten wurden. Herr R. Schulz, an dem, wenn er auch naturalisirter Franzose, doch der Makel haftete, ein geborner Deutscher zu sein, er war es, der während des Krieges und namentlich während der Belagerung als Attaché der freiwilligen internationalen Krankenpflege sich unsrer nach und nach fast ausschließlich durch seine Hand gehenden Verwundeten mit Aufopferung angenommen, so daß, als konstatiert werden sollte, wo unsre dreißig und einige Verwundeten untergebracht worden, die französische Krankenpflege in größter Verlegenheit sich an ihn wandte, der dann den deutschen Delegirten Grafen Matzahn zu jedem einzelnen derselben führte.

Erst vor Kurzem, als sich unsre Lebenswege wieder kreuzten, erfuhr ich durch Herrn Schulz, daß er auch während der Commune noch schwere Tage durchgemacht, die für ihn aber das harte Vorspiel einer glücklichen Zukunft geworden. Als nämlich bei Ausbruch der Commune die französische Krankenpflege nach Versailles geflohen und die wenigen nicht transportablen Verwundeten in die Hände der Communarden gefallen waren, stand Schulz vor der Wahl, ebenfalls zu fliehen oder auf seinem Posten zu bleiben und dadurch nicht sein Leben allein, auch das seiner Frau (die ihn als echte Deutsche nicht verlassen wollte) und seiner Kinder aufs Spiel zu setzen. Er faßte aber den schwersten Entschluß seines Lebens und hartete aus. Durch Vermittlung des Fürsten Pleß erhielt er eine vom General von Fabrice gegengezeichnete Delegation, die ihn bei der Commune als Beschützer der in deren Händen befindlichen deutschen Verwundeten akkreditirte. Diese gab ihm dann bis zum Ausbruch des Straßenkampfes eine relative Sicherheit; als aber die Hoffnung der Communarden, zu ihrem Schutz vor den Versailler Truppen den deutschen Truppengürtel durchbrechen zu können, vereitelt

war, konnte ihn auch die Delegation nicht mehr schützen, er mußte selbst sich seiner Haut wehren.

Indeß, er hatte seinen Zweck erreicht; er konnte die ihm anvertrauten Verwundeten nach und nach bis auf drei schwer Blessirte evacuiren. Diese letzten drei waren während des Kampfes zwischen den Communarden und Versaillern in Sicherheit gebracht und wurden später in ihre Heimath überführt. Auf dem Transport eines derselben, der beide Augen verloren, den Herr Schulz selbst in seine Vaterstadt Leipzig brachte, erhielt letzterer die Aufforderung, nach dem Fürstenstein zu kommen, wo ihm Fürst Pleß das eiserne Kreuz überreichte als Zeichen, daß ihm durch des Kaisers Gnade sein Herzenswunsch, „wieder Deutscher sein zu dürfen“, gewährt worden. — Wie Herr Schulz mir mittheilte, war ihm nach all Dem das Leben in Paris zum Ueberdruß geworden; er siedelte 1872 nach Straßburg über, wo er jetzt an der Spitze einer der ältesten und bedeutendsten Buchdruckereien Deutschlands steht.

Von Batignolles mußt' ich zurück zu dem Ambulance-Bureau in der rue Laffitte, in Rothschilds Palais, und das war mir etwas unwillkommen, denn gerade diesem gegenüber hatte ich Jahre lang bis 1868 meine Wohnung an der Ecke der rue de Provence gehabt. Kein Beamter in der Ambulance und auch nicht in der des Grand Hotel, rue Auber. Der Kutscher erklärte mir, er müsse das Pferd füttern und werde um 2 Uhr, also nach zwei Stunden wieder vor dem Hotel sein. So trat ich denn allein meinen Weg durch die Stadt an. Vor der noch unvollendeten neuen großen Oper blickten die Bronze-Statuen, lauter leichtgesch rztes mythisches Gesindel, neugierig über den Bretterzaun. Soldaten und Theerjacketen standen gruppenweise umher. An jedem öffentlichen Gebäude das Genfer Kreuz; Lazareth überall; ganz Paris erschien wie ein großes Hospital.

Von Versailles so früh aufbrechend, hatte ich dort nicht gefrühstückt; der Hunger stellte sich ein. Ich blickte in die Re-

staurants, aber überall leere, ungedeckte Tische. Meine Kleidung war — ich mußte es anfangs nicht — auf dem Rücken mit dem Roth der Landstraße bespritzt; ich erschien also sehr reisemäßig, und woher konnte man kommen? Jeder Fremde war verdächtig. Erst die Blicke der Vorübergehenden machten mich aufmerksam; und jetzt trat auch auf dem Boulevard ein mir bekanntes Gesicht aus einem Hause heraus. Unheimlich ward's mir, als sich dies wiederholte. Und dabei der Hunger! Im Café Riche winkten mir allerdings gedeckte Tische durch die Fenster; es roch sogar nach Bratkartoffeln; aber als alter Gast desselben schlich ich weiter zum boulevard Poissonnière hinauf. Hier kaufte ich Cigarren und das Unglück wollte, daß ich dabei anstatt eines Fünffrankenstücks einen preussischen Thaler auf den Tisch legte. Rechtzeitig bemerkte ich es und zog ihn zurück.

In der rue Rougemont hoffte ich noch die Brasserie Viennoise zu finden, denn Oesterreich war ja hier neutraler Boden. Ich bog vom Boulevard also in die Straße ein. Der in der Thür faulenzende Kellner aber rief mir zu: «Rien à déjeuner!» Das Nichts also überall! — Mich zurückwendend, sah ich zwei Mobilgarden vor mir, die mir gefolgt. Der Eine von ihnen fragte mich hämisch nach einer Straße; ich antwortete ihm, ich wisse nicht. «Alors vous n'êtes pas du pays, monsieur?» — Non! — «Où est votre légitimation?» — Je n'en ai pas! — «Alors vous me suivrez à la Police!» — Au contraire, vous me suivrez! antwortete ich ungeduldig. — «Par exemple! Où donc?» — Au bureau de la Société internationale, où vous trouverez ma légitimation! — «Pardon, monsieur!» Der Mohlot legte mit impertinenter Höflichkeit die Hand an das Käppi und ich ging.

«Probablement, c'est un Russe!» hört' ich ihn hinter mir sagen, wahrscheinlich meines kurzen Reitpelzes wegen, aber ich hörte auch, wie sie mir den Boulevard hinab folgten.

Kein Fiaker zu erblicken; der Regen begann von Neuem,

mein Hunger ward unerträglich, und wieder muß' ich mehrmals mein Gesicht an einem Schaufenster verstecken, um nicht erkannt zu werden. Ich wandte mich über den Macadam in die rue Vivienne, passirte den Börsenplatz, suchte im Palais-Royal vergeblich nach einem Restaurant, kehrte endlich nach wieder einer Stunde in die rue Auber zur Ambulance zurück, wo auch der Wagen noch nicht zu finden. Wieder auf dem Boulevard, wollt' ich eben an einen Zeitungs-Kiosk treten, als Jemand „Pst! Pst!“ hinter mir rief. Zu meiner Beruhigung war's der Diener mit dem rothen Kreuz, der mir sagte, der Wagen suche mich schon lange. Dieser stand denn auch schon da und fuhr mich zunächst vor den Restaurant am Madeleine-Platz. Hier sprang der Diener vom Bock, eilte mir voran, um mir die Thür zu öffnen, und zwischen den hier sitzenden Moblots, Nationalgarden und Seeoffizieren hindurch, schritt ich in den hinteren Raum, in welchem zwei gedeckte kleine Tische standen. Während Aller Augen fragend und mißtrauisch auf mich gerichtet waren und die dame du comptoir auf den rothgekreuzten draußen stehenden Diener zeigte, reichte der Kellner mir den Speisezettel, kaum so groß wie eine Spielfarte, auf der nur Suppe, Fleisch, Chour de Bruxelles und Confiture verzeichnet standen, und diese verspeiste ich denn, nämlich: ein Filet, das von einem ehrsamem Bercheron sein mußte, so groß wie ein Zwieback und zäh wie Sohle war, hier aber nicht Cheval, sondern Moyau hieß, à 5 Fr., 20 Knöspchen Rosenkohl à 2 Fr. 75 C., Wein, Suppe und Brot 4 Fr. 50 C., in Summa 13 Fr. 25 C. In der Wasser-Suppe schwammen einige Talg-Augen und dünne Kartoffeln, das Schwarzbrot schmeckte nach Heu, Häcksel und zerstampfter Baumwolle, von Mehl war natürlich nichts darin.

Graf Malzbahn hatte inzwischen die Evacuation der letzten wenigen transportablen Verwundeten bewirkt. In der großen Ambulance des Hotel rue Auber führte uns der Oberarzt durch die Säle und Korridore. «Comité des Dames» lautete

die Aufschrift an einer Thür; seidene Gewänder tauschten durch die halbdunkeln Gänge. Unsrer Verwundeten waren, hörte ich, mit großer Sorgfalt behandelt worden, die vornehmsten und schönsten Damen hatten sich ihrer angenommen; die beiden schwer verwundeten Sachsen, die ich vorfand, bestätigten es uns mit freudigen Mienen. Dem Einen von ihnen gab Graf Maltzahn einen Brief von seinen Eltern und der kleine Sachse war glücklich, endlich eine Antwort auf seine drei Ballonbriefe zu haben. — Paris war also ruhig; die einzige Hoffnung seines tief gekränkten Stolzes war, daß der Feind als Sieger nicht einmarschiren werde. —

Wenige Tage darauf war ich in Versailles Zeuge eines hochfeierlichen Aktes. Fünfundzwanzig schwarz gekleidete Herren mit weißen Kravatten kamen in einem Leichenzuge die Avenue herauf und in ihrer Gegenwart wurde die Betrauerte aus dem Wagen gehoben, nämlich die Kriegskontribution der Stadt Paris von 200 Millionen. Von 11 bis 5 Uhr dauerte die Ceremonie der Uebergabe, denn die Pariser Herren waren sehr unbequem in ihrem Zahlungsverfahren. — Geheimrath Scheidtmann von der Seehandlung und Bleichröder waren eigens zur Uebernahme dieser Millionen von Berlin hierher beordert worden; Scheidtmann, mein alter Freund, hatte mir schon einige Tage vorher gesagt, als über den Ablieferungs-Modus der Summen Uneinigkeit entstanden, habe einer der Herren gerufen: «*Mais alors, Monsieur Scheidtmann, venez donc les prendre à Paris!*» Worauf Scheidtmann, einer der nervösesten Menschen, ihm geantwortet, er werde sich zu dem Zweck von einem Armeekorps begleiten lassen.

Ein Mäuschen hätt' ich am 26. Februar sein mögen, um im Hause des Bundeskanzler-Amtes zu belauschen, wie der grimme Bismarck in seinen großen Kürassierstiefeln, die Hand auf den Korb des Pallasch gestützt, dem ihm gegenüber sitzenden

mumienhaften und nervösen Männchen aus einander setzte, daß er es beim besten Willen nicht billiger thun könne, daß er ja Belfort und einige Kolonien schon abgelassen; wie dann Thiers sich hinter dem Ohr gekratzt und endlich um 4 Uhr Abends ja gesagt, da am Sonntag ja doch nicht mehr auf fremde Hülfe zu hoffen war. Die Engländer hatten immer nur Liebesgaben und schöne Worte gesandt, die Russen saßen in Pelzhandschuhen und Fußsäcken an ihrer gefrorenen Rewa und Graf Beust fütterte uns sogar schon mit diplomatischen Rosinen und Mandeln.

Nie war Bismarck größer als an diesem denkwürdigen Tage. Ich sah ihn an demselben Abend noch und wie immer bei seinem Aublick fiel mir die Frage ein: würde er im Unglück ebenso groß sein? Bei all meiner Verehrung für ihn — hatte er nicht immer den Vortheil gehabt, seinen Fuß auf den Nacken des Besiegten zu setzen und nicht auch hier wiederum nur einzustreichen, was unser genialer Feldherr Moltke errungen? Es ist wohlfeil, den Fehler zu kritisiren, der Belfort, das eiserne Thor Frankreichs zwischen Jura und Vogesen, an das letztere zurückgab, als Thiers, der ja überhaupt nichts mehr zu fordern hatte, durchaus Meß zurückbegehrte; welchen Werth aber die Franzosen selbst auf diese Festung legten, das bestätigte damals der Minister Picard, erklärend, daß den Parisern die ganze Demüthigung des Einzuges der Deutschen um diesen Preis hätte erspart werden können.

Und diese Demüthigung hatte, als baare Thatsache betrachtet, doch auch für uns nur einen historisch-theatralischen Werth; die Geschichte sollte dieselbe eben nur registriren. „Einzug in Paris,“ lautete jetzt die Ordre in Versailles, „mit Innehaltung der in den Friedens-Präliminarien bezeichneten Quartiere unter der Bedingung, daß die deutschen Truppen die Hauptstadt Frankreichs wieder zu verlassen hätten, sobald der Friede von der Assemblée in Bordeaux ratificirt; Selbstverpflegung der Truppen, Schonung des Nationalgefühls der Bevöl-

lerung.“ — Und diese letztere ward denn auch von den Siegern mit einer Bescheidenheit und Pietät beobachtet, die in der Kriegsgeschichte kaum ihres Gleichen findet und vom Pariser Pöbel straflos in der empörendsten Weise gemißbraucht wurde. That man doch von unsrer Seite Alles, um die massenweise Entfesselung dieses Pöbels zu hindern, der ja dennoch sich der Stadt bemächtigte, als wir sie kaum verlassen.

Morgens 8 Uhr am 1. März also ward der Vereinbarung gemäß der betreffende Theil von Paris durch die Preußen besetzt; die Quartiermacher zogen ein; General von Ramecke begab sich in die von uns zu besetzenden Stadttheile. Inzwischen sammelten sich die Truppen in der Ebene von Longchamps, den Kaiser erwartend, der hier auf diesem Sammelplatz des Pariser Leichtsinns, der Mode, des Luxus, des Sports, wo er schon im Jahre 1867 als Gast Napoleons einer der glänzendsten Revuen beigewohnt, eine solche über 30,000 Mann abhalten sollte.

Als ich inzwischen gegen Mittag an dem Triumphbogen vorüber kam, denn ein Schützengraben sperrte die Passage durch denselben, hatte sich bereits ein Pöbelhaufen um die beiden Kavallerie-Posten gesammelt; die vor dem Thore haltenden Offiziere waren der Gegenstand gemeinster Spottreden, aber Niemand kümmerte sich darum. Ein Fanatiker hatte mit großen Buchstaben «Vengeance» an das Thor geschrieben. Dicht gedrängt stand auch der Pöbel auf beiden Seiten der Avenue der Champs-Élysées bis zum Concordienplatz. «Voleurs! Pilleurs! Assassins!» schrie er den Soldaten ins Gesicht. Eine einzige Salve hätte ihn verjagt, aber es war der strengste Befehl, jeden Schuß zu vermeiden, und leider fehlte es gerade an Kavallerie.

Ich schweige über den Unfug, dessen Schauplatz die Avenue war, den die Unsrigen mit stoischer Ruhe duldeten, bis endlich dieselbe sich mit Truppen füllte, deren Trommel allerdings auch mit Pfeifen und Zischen begleitet ward. Mich einigen Stäben anschließend, erreichte ich den Concordienplatz, der in der That

ein tragikomisches Bild darbot. Die die Hauptstädte repräsentirenden steinernen Frauengestalten saßen nach wie vor auf ihren hohen Postamenten, aber sie trugen schwarze Larven, damit sie die Schande des Vaterlandes nicht sehen sollten; mit der armen Frau Straßburg aber hatte man einen Wahnsinnscultus getrieben, sie mit den verrücktesten Sieges-Emblemen herausgepußt. Im Trabe ging es auf dem nach der rue Royale und den Boulevards zu abgesperrten Platz herum unter Zischen und Pfeifen der Masse; hinter dem Tuilerien-Gitter salutirte die französische Wache, der Pöbel aber trat an das Gitter und spie dieselbe dafür an, sie mit lâches! und traîtres! anschreiend. Die Truppen wurden am Mittage einquartiert.

Am nächsten Tage, als sich die erste Wuth ein wenig gesänftigt, veranstalteten die Baiern vor dem Industrie-Palast, in und um welchen 10,000 Mann in Alarm lagen, ein großartiges Konzert, dem die Pariser gern zuhörten; die beau-monde spazierte bereits in der Avenue, die demi-monde fehlte nicht, am wenigsten Vorurtheil zeigte aber das quart du monde. Sogar die Blinden ließen sich schon herab, uns anzubetteln! Die Kommandantur hatte dem Restaurant Ledoyen in dem Pavillon der Champs-Élysées Befehl ertheilt, für Bewirthung der Offiziere zu sorgen, und dieses servirte denn auch gegen Abend ein großes Diner im unteren Speisesaal, während das Schattenspiel an den erleuchteten Fenstern der oberen Kabinette uns überzeugte, daß das weibliche Geschlecht nicht ganz unverföhulich. Um 9 Uhr Abends bei hellstem Mondenschein großer Zapfenstreich; danach hüllte der Rebel Freund und Feind in seinen nächtlichen Schleier. Paris schloß ruhig; der jour maudit war überstanden, denn am nächsten Mittage sollten die Truppen die Stadt wieder verlassen — die Nationalversammlung in Bordeaux hatte den Präliminarfrieden unterschrieben.

Ein schwerer Kampf mit sich selbst war's noch, der dem unglücklichen Paris nach diesem Friedensschluß bechieden. Die Verlegung der Nationalversammlung und der Regierung nach Versailles überlieferte den Rothen die von der besseren Gesellschaft verlassene Stadt; das Grundwasser, das schon während der Belagerung gestiegen, übersfluthete die Stadt; die Schreckensherrschaft unter der Commune begann. —

Nach Niederwerfung derselben fuhr ich Abends wieder durch die halbdunkeln, nur dürftig mit Gas beleuchteten Straßen von Paris, um einige Monate hier zu verweilen. Noch glühte die Asche der Brandstätten, die Bevölkerung hatte sich kaum von ihrem Schrecken erholt und die Männer, der ernstestn Arbeit entwöhnt, sie warteten noch auf die Ordre ihrer Weiber: Ihr habt jetzt lange genug mit dem Gewehr gefaulenzt, jetzt schafft uns Brot ins Haus! —

Mein erster Besuch galt dem Grafen Arnim, unserem kürzlich bei der Republik akkreditirten Botschafter, in der rue de Lille, in dem alten aristokratischen und bureaukratischen Stadtviertel, in das Ferré, der Bluthund, noch zuletzt den Befehl gesandt: «Faites flamber les Finances!» — Der Graf empfing mich mit Herzlichkeit. „Gott sei Dank, daß auch Sie kommen!“ rief er. „Ich sitze hier wie die Gule unter den Krähen und rings um mich ist Schutt und Asche! Besuchen Sie mich täglich, so oft Sie wollen; Sie werden mir stets willkommen sein!“

Der Raum, den ich mir für meine Mittheilungen vorgezeichnet, ist erschöpft, ich nehme also vom Leser schon Abschied nach diesem glorreichen Feldzuge, wie Manches ich auch noch aus der uns durch denselben bereiteten Zeit des Friedens zu erzählen hätte. Gott erhalte uns ihn noch lange und bewahre uns vor dem Fluch, auch ferner unsre Söhne unter Mühe und

Sorgen in der christlichen Moral und den Wissenschaften er-
zogen zu haben, um sie auf den Schlachtfeldern von Maschinen
zerfleischen zu lassen! Wir sind so eifrig bemüht, den Völkern
des schwarzen Welttheils, unsern neuesten Pfleglingen, durch
Missionen die Wohlthat des christlichen Glaubens zuzuführen,
sie von der Gottlosigkeit ihrer Menschenopfer zu überzeugen,
und bringen diese doch selbst zu Hunderttausenden, wahrlich
nicht zu Ehren des Höchsten, zu dem wir sie beten lehren wollen.
Wir können der Kirchen nicht genug erbauen und verhöhnern
doch die Liebe, die in ihnen gepredigt wird, nicht aus Haß gegen
einander — durch brutalen massenhaften Todtschlag!

Ein Rückblick über meine Aufzeichnungen wird dem Leser
vergegenwärtigen, welche eine blutige Arbeit die Nationen Europas
während dieses Zeitraums geleistet. Für mich habe ich nur
hinzuzufügen, daß ich um Nachsicht bitte für mögliche kleine
Irrthümer in Namen und Daten, denn ich habe nie ein wirk-
liches Tagebuch geführt. Wenn in der officiellen Kriegs-
geschichte Einzelnes anders verzeichnet worden ist, ich schrieb
nur als Zeuge der Ereignisse, gab treue Momentbilder, die mir
heute noch in ihrer ganzen Frische vor Augen stehen.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Los Angeles

This book is DUE on the last date stamped below.

TO LOAN

8 1985

Series 4939



3 1158 01014 3757

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY



AA 001 297 311 1

